Aus dem deutschen Frauenleben.

Von

Karl Strack,

Licent. der Theologie, evang. Pfarrer zu Groß-Buseck bei Gießen,
Decan a. D. und Kreisschul-Commissar.

Zweiter Theil:

Von der Reformation bis zur Zeit Friedrichs des Großen.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke.
1874.

Vorrede.

Der erste Theil meiner Mittheilungen aus dem deutschen Frauenleben hat bald nach seinem Erscheinen eine solche Theilnahme gefunden, daß der Verleger mich aufforderte, den zweiten Theil so bald als möglich zu bearbeiten. Das ist von mir geschehen und ich lege solchen Allen, welche sich für die Geschichte der deutschen Frauen interessiren, besonders den deutschen Frauen selbst, vor. Dieser Band behandelt eine interessante, aber für die Darstellung schwierige Periode der Frauengeschichte. Es ist die Zeit des vorwaltenden religiösen Einflusses. Die Schwierigkeit der Darstellung liegt darin, daß man die Betrachtung der religiösen Kämpfe und Bewegungen nicht umgehen kann und daß man sich auf der andern Seite hüten muß, zu tief in dieselben einzugehen, besonders wenn man auch dem weiblichen Geschlechte eine belehrende und interessante Lektüre darbieten will. Diese Beschränkung ist für einen Theologen vom Fach nicht ganz leicht. Ob es

mir gelungen ist, das rechte Maß einzuhalten, überlasse ich einem billigen, unbefangenen Urtheil. Für religiös gestimmte Leser ist es jedenfalls von Interesse, zu betrachten, welchen Einfluß die Reformation und die darauf folgenden Bewegungen auf die Frauen ausgeübt haben. Ich habe dies mehr durch ansprechende und sprechende Beispiele, als durch allgemeine Schilderungen, darzustellen versucht. Im Uebrigen beziehe ich mich auf die Vorrede zum ersten Band und wünsche, daß man aus dem Mitgetheilten erkennen möge, wie wohlthätig wahre Religiosität und Frömmigkeit auf das weibliche Gemüth einwirkt.

Möchten sich die Frauen der Gegenwart diesem heilsamen Einflusse nicht entziehen!

Groß=Buseck, im Mai 1874.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Stellung der Frauen im Allgemeinen, weibliche Trachten, eheliche Verhältnisse ꝛc.

Die Reformation war zunächst ein rein religiöser und kirchlicher Akt und konnte darum nicht unmittelbar auf die sozialen Verhältnisse und insbesondere auf die Stellung der Frauen einen umgestaltenden Einfluß ausüben. Doch wie sie in ihren Folgen in fast alle Lebensgebiete eingriff, so auch in das Familienleben, namentlich in das Leben des weiblichen Geschlechts. Bleiben wir zunächst bei Demjenigen stehen, wobei diese Einwirkung am augenfälligsten hervortritt, so müssen wir daran erinnern, daß die Aufhebung der zahlreichen Nonnenklöster eine nicht geringe Anzahl der bisher von der Welt abgeschlossenen Frauen wieder in's thätige Leben und in den Familienkreis zurückführte. Manche derselben wurden tüchtige Hausfrauen, manche fanden als Lehrerinnen oder in sonstiger Weise einen nützlichen Beruf. Auf der andern Seite ist nicht zu übersehen, daß manches Mädchen, welches ohnedies nicht selbstständig hätte leben können, hinter den klösterlichen Mauern ein Unterkommen fand, was namentlich für die Töchter des mitunter sehr heruntergekommenen Adels von der größten Wichtigkeit war. Darum suchte man diesem Uebelstande in anderer

Weise abzuhelfen. Man hatte auch früher schon weltliche Frauenstifte, in denen eine Anzahl Fräulein, bis sie sich verheiratheten, ein Unterkommen fanden. Eins der ältesten Stifte der Art war das von Säckingen im heutigen Großherzogthum Baden, dessen Gründung in die Zeiten Chlodwigs und des heiligen Fridolin versetzt wird, und das im Laufe der Zeit reichlich beschenkt wurde. In Regensburg waren zwei Stifte dieser Art, andere in Lindau, Augsburg und vielen anderen Städten. Es lag darum nahe, die aufgehobenen Nonnenklöster in solche Asyle für evangelische Mädchen zu verwandeln. Das geschah z. B. mit dem Kloster zu Quedlinburg, welches zu einer Versorgungsanstalt für Töchter des evangel. Adels bestimmt wurde. Eine nicht ganz geringe Anzahl solcher Fräuleinstifte entstand in Pommern, Brandenburg, Oldenburg und besonders in Hannover. Einige derselben nahmen zum Theil katholische, zum Theil evangelische Fräulein auf, einige auch theilweise bürgerliche, andere nur solche. Dergleichen Anstalten wurden selbst noch in späteren Zeiten gegründet. So stiftete 1732 Joachim Siegmund von Ziegler und Klipphausen das weltliche adeliche Fräuleinstift Joachimstein bei Görlitz zunächst für die Familie des Stifters. Besonders zu beachten ist noch, daß durch die Aufhebung des Cölibats manches Mädchen seiner wahren Bestimmung zurückgegeben wurde, und daß die evangel. Pfarrhäuser, wenn auch nicht ausnahmslos, doch der Mehrzahl nach nachahmungswürdige und nicht unbeachtet gebliebene Vorbilder eines gesegneten christlichen Familienlebens boten. Schon bei Luther, Zwingli und anderen Männern aus der Reformationszeit war dies der Fall.

Luther zeichnet das Bild einer guten Hausfrau, daß man sieht, er habe solches nicht aus der Luft ge-

griffen.*) Er sagt: „Ein fromm gottesfürchtig Weib ist ein seltsam Gut, viel edeler und köstlicher, denn eine Perle. Der Mann verläßt sich auf sie und vertraut ihr Alles. Sie erfreut den Mann und machet ihn fröhlich, thut ihm Liebes und kein Leid sein Lebenlang, geht mit Flachs und Wolle um, schafft gern mit ihren Händen und ist wie ein Kaufmannsschiff, das aus fernen Ländern viel Waaren herbeibringt. Frühe steht sie auf, speist ihr Gesinde und gibt den Mägden, was ihnen gebührt. Was sie nicht angeht, läßt sie unterwegen, sie ist rüstig im Hause, merkt, was frommt und verhütet Schaden. Ihre Leuchte verlöscht nicht des Nachts; sie streckt nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus über die Armen und Dürftigen, gibt und hilft gerne. Sie hält ihr Hauswesen in gutem Stande. Ihr Schmuck ist Reinlichkeit und Fleiß. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und ihre Zunge ist holdselige Lehre; sie zieht ihre Kinder fein zu Gottes Wort. Ihr Mann liebt sie, ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig.“

Luther sprach hierbei aus eigener Erfahrung; darum floß sein Mund über, wovon sein Herz erfüllet war; doch wußte er auch die Kehrseite zu schildern, freilich mit kürzeren Worten. Er sagt: Es ist kein böser Ding auf Erden, denn ein bös, wunderlich und unkeusch Weib. Der Dichter Johannes Fischart (in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.) schrieb ein „Ehezuchtbüchlein,“ darinnen er für Mann und Weib heilsame Lehren aufstellt. Der Mann

„Soll nicht ausrichten alls mit Räuhe,
Sondern gelindiglich und mit Treue;

---

*) Vgl. Spr. Sal. Kap. 31.

Denn Räuhe macht doch nur Scheue,
Und Scheue bringt alsdann Untreue,
Also bringt Räuhe alsdann Reue,
Wenn sie sieht, wie Nichts gedeihe;
Aber Sanftmuth und Gelindigkeit
Bringt willig Treuschaft, willig Leut.
Ein Mann soll nicht ein Sturmwind sein,
Der im Haus einsmals alls wirft ein.
Sondern brauchen der Sonne Witz,
Die allgemach wirket durch ihre Hitz,
Sondern allgemach das Bös hinnehmen,
Und wo die Kält' nicht will erhalten,
Da soll die Wärm' die Stadt verwalten,
Darin wo man alls will stürmen,
Da drängt man die Leut' sich zu schirmen."

Ein gelindes, nachgiebiges Weib schildert der Dichter also:

„Wenn er schreiet — Sie nur schweiget,
Schweigt er dann — Redt sie ihn an.
Ist er grimmsinnig, — Ist sie kühlsinnig;
Ist er vielgrimmig — Ist sie kühlsinnig;
Ist er ung'stümmig, — Ist sie einstimmig;
Tobt er aus Grimm, — Weicht sie ihm;
Er ist die Sonne, — Sie ist der Mond;
Sie ist die Nacht, — Er hat Tag's Wacht;
Was nun von der Sonnen — Am Tag ist verbronnen,
Das kühlt die Nacht — Durch des Mon's Macht,
Also wird g'stillt — Auch was ist wild,
Sonst leicht geschicht — Gleich wie man spricht:
Zween harte Stein — Mahlen nimmer klein.
Eine gescheidt Frau läßt den Mann wüthen,
Aber dann soll sie sich hüten

Daß sie ihn nicht lange maulen lase,
Sondern durch linde Weis und Mase
Und durch holdselig, freundlich Gespräch
Bei Zeiten ihm den Mund aufbrech."

Doch nicht alle Männer wußten so den Segen des Ehestandes und die Freuden des Familienlebens zu würdigen. Schon um 1500 warf ein gewisser Antonius Urceus Codrus die Frage auf: „Ob man eine Frau nehmen solle." Dieselbe Frage behandelte Heinrich Ribsch aus Büdingen 1509. Schriften ähnlichen Inhalts erschienen bis zu Ende unserer Periode z. B. 1693 zu Leipzig: „Lust und Unlust des Ehestandes"; 1723: „Ob es besser sei zu heirathen oder ledig zu bleiben". 1740: „Ob einem ehrlichen Manne zu Heyrathen an- oder abzurathen sei." Andere Schriften beschränkten die Frage, z. B. Daniel Heinsius: „Ob ein Gelehrter heirathen solle oder nicht."

Bedenklicher für die Stellung der Frauen ist der Umstand, daß in Büchern darüber verhandelt wurde: Ob ein Mann seine Frau schlagen dürfe.*) In einer Schrift: „Schauplatz der bösen Weiber" finden wir sogar folgende (lateinische) Verse:

Ein Nuß, ein Esel und ein Weib sind so beschaffen,
Sie nützen alle drei nichts, und wer dazu nicht schlägt,
Daß Späne fallen ab, die man kann häufig raffen,
Als Unlust, die sich mit den Dreien stets erregt.

Doch dürfen wir behaupten, daß dergleichen Schriften und Aussprüche mehr das Produkt einzelner Sonderlinge waren, als der Ausdruck der allgemeinen Stimmung. Unverkennbar ist die Stellung der Frauen nach der Refor-

---

*) Siehe Klemm, Geschichte der Frauen II, 94.

mation und durch dieselbe nicht schlechter, sondern besser geworden als selbst in der romantischen Ritterzeit, wo man die Frauen mit herrlichen Gedichten besang, aber in Wirklichkeit nicht so hoch stellte als nach der Reformation.

Durchschnittlich kümmerten sich die Frauen aller Stände um das Hauswesen, selbst im Detail. Wir werden später noch von Fürstenfrauen hören, die so sorgsame Hausmütter waren, wie jetzt kaum viele Handwerkerfrauen. Wir finden nicht wenige unter den Frauen der höheren und höchsten Stände, welche sich mit Nähen und Hausarbeiten beschäftigten. Natürlich war dies bei den niederen Ständen noch mehr der Fall. Ein französischer Reisender*), der 1637 Norddeutschland durchwanderte, sagt: „In Hamburg, Lübeck und Bremen denken die Weiber an Nichts als an die Haushaltung. Die Mütter beschäftigen sich mit dem Inneren der Haushaltung, die Töchter mit Nähen und Spitzenmachen. Die Sitten der Frauen und Jungfrauen sind untadelig. Eine Coquette wäre ein Ungeheuer; auch liest man keine Romane, welche eine Pest der Jugend sind; sie weiß Nichts von Karten und anderen Glücksspielen, wodurch in Frankreich so viele Familien zu Grunde gerichtet werden, Nichts von Komödien, Opern, Bällen und Maskeraden, bei welchen man hundert Thorheiten und oft die größten Ausschweifungen begeht.**) Auch waren die Frauen nach demselben Erzähler in den genannten Städten bescheiden gekleidet, sie gingen mit ernsten, gemessenen Schritten über die Straße; nur mit goldenen Ketten waren sie vielfach geschmückt.

Hören wir noch eine Schilderung der Hamburger

---

*) Aubery de Maurier.

**) Vgl. Meiners, Geschichte des weibl. Geschlechts III, 78.

Frauen aus dem Ende unserer Periode: „Die Väter, zumal Kaufmänner, können sich um die Erziehung ihrer Töchter nicht bekümmern; sie sind stets auf der Schreibstube oder der Börse. Die Frau hat ihre Wirthschaftslast und steht dem Manne in der Haushaltung bei. Die Töchter sind kaum erwachsen, so steht der Werber vor der Thür und sucht großes Vermögen. Die Tochter hat fast keinen andern Umgang als in der Familie gehabt und viele nichts anderes als Provinzialausdrücke der niederdeutschen Sprache gehört. Es fehlt also sehr Vielen an dem, was man unter den Franzosen: monde, im Deutschen „Welt" nennt."*)

„Die Hamburger Bürgersfrau ist ehrbar; sie störet ihren Mann nicht, beschäftigt sich mit ihrem Haushalt und weiblichen Arbeiten, trinket fleißig Thee; Sonntags beobachtet sie den Wohlstand der Visiten, wobei Quadrille oder Trikott-Tisch zum Zeitvertreib herbeigeholt wird. — — Die Bürgertöchter müssen ziemlich erwachsen sein, ehe sie Theil an Visiten nehmen; auch sodann müssen sie auf's sittsamste jungfräuliche Unschuld sehen lassen. Denn ein Frauenzimmer mit frechen Augen und Ausdrücken bekommt nicht leicht einen Mann. — — — Die nächste Nachbarin ist immer eine strengere Richterin erwachsener Töchter als die Mutter selbst, und jede thut's der anderen darin zu Dienst."

Dagegen berichtet uns ein Zeitgenosse**) über die Wiener Frauen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts: „Sie bekümmern sich um ihr Hauswesen so wenig, als ob sie in ihrem Hause fremd wären, kennen keine anderen Bücher als ihre Andachtsbücher und halten die äußeren Andachtsübungen für das Wesen der Religion; sie lieben

---

*) Griesheim, die Stadt Hamburg 1760.
**) Griesheim, a. a. O. S. 298.

Aufwand und prächtige Kleidung, bei welcher die abenteuerlichen Reifröcke und Fontangen nicht fehlen. Aber bei aller Eitelkeit verschmähen sie das Schminken und die Schönpflästerchen, und die Zügellosigkeit der Französinnen."

Auch andere Zeugnisse weisen darauf hin, wie schon im 16. Jahrhundert der Luxus beim deutschen Adel und den Patrizierfamilien zu steigen begann. Wir sehen dies beispielsweise bei einer pfälzischen Adelsfamilie (von Schomberg). Während der Vater an Silbergeschirr besaß: eine Kanne, 1/2 Dutzend Becher, 2 Salzfässer und 2 1/2 Dutzend Löffel, war das Silbergeschirr seines Sohnes 632 Mark schwer, und Jener hatte an Schmuck: zwei goldene Ketten und 1 Dutzend Ringe; Dieser so viele Kleinodien, daß allein das Perlenverzeichniß zwei Folioseiten füllte. Die Garderobe bei Jenem bestand meist aus Wollenkleidern, einigen seidenen Wämsern und Sammethosen, Dieser konnte 22 vollständige Staatsanzüge aufweisen, ferner eine Menge Hüte mit kostbarem Federschmuck, seidene Strümpfe u. dergl.; der Vater hatte in einer einfach getäfelten Stube mit grünen Verhängen und Holzstühlen gewohnt, der Sohn stattete sein Zimmer mit seidenen und vergoldeten Ledertapeten und gepolsterten Sammetsesseln aus. Die Bibliothek des Vaters umfaßte Luthers und Melanchthons Postillen, eine Bibel u. s. w., im Ganzen 19 Bände, die des Sohnes französische Uebersetzungen alter Klassiker, kriegswissenschaftliche Werke und eine Menge Wörterbücher u. s. w.*)

Der Luxus der Familie Fugger von Augsburg wird von einem Augenzeugen 1501 also geschildert: Welch eine Pracht ist in dem Fuggerschen Hause auf dem Weinmarkte! Es ist in den meisten Arten gewölbt und mit

---

*) Scherr, Culturgeschichte.

marmornen Säulen gestützt. Was soll ich von den weitläufigen und zierlichen Zimmern und Cabinetten des Hauses sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälkes als wegen der übrigen Herrlichkeiten das allerschönste ist. Es stößt daran eine dem heil. Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich gemacht sind. Alles zieren vortreffliche Malereien von außen und innen.

Raymund Fuggers Haus ist gleichfalls königlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in die Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darinnen anzutreffen wären! Was findet man darinnen für Lusthäuser, Blumenbeete, Springbrunen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind u. s. w.

Die Fuggersche Pracht fand Nachahmung. Viele Patrizierfamilien hatten Schlösser auf dem Lande, sogenannte „Sommerfrischen." In diesen Lusthäusern sah man Säle mit kunstreichen Freskomalereien, wälschen Kaminen, gemalten Fenstern. Der Hausrath war kostbar; prächtige Teppiche, zierliches Schmuckwerk, schweres Silbergeschirr, Pokale u. s. w. füllten die Prunkgemächer. Man unterhielt Papageien, Affen und andere fremde Thiere. Selbst in den Häusern der reichen Bauern traf man stattliche Hausgeräthe an, sauber geschnittene Tische, geschnitzte Stühle und Schränke, zierliche Spinnräder, daneben einen großen Schatz von Kleidern, Bettwäsche und meistens gespickte Speisekammern.

Die Kochkunst wurde immer mehr ausgebildet. Das Kochbuch von Max Rumpelt lehrt, wie man aus Ochsenfleisch 83 verschiedene Gerichte bereiten könne, aus Kalbfleisch 59, aus Hammelfleisch 45, aus Hirschfleisch 37. Es kennt unzählige Fischgerichte, 225 Arten Zugemüse,

63 Arten Suppen, 46 Arten Torten, an 70 Arten Fleisch- und Fischpasteten, fünfzigerlei Salate. (Vgl. über die Kochkunst des 16. Jahrh. in Westermanns Jahresheften 1838, Nr. 25.)

Im Trinken besaßen die Herren eine abscheuerweckende Fertigkeit, aber auch das weibliche Geschlecht stand dieser Verirrung der Zeit nicht ganz fern. Es werden uns sogar Frauen erwähnt, die es in dieser Liebhaberei bedauerlich weit gebracht hatten. Die Gräfin Anna von Stolberg, Aebtissin von Quedlinburg, bedurfte zu ihrer Erquickung und Labung jährlich drei Fuder Wein. Die Prinzessin Anna von Sachsen, eine Tochter des Kurfürsten Moritz, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Schweigsamen, starb sogar am Säuferwahnsinn. Aber auch für gewöhnlich müssen die Damen jener Zeit mehr Durst gehabt haben, als heutigen Tags, vielleicht in Folge der scharf gesalzenen und gepfefferten Speisen. In der Hoftrinkordnung des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha von 1648 war bestimmt: „Zum Untertrunke für unsere Gemahlin soll an Bier und Wein, so viel dieselbe begehren wird, gefolget werden, vor's gräfliche und adelige Frauenzimmer vier Maß Bier und Abends zum Abschenken drei Maß vor die Frau Hofmeisterin und zwo Jungfern und vor die Mägde wird gegeben von Ostern — bis Michaelis Vormittags neun Uhr für jede Person eine Maß Bier und Nachmittags noch eine."*)

Weibliche Schönheit wußte man zu schätzen und die Dichter unserer Periode unterlassen es nicht, solche in hochfahrenden und schwülstigen, mitunter selbst unschicklichen Worten zu preisen, wie uns einige Verse von Lohenstein

*) Klemm, Geschichte der Frauen II, 35.

zeigen mögen. Derselbe schildert in „Sultan Ibrahim" die junge Tochter des Mufti:

Ein Kind, das zarter ist als die aus Lebens Schalen
Einst soll'n gekrochen sein, das mit der Anmuth Strahlen
Der Sterne Glanz beschämt, die Sonne machet blind,
Den Rosen ihr Rubin durch Anmuth abgewinnt,
Den Lilien ihre Perlen; der Morgenröthe Prangen
Und Scharlach wird entfärbt von ihren Purpurwangen.
Vor ihrem Mund erbleicht Granat und Schneckenblut,
Kein Bisamapfel reucht bei ihrem Odem gut.
Kurz, diese Göttin ist der Schönheit Himmelreich,
Der Anmuth Paradies, ein Engel, der zugleich
Verlangen im Gemüth, Entsetzung in den Augen,
Im Herzen Lust gebiert; aus ihren Lippen saugen
Die Seelen Honigseim und zuckersüße Huld.

Solche übertreibende Bilder kommen in den Gedichten jener Zeit unzählige vor. Die Haut wird der Farbe des Elfenbeins und der Lilien verglichen; die Zähne mit Perlen, die Lippen mit Korallen, die Augen mit Pfeilen, Sternen, Sonnen, die Augenbrauen mit Bogen u. dgl. m. Um diese Uebertreibungen in's Lächerliche zu ziehen, wurde eine bildliche Darstellung veröffentlicht, worauf man alle Dinge, welche die Poeten einer schönen Dame angedichtet hatten, an dem Leibe einer solchen sah. Aus den halb geöffneten, von Korallenzacken gebildeten Lippen blickten zwei Perlenschnüre als Zähne hervor; auf den Wangen sah man Rosen und Lilien; aus den Augen fuhren Pfeile, die Haare waren Netze, aus denen Angelstöcke mit Schnüren und Haken hervorragten.*)

---

*) Klemm II, 14 ff.

Die Damen selbst bemühten sich, durch künstliche Mittel, was ihnen an Schönheit fehlte, zu ersetzen oder ihre Reize zu erhöhen; sie wendeten alle Sorgfalt an, um eine schöne, glatte Haut zu erhalten. Es fehlte auch nicht an gedruckten Belehrungen, wie das zu erreichen sei. 1576 erschien ein italienisches Werk in deutscher Uebersetzung mit dem Titel: „Vier Bücher von rechter, unverfälschter, äußerlicher Zier der Weiber,“ 1690 Tobias Nagel, „Curioser Hausdiener“ und 1747 „Geheimnisse von der Schönheit des Frauenzimmers.“ Das Schminken erhielt sich trotz aller Spöttereien darüber lange in der Mode. Die Damen achteten selbst wenig auf die Folgen, welche die angewandten Mittel: Sublimat, Bleiweiß, scharfe Essige u. dergl. auf die Gesundheit hatten; sie brauchten selbst Dinge, welche ihnen unter anderen Umständen Ekel erregt haben würden, z. B. Galle von Hasen, Hähnen und Hühnern. Man sagt selbst, daß manche Frau Kreide gegessen habe, um ein verliebtes Ansehen zu bekommen. Logau gibt in seinen Sinngedichten den Damen den spöttischen Rath:

Wollt ihr euch, Jungfrauen, schminken,
Nehmt dies zum Bericht,
Nehmt Oele zu den Farben,
Wasserfarbe thut es nicht.

Eine wahrhaft häßliche Mode kam während des 17. Jahrhunderts in Frankreich auf und wurde in Deutschland nachgeahmt. Die Damen klebten kleine, schwarze, von Taffet in Gestalt von Sonne, Mond, Sternen und Thieren ausgeschnittene Pflästerchen in's Gesicht. Man nannte dieselben Mouchen, Schön-, Schmink- und Schattirpflästerchen. Die Dichterin, Frau Ziegler, vertheidigte 1728 dieselben in scherzhafter Weise:

Ihr Spötter: tadelt nicht an uns der Mouchen Schein,
Seht ihr denn Sonn' und Mond befreit von Flecken?
Mir dünkt, es sei erlaubt, mit selbigen die Flecken,
Die die Natur uns macht, im Antlitz zu bedecken.

Von einer allgemeinen deutschen Frauentracht konnte während des größeren Theils unserer Periode noch kaum die Rede sein; es herrschte große Verschiedenheit zwischen den verschiedenen Ständen und verschiedenen Gegenden. Und wenn sich auch frühe schon bei den unteren Ständen das Bestreben zeigte, es den oberen möglichst gleich zu thun, so legten die polizeilichen Kleiderordnungen denselben doch eine hemmende Schranke an. Noch finden wir in den verschiedenen Städten verschiedene angeerbte Nationaltrachten, wie sich solche bis in die neueste Zeit in manchen Gegenden auf dem Lande erhalten haben. Die Nürnbergerin war anders gekleidet als die Wienerin, und diese anders als die Frankfurterin u. s. w. Erst nach und nach machte das Ausland seinen Einfluß geltend, je nachdem eine Stadt oder eine Gegend mit demselben in Berührung kam. So wurden Venediger Trachten mit einigen Abänderungen in Süddeutschland nachgeahmt, solche der reichen niederländischen Städte am Rhein u. s. w. Der französische Einfluß als ein dominirender begann um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo überhaupt die Franzosen das Uebergewicht in Europa erlangten.

Natürlich wirkten noch andere Momente auf die Frauentracht ein. Die Reformation erweckte, besonders in den Zeiten der ersten Begeisterung, einen sittlichen Ernst, wie er bisher unbekannt gewesen war. Die Prediger eiferten gegen alles leichtfertige Wesen in Wort und That. So nahm man auch bei der weiblichen Kleidung auf An-

stand und Sittsamkeit mehr Rücksicht; bei einzelnen Sekten, z. B. den Mennoniten, wurde die Kleidung höchst einfach, fern von allem Nebenprunk und sonstigem Schmucke. Mit den französischen Sitten oder Unsitten drängte sich Leichtfertigkeit in Beziehung auf die Kleidung ein und die pietistische Richtung konnte nicht eine durchgreifende Gegenwirkung herbeiführen.

Beispielsweise hören wir die Beschreibung einer Damenkleidung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. „Sie (die Frau) trägt eine weiße Haube, mit zwei breiten Goldstreifen umwunden. Den Hals bedeckt eine schwere goldene Kette, vierfach umschlungen; das Oberkleid ist purpurfarben, auf der Brust mit breiten Goldsäumen, an den Achseln und an dem unteren Rande der Schleppe mit Hermelin besetzt. Das Unterkleid ist blau mit goldenen Querstreifen am unteren Rande. Der Gürtel ist schwarz, mit Steinen besetzt; die Handgelenke sind mit goldenen Ketten geziert. Die Schleppe, damals „Flügel“ genannt, ward auf dem Weg zum Rathhaus — dem Orte der Tanzbelustigungen der Patrizier der alten Reichsstädte — über dem rechten Arm getragen.“*)

Noch eine Stelle aus dem angeführten Buche: „Um die Mitte des 17. Jahrh. kämpfte mit bewußtem Sinne eine conservativ-patriotische Partei gegen die lascivere französische Mode. Zu den Kleidungsstücken gehörte das von den Nürnberger Damen dieser Zeit getragene „Schäublein“, ein Pelzmäntelchen, welches die Schultern umgibt und nicht einmal bis an die Hüfte herunter geht. Die Kopftracht war sehr verschieden; doch trugen Frauen und Jungfrauen Hauben, freilich von sehr verschiedener Gestalt.

*) Falke's Trachtenbuch.

Zu denselben gehörte auch die Nürnberger sogenannte „Flinterhaube;" sie war aus Gold- und Silberfädlein in allerlei Muster und Blumen geflochten. Ihr Name kommt von den kleinen Metallplättchen (Flinter), mit denen sie gewöhnlich behängt ist. Auf dieser Haube ist eine Pelzmütze, welche ebenfalls in grotesker Gestalt vorkommt; sie gehört zu der Wintermode. Im Sommer wird sie besonders in Gärten durch einen leichten, oben spitz geformten Hut, dessen Deckel spitz und dessen Rand breit ist, ersetzt. Eine andere Art leichter Haube hieß Muschelhaube. Sie wurde von der Fontange völlig verdrängt.*)

Ueber einzelne Kleidungsstücke bemerken wir: Schnürbrust und Mieder erregten schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Aerzte. 1602 erklärte sich Felix Plater gegen dieselben als der Gesundheit schädlich. Andere Aerzte folgten; 1735 schrieb Zacharias-Platner in lateinischer Sprache eine Abhandlung über diesen Gegenstand. 1754 veröffentlichte Gottlieb Oelsner in Breslau ein Buch: „Von dem schädlichen Mißbrauch der Schnürbrüste und Planchetten." Der Reifrock gehört mehr noch der folgenden Periode an, da derselbe erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seine völlige Ausbildung erhielt. Doch kam er auch schon früher, wenn auch in kleinerem Maßstabe, vor. Zugleich erschienen aber auch Schriften, welche diese Mode lächerlich zu machen suchten. Eine derselben führte den Titel: Der wohlvertheidigte weite Weiberrock, zu besserer Information aller derjenigen, welche dem hochlieblichen Frauenzimmer so sehr verübeln, daß es mit dem jetzt üblichen Fischrock sich breit macht. Die deutschen Frauen legten von jeher großen Werth auf volles und

*) Falke, a. a. O.

schönes Haar, wie wir schon im ersten Bande gesehen haben. In dem 16. Jahrhundert und in der Folgezeit wendeten die Damen künstliche Mittel an, um mit ihrem Haarschmucke der Mode zu entsprechen. Ein Italiener, Marinelli, rieth in seinem, auch deutsch herausgegebenen Buche „Der Weiber Zier“ den Damen, welche die natürliche Farbe der Haare erhalten wollten, dieselben entweder mit Bilsenkrautsamen, oder mit gebrannten Regenwürmern, beide mit Baumöl gemischt, zu bestreichen. Frauen, deren Männer jung sind, rieth er, ihre grauen Haare schwarz zu färben, und gibt die Mittel dazu an. Auch gibt er Rezepte für die Herstellung völlig blonder Haare. Um dieselben langlockig und braun zu machen, soll man Eidotter, oder gedörrtes und pulverisirtes Gerstenbrod, Bärenschmalz, Fledermausgehirn u. s. w. verwenden.

Die Art und Weise, wie die Haare zu verschiedenen Zeiten geflochten wurden, wagen wir kaum näher zu beschreiben; es könnte uns dieses zu weit führen und der Gefahr aussetzen, daß eine und die andere Leserin spräche, wir hätten geirrt, da wir Nichts von der Sache verständen. Darum nur Weniges: Schleifen und Blumen wurden schon zu Anfang unserer Periode angewendet. Das Bild einer Dame aus dem Jahre 1609 zeigt über der Stirne wie an den Schläfen eine Gruppe kleiner Locken, zwischen denen eine fußlange, aus Golddraht gebildete Korallenstange hervorragt. Am Hinterkopfe ist eine kleine Metallplatte angebracht, aus welcher sich ein reicher Haarschweif in den Nacken ergießt.

Um's Jahr 1593 erscheint in Paris zum ersten Male das Pudern, das sich jedoch bei den Damen nur langsam Eingang verschaffte.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts kam von Frankreich ein seltsamer Kopfschmuck zu uns herüber, Fontange genannt. Diese Haube hat den Namen von einer Geliebten Ludwigs XII. dieses Namens, welche einstens auf der Jagd, um sich vor der Sonne zu schützen, ihren Kopf mit grünen Zweigen bedeckte. Eine Beschreibung dieses Kopfputzes von 1715 (im Frauenzimmerlexikon) lautet: „Fontange oder Aufsatz ist eine von weißem Flor oder Spitzen über einen absonderlich gebogenen und umwundenen Draht in die Höhe gethürmte und faltenweise über einander gesteckte Haube, zwei=, drei=, vierfach hinter einander aufgezogen, um die Ohren herum abgeschlagen, gefältelt und mit geknüpften Bandschleifen von allerlei Couleur und Sorten, sowohl von vornen, als hinten geziert und besteckt." Diese Hauben fanden so allgemeine Verbreitung in der weiblichen Welt, wie die Perücken in der männlichen; kein anständiges Bürgermädchen, welches sie nicht trug. Einzelne Frauen, besonders aus den höheren Kreisen, legten sie schon um 1710 wieder ab. Im Allgemeinen kann man als ihr Ende das Jahr 1726 betrachten.*)

Immer gewöhnlicher wurde es bei den Frauen, goldene Ketten um den Hals, dergleichen Ringe an den Armen und Fingern zu tragen. Nach der Kleiderordnung der Stadt Leipzig war es den vornehmen Frauen, den Töchtern der Rathsherren, Doctoren, Kauf= und tapferen Leuten erlaubt, goldene und silberne Ketten und Halsbänder zu tragen; doch durfte das Halsband nicht mit Edelsteinen und Schmelzwerk verziert sein. Auch sollte kein Gehänge mehr als 20 Gulden kosten; es sollte nicht mehr als eins getragen

*) Falke III.

werden. Ganz verboten war vergoldetes Kupferwerk oder Messing.

An anderen Orten scheint man weniger strenge gewesen zu sein. Nach Weigels Trachtenbuch trugen die Bräute aus den höheren Ständen und Geschlechtern zu Nürnberg um 1577 sehr kostbare Ketten um den Hals und diese reichten in mehreren Reihen bis auf die Brust herab und zeigten hier ein gewaltiges goldenes Schloß. Die adeligen Frauen in Meißen erscheinen mit vierfachen Halsketten, die dortigen Bürgerfrauen mit zweifachen. Die Leipziger Kleiderordnung von 1625 beginnt mit der Klage: „Nicht eine einzelne goldene Kette ist zum Schmucke genug, es müssen derselben etliche sein; einestheils mit Kleinodien behängt; einestheils sind güldene Ketten zu gering und verächtlich, tragen an derselben starke perlene Umhänge, etliche Mal um den Hals herum, bis auf den Gürtel herabhängend."

Der satyrische Dichter Rachel (Satyrische Gedichte, Bremen 1707) spricht in seiner Jungfern-Anatomie über den Kettenschmuck:

Besieht man ihren Hals, ach Himmel, hilf mir singen!
Die Jungfer denkt gewiß sich selber umzubringen,
Gedenk ich oftermals, wenn ich die Kettenschaar
Am Halse um und um verschlossen ward gewahr.
Der weiße Hals muß sein mit güldner Schnur bestricket,
Mit Perlen und Korall und Achtstein ausgeschmücket,
Ein Herzchen vorne dran, das bis zum Herzen geht
Und ein Favörchen drauf, das desto besser steht;
Und glauben dies fürwahr, will's euch aus Wahrheit sagen,
Das Frauenzimmer kann wohl Centnerlasten tragen.

Kein Gliedmaß haben sie; es muß behangen sein
Von tausend Mancherlei, so mir nicht kommet ein;
Vom Halse bis zum Herz, da muß ein Säckchen hängen,
Daraus Geruch, Geschmack und Stärkung kommt gegangen.

Weiter singt er:

Armbänder haben fest die zarten Händ' bewunden,
Korallen mancher Art, die werden da gefunden,
Die Finger sind so voll mit Ringen angethan.
Daß man bisweilen kaum dieselben zählen kann.
Da sieht man Amethyst, Smaragd, Türkis, Rubinen
Und sonst viel Edelstein; man denket anders nicht,
Die Jungfer sei vielmals verlobet und verpflicht.

Die übrige Kleidung beschreibt derselbe Dichter:

Die Aermel müssen weit, als aufgeblasen stehn,
Und vorne Krausen dran; sonst können sie nicht gehn;
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen,
Daß, wenn man an will sehen, man krieget einen Graus,
Und läßt, als wenn die Hand zu'n Wolken guckte raus.
Das Jäckchen muß so knapp am Jungfernkörper liegen,
Daß sie sich mögen kaum zur Erde nieder biegen;
Es wird dazu geschmückt nach bester Tabeltur
Das Mieder und der Latz mit einer Silberschnur.

Der Pelz muß nach der Läng' sein zierlich zugeschnitten,
Unzählig Falten drauf, auch vornen in der Mitten
Da muß er sein bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen sein verfassen und verfitzt,
Nicht anders, als man sieht die gleichen Orgelpfeiffen
In ihrer Reihe stehn, da sieht man große Schweiffen.

Verbortet muß er sein; der Pelz muß sein geschmückt
So zierlich und subtil, wie man das Wachs wohl drückt.

Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfernvolk denkt immer auch zu streiten.
Statt Degens hängen sie von Silber zubereit't
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit'.
Ja, Manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen,
Nicht anders, als wenn kömmt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth, von Liebesfarbe sein,
Blau, grün, gelb oder sonst, was giebet hellen Schein.
Die Schuh, die müssen sein mit großen Hörnerspitzen,
Drauf müssen schön gefügt die bunten Rosen sitzen;
Vom Hemde schweig' ich still, wie das muß sein genäht,
Zerstochen und zerthan, zerwirket und zerdreht.
Ja, hätt' ich hundert Jahr' und einen solchen Rachen,
Mit hundert Zungenspiel, könnt' ich die Jungfernsachen
Aussprechen dennoch nicht. Sie laufen so verkappt,
Daß man an solcher Tracht das Zehnte kaum erschnappt.*)

Um einen großen Umfang zu erzielen, trugen die Frauen viele Unterröcke, auch einen Wulst, „Speck" genannt, der oft viele Pfund schwer war. Bisweilen waren die Kleider ungebührlich ausgeschnitten, bisweilen ragten sie bis an den Hals heran.

Zur weiblichen Garderobe gehörten auch Fächer. Diese waren 1577 fahnenartig; später bestanden sie auch aus gefärbten Federn, die am untersten Ende mit dem Kiele in eine Rosette gefaßt und an einem verzierten Stiele befestigt waren. Am meisten in Gebrauch kamen die

*) Klemm II, 335 ff.

Faltenfächer, die aus einem beweglichen Gestell von Holz oder Elfenbein, das selbst mit Edelsteinen besetzt war, bestanden und mit Seide oder anderem Gewebe, auch mit Papier überzogen waren.

Die Handschuhe waren schon 1577 unter den mittleren und höheren Ständen Europa's fast allgemein im Gebrauch; sie waren kurz, da die Aermel lang waren. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts trugen die Damen die Arme bis an den Ellenbogen entblößt und deshalb lange Handschuhe. Nach der Leipziger Kleiderordnung von 1625 waren die mit Gold gestickten und mit Perlen besetzten Handschuhe verboten.

Der Muff findet sich seit dem 17. Jahrhundert und war meist aus feinem Pelzwerk von dunkeler Farbe und mit gefranzten Spitzen verziert.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam der Gebrauch seidener Strümpfe auf, meist von grüner Farbe, und zwar in der Folge mit schönen, bunten Zwickeln, die oft mit Gold oder in Rosafarbe gestickt waren. Natürlich trugen dergleichen nur reichere Damen und zwar nur bei festlichen Gelegenheiten; außerdem waren die Strümpfe von Zwirn oder Tuch und zwar meistens farbig.

Alle Kleiderordnungen und Luxusgesetze waren nicht im Staube, der wechselnden Mode und dem steigenden Aufwand Einhalt zu thun.

In der Leipziger Kleiderordnung von 1625 wird darüber geklagt, daß die Männer in der Kleidung keinen Unterschied des Standes beobachteten. „Die Frauen und Jungfrauen, die machen vollends den Garaus; unter denselben wird dergleichen Hochmuth und Hoffahrt in Kleidern und Schmuck getrieben, daß es fast nicht auszusprechen.“ In der Kleiderordnung von 1640 heißt es: „Bei Weibspersonen und

Handels- und Handwerksleuten sei alles Tichten und Trachten dahin gerichtet, eine neue schändliche und theuere Kleiderhoffahrt zu erdenken, dermaßen, daß besonders auch Weibspersonen erfunden werden, welche gleichsam eine Hanthierung daraus machen, neue Arten und Modelle von Kleidern und Schuhen auszusinnen und solche unter die Leute zu bringen." Daher wurden kurzer Hand alle ausländischen, französischen und englischen Trachten verboten. Alles umsonst. Am 24. Februar 1699 wurde daher eine besondere polizeiliche Maßregel ergriffen. Es wurde eine genaue Untersuchung zuerst unter den Mägden gehalten, welche alles Verwarnens ungeachtet Spitzen, Borten, goldene und silberne Tressen trugen. Es mußten diese ihre Röcke, Hauben, Schleppen in die Richtstube bringen, den Plunder abschneiden und zurücklassen und die unbortirten Kleider wieder zurücknehmen. So wurden auch die Handwerksweiber in die Rathsstube und die vornehmen Handelsweiber vor gewisse Deputirte in ihre Häuser gefordert und nochmals vor unausbleiblicher Strafe und Beschimpfung gewarnt. *)

Noch im Jahre 1728 verbot die Kleiderordnung einer süddeutschen Reichsstadt das Tragen aller güldenen und vergüldeten Sachen, sie seien ächt oder falsch, alle Zierrathen an Ohren, Stirnen und Hauben, seidene Kreppen und hochgefärbte Kleider, damastene, sammetne und plüschene Brüste, Büsche auf Hüten und Hauben u. s. w.

Strenge Bestimmungen, aber das Halten?

Hören wir noch die kurze Beschreibung einer Dame im Fest- und Ballkleide: „Ihre Füße steckten in Schuhen von Atlas und Sammet, welche mit goldgestickten Schleifen

---

*) Klemm II, 337.

verziert und mit einem zollhohen Stelzchen versehen waren, wodurch die Tänzerinnen gezwungen waren, mit den Fußspitzen zu schweben. Dies erklärt denn auch die steif ab gemessene Bewegung der Tanzenden jener Zeit. Noch mehr als der Damenfuß war der Damenkopf mißhandelt. Denn auf diesem mauert sich ein kolossaler, mit Drahtgestell und Roßhaarwulst unterbauter, aus verschiedenen Stockwerken bestehender, mit einer Masse von Bändern, Blumen und Federn verzierter Haarthurm in die Höhe, welcher die Länge seiner Trägerin nahezu um eine Elle oder darüber erhöhte. Der aus Fischbeinstäbchen an einander gefügte Korsettharnisch zwängt die Schultern in die Arme zurück und schnürt den Leib wespenartig zusammen. Ueber dem umfangreichen Drahtgestell des Reifrocks spannt sich das mit allerlei Falbeln und Kinkerlitzchen garnirte Seidenkleid aus und über dieses floß das mit einer Schleppe versehene, vornen aus einander fallende und auf beiden Seiten reich besetzte Obergewand von gleichem Stoffe hinab. Die mit Blonden beladenen Aermel reichten bis zum Ellenbogen, und den Vorderarm deckte der lange, parfürmirte Handschuh." *)

Im Allgemeinen erhielt sich besonders in den mittleren und unteren Ständen, namentlich in Norddeutschland, der Sinn für Anstand und gute Sitte, während mitunter gerade in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft Beides auf die schnödeste Weise mit Füßen getreten wurde. Es konnte keine Frau des höheren Bürgerstandes ohne männliche Begleitung im Theater, in Concertsälen und auf Spaziergängen erscheinen. Ja, es galt schon für unschicklich, ohne Kammermädchen über die Straße oder in die Kirche

*) Scherr, Geschichte der Frauen II, 185.

zu gehen oder einen Kramladen zu besuchen. Das Romanlesen stand in schlechtem Kredit; ehrerbietige Unterwürfigkeit der weiblichen Familienglieder unter die männlichen wurde strenge gefordert; auch die Brüder besaßen über die Schwestern eine anerkannte Autorität. Das ganze Leben bewegte sich mehr in äußeren Formen und Förmlichkeiten, welche freilich nicht immer beobachtet wurden. So vernehmen wir wiederholte Klagen und keineswegs immer von schwarzsehenden Splitterrichtern, über die Verletzung von Anstand und Sitte, besonders bei Tanzvergnügungen. Schon 1564 veröffentlichte ein Pfarrer, Florian Fürstenberg, eine Schrift: „Tantzteuffel, das ist wider den leichtfertigen unverschämten Welttanz."

Besondere Förmlichkeiten wurden namentlich bei den Verlöbnissen beobachtet. Bei den Bauern waren selbst die Worte, die der Brautwerber zu sprechen und die der Vater der Braut zu antworten hatte, bestimmt. Aber auch in höheren Kreisen forderte es Anstand und Sitte, daß die Erkorene nicht gleich mit dem Jawort herausrückte, wie sehr sie auch durch ihr Herz getrieben werde, dasselbe zu geben. 1732 erschien: „Wohleingerichtetes Complimentirbuch nebst einem Tranchierbüchlein." Nach demselben lautet der Liebesantrag eines jungen Mannes: „Mademoiselle! Sie vergeben mir die Freiheit, welche zu begehen ich mich selber schäme; doch die Zuversicht zu Dero bekannter Freundlichkeit macht mich so kühn, daß ich Ihnen zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, was maßen ich entschlossen bin, meinen Stand zu verändern u. s. w." Das tugendhafte Frauenzimmer soll antworten: „Monsieur! Ich kann mir schwerlich einbilden, daß, was Ihnen vorzutragen beliebt, im Ernste gesprochen sei; denn mir ist wohl bekannt, wie

wenig Anmuth ich besitze, einer so angenehmen Person zu gefallen u. s. w." *)

Ueber die Brautwerbung zu Wien um 1650 wird uns Folgendes erzählt: „Wenn eine Standesperson Eine heirathen will, so bittet er ihre Eltern, ihm zu vergönnen, daß er ihr aufwarten dürfe; er muß schon vorher mit ihr bekannt sein und wissen, daß sie ihm geneigt ist. Wenn dies die Eltern gestatten, so ist es schon halb zugesagt. Dann gibt er seinem Diener eine neue Liberei und kleidet sich aufs beste. Alle Tage muß er frühe an sie schreiben, was sie thue, was sie geträumt habe, wann sie ausfahre, wo sie essen werde u. s. w. Dazu schickt er ihr einen Strauß Blumen; dafür bezahlt er wohl einen Dukaten. Sie läßt ihn nun die Antwort wissen und er findet sich zur rechten Zeit ein, hebt sie in die Kutsche und reitet mit unbedecktem Haupte neben der Kutsche her, und wenn man ankommt, steigt er ab, macht den Schlag auf und hebt sie wieder heraus. (In Oesterreich ladet man sich meistentheils selbst bei Andern zu Gast.) Wenn er nun erfahren, wo seine Geliebte speisen will, ladet er sich daselbst zu Gaste, indem er eine halbe Stunde vorher hinschickt. Dort reicht er nun seiner Geliebten das Handwasser ganz allein, wenn auch andere Damen vornehmer sind. Er erbietet sich wohl, auch anderen das Wasser zu reichen, aber keine nimmt es an. Dann rückt er wohl seiner Geliebten den Stuhl näher, legt ihr vor, redet mit ihr; so oft sie zu trinken begehrt, reicht er ihr den Trank auf dem Teller und hält ihr selbigen während des Trinkens unter; legt ihr frische Teller vor, nimmt die alten weg und bringet alle Zeit seiner Nachbarin zur linken Hand ihre Gesundheit zu. Nach dem Tische

---

*) G. Freytag, Bilder 2c. II, 281.

reicht er ihr wieder das Handwasser, langet ihr die Handschuhe, Flor und Fächer, so sie auf dem Stuhl hat liegen lassen. Nach Tische nimmt die Frau des Hauses seine Dame mit in die Zimmer; da bittet er, man wolle ihn auch hinein lassen; das wird ihm nicht abgeschlagen und dort bedient er sie ebenso u. s. w. Dies währt zum wenigsten drei Monate. Wenn diese vorüber sind, so wird das Versprechen gehalten; dann macht der Bräutigam drei Präsente: Erstens ein silbernes Kästchen, darinnen etliche Paar seidene Strümpfe, etliche Stück seidenes Zeug, etliche Paar Handschuhe, Tüchlein, Fächer, Bänder und Spitzen. Das zweite Geschenk besteht in silbernen Galanterien; das dritte in Geschmeide, Armbändern, Ohrringen und etwa einem Gehänge von Edelsteinen und Perlen um den Hals. Auch kleidet er die Kammerjungfer der Geliebten u. s. w." *)

Einen tiefen, anschaulichen Blick in das Verhältniß von Braut und Bräutigam gewähren uns die Briefe, welche Ursula Freher, Tochter des Stadtsyndikus zu Nürnberg, an ihren Bräutigam, Johann Adolf von Glauburg aus Frankfurt am Main, geschrieben hat. Sie nennt ihn durchweg „Herzlieber Junker", oder „Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker". Wir theilen einige Auszüge aus diesem Briefwechsel mit: „Herzlieber Junker! Ueber die Kette mache ich Euch keine Vorschrift, wie Ihr wollt, so bin ich es zufrieden; wie es Euch gefällt, so gefällt es auch mir. Diese Kette, welche ich hier habe, will ich fleißig aufheben, wenn Euch Gott zu uns hilft, so will ich sie Euch wieder zustellen, sie ist mir zu stattlich. Mit dem Maler, das ist fertig bis auf die Kleider, die malt er noch. Er vermeint in vierzehn Tagen ganz fertig

*) G. Freytag II, 259 ff.

zu werden. Ich habe wohl Sorge, wenn das Bild zu Euch hinab kommt, so wird man sagen: Dergleichen hätte der Junker auch wohl zu Frankfurt bekommen; er hätte so weit nicht ziehen dürfen“ u. s. w.

In einem andern Briefe heißt es: „Die Armbänder habe ich empfangen. Thue mich, herzlieber Junker, zum höchsten bedanken; sie sind gar zu schön an meine schwarzen Hände; sie gefallen mir aber doch wohl. Was die Kleidung anlangt, so ist sicher, daß der Herr Vater gerne eine Tochter wie die andere darin halten wollte; dieweil es aber diesmal nit kann sein, so hat er eingewilligt, ein Uebriges zu thun. Ich habe ganz fertig drei taffetne Kleider: das leibfarbene, ein goldgelbes und ein schwarzes. Jetzt haben wir den Schneider im Hause, der macht eins von veilchenfarbenem Damast und noch eins, wann ich zur Kirche gehen soll, das soll sein von rothem Atlas und von schwarzem Damast. Jetzt bitte ich: Ihr wollet mich wissen lassen, zu welchem Ihr am meisten Lust habt. Herzlieber und vertrauter Junker! Ich darf mich nicht unterstehen, den Vater weiter zu treiben, um deßwillen, weil keiner meiner Schwestern so Viel und so Stattliches gemacht worden ist. Dieweil Ihr mich aber so hoch ermahnt, so muß ich gleich so unverständig sein und den Junker um Etwas ansprechen und zwar freundlich bitten, Ihr wollet mir solches ohne Arg aufnehmen, da ich es auf Euer Geheiß und freundlich Begehren thue, und ist die Bitte, herzlieber Junker! Ihr wollet mir etwas zu einem Rock schicken, sei es leibfarben, sei es silberfarben, damit ich mich um so öfters anders kleiden könne. Herzlieber, vertrauter Junker! Ich hätt' noch eine große Bitte an Euch. Wie Ihr wißt, sind meine zwei Schwestern, die mich lieb haben und ich sie wiederum, den möcht' ich gerne in Euerem Namen ein

wenig etwas zu einem Brautstück vergönnen, so es Euch als gut erscheint. Solches habe ich Euch geschrieben, dieweil Ihr es von mir begehrt habt, daneben bitt ich den Junker, er woll' es mir nicht vor übel nehmen. Ich schreibe es nicht mit in der Meinung, daß es sein sollt, sondern es steht alle wege Thun und Lassen bei dem Junker. Der mag es damit halten, wie es ihm gefällt."

In einem folgenden Briefe beklagt sich Ursula, daß der Junker nicht habe kommen können; sie sei oft vergeblich an das Fenster gelaufen, wenn sie etwas habe reiten oder fahren hören.

„Was aber den Kranz anbelangt, thue ich mich, herzlieber Junker, hoch und freundlich bedanken, daß Ihr mich's habt wissen lassen. Ich denke wohl, wir werden viele, grobe Nachreden verursachen, weil wir die Bräuche bei Euch drunten nit wissen, da es alles drunten anders ist, als hier oben. Ich bitt Euch, Ihr wollet den Kranz machen lassen, wie er sein soll und uns zuschicken, wie Ihr schreibt." „— — — — Herzl. Junker! ich hätt noch eine große Bitte an Euch wegen der Schuh, wenn ich sie thun dürfte, und Ihr es mir ohne Arg aufnehmen wollt. Es ist aber doch eine Schande, daß ich Euch damit bemühen soll, kann es aber nicht umgehen. Ich habe Schuh machen lassen und hab die Frau Nutzelin (eine geborene Frankfurterin) solche sehen lassen, so sagte diese: sie taugen gar nichts und seien auch gar groß, sie müßten ganz klein sein, sonst werde man mich gar sehr auslachen, und hat mir gerathen, ich sollt dem Junker schreiben und bitten, daß sie drunten gemacht werden, weil sie gebräuchlich sind, so könnt' man's besser machen, denn hier oben, da man sie nit trägt. Sie wollen mich gar nit verstehen, wenn ich ihnen schon lang davon rede. Schicke Euch hiemit, herzl.

Junker! zwei Dukaten und bitt Euch, Ihr wollet's durch Eure Magd besorgen lassen; Ihr dürft nicht damit bemüht sein. Sie dürfen nit gar zu kostbar sein; es seien nun die Wappen oder die Namen darauf u. s. w." *)

Bei der Hochzeit wurde durchschnittlich, den Verhältnissen gemäß und über die Verhältnisse hinaus, großer Aufwand getrieben, so daß sich die sorgsamen Magistrats- und Polizeiherren veranlaßt sahen, durch scharfe Verordnungen, die freilich wenig beobachtet wurden, dem Uebermaß eine Schranke zu setzen. Immer mehr kam es in Gebrauch, durch Hochzeitsgedichte (Epithalamien) den Trauungstag zu verherrlichen. Im 16. Jahrhundert waren diese Gedichte fast durchaus in lateinischer Sprache abgefaßt; im 17. Jahrhundert wurde der Gebrauch der deutschen Sprache dabei immer gewöhnlicher, und es findet sich kaum eine Gedichtsammlung aus dieser Zeit, welche nicht eine besondere Abtheilung enthält, darinnen glückliche Brautpaare verherrlicht werden.

Die Brautkleider hatten in früheren Zeiten meistens bunte Farben. Wir sehen in den Trachtenbüchern des sechszehnten Jahrhunderts die Bräute in allen Farben prangen, immer mit reichem Schmucke bedeckt. Als die Braut des Herzogs Heinrich von Sachsen-Freiberg, Katharina von Mecklenburg, im Jahre 1512 durch Merseburg fuhr, war ihre Hochzeitskleidung „fast seltsam von etlichen hundert Stücklein zusammengesetzt. Die Hauptfarben waren Roth und Gelb, lange Strichelchen, einer halben Elle lang und eines Viertels breit, gegen einander gesetzt, darauf nach der Quere, dazwischen Striche zweier Querfinger breit, schachtweise von den Farben zusammengestickt und genäht,

*) Freytag I, 296 ff.

als nämlich Rosinfarbe, Gelb, Aschfarbe und weiß. Solche Kleidung nahm viel Arbeit und war Alles Buntwerk."

Bunte Brautkleider waren noch im vorigen Jahrhundert vorherrschend; das Brautkleid war von schwerem, seidenem Stoffe und blieb bei der unverwüstlichen Dauer der Stoffe und sehr sorgfältiger Bewahrung das Staatskleid für die übrige Lebenszeit der Hausfrau. Mit dem Falle des Reifrocks und der Einführung der griechischen Tracht beginnt Weiß allgemeiner in der Frauentracht zu werden. Seitdem wählten die Bräute sich auch diese Farbe für ihr Ehrenkleid.*)

Die Hochzeitsgebräuche waren in den verschiedenen Gegenden, namentlich bei den Bauern, verschieden, doch constant im Vergleich mit der Vergangenheit. Wie es bei den Vätern gehalten wurde, so mußte es auch bei den Kindern und Enkeln sein. Diese alterthümlichen Volkssitten erhielten sich theilweise bis in die neuere Zeit. In den meisten norddeutschen Gegenden wurde am Vorabend der Trauung der Polterabend durch mancherlei Scherze und bei zahlreich geladener Gesellschaft gefeiert. Bei den alten Dithmarsen fand die Hochzeit am Donnerstag nach der kirchlichen Einsegnung statt. Der Bräutigam ging mit sechs, acht, zehn oder mehr seiner Verwandten und Freunde nach dem Hause der Braut, sie abzuholen. Sie saßen zu Pferde und mit ihnen fuhren viele Wagen, auf deren erstem die Kleiderfrauen saßen, welche die Kleider der Braut zu besichtigen, zu empfangen und heim zu bringen hatten. Der zweite war für die Braut, ihre Beisitzerinnen und Spielleute bestimmt. Erst nach mehrmaliger abschläglicher Antwort wurde die Braut den Angekommenen übergeben.

---

*) Klemm II, 166.

Diese scheinbare Weigerung findet sich auch bei den Friesen und anderen deutschen Stämmen.

Ueber die Hochzeitsgebräuche im Mecklenburgischen wird uns berichtet: „Wenn ein Bräutigam aus einem andern Dorfe freit, so muß der Brautvater die Verlöbnißmahlzeit geben, wozu auch Prediger und Küster geladen werden. Jedes der Brautleute hat zwei Beistände. Die Knechte aus dem Dorfe des Bräutigams reiten paarweise zu ihm; sie haben einen Trompeter bei sich und werden von ihm bewirthet. Der Bräutigam beschließt mit seinen Beiständen ihren Aufzug. So wie man die Feldmark erreicht hat, jagen zwei Knechte voraus und melden, daß man nahe sei. Es stehen zwei gefüllte Zinnkannen bereit, diese nehmen die Knechte und bringen sie dem Bräutigam und seiner Gesellschaft zum Trunk entgegen. Der Trompeter bläst und so wird ihm auch vom Brauthause geantwortet. Ist man in dem Brauthause angekommen, so wird abgesessen und durch den Prediger die Verlobung gehalten. Dann geht es zu Tische; dabei läßt sich aber die Braut nicht eher sehen, als bis sie die Butter bringt, was sie in bloßen Hemdärmeln thun muß. Der Bräutigam schmiert dann ein Butterbrot. Kommt dann am Hochzeitstage die Braut über Feld, so wird sie von den Knechten des anderen Dorfes eingeholt, und zwar zu Pferde. Sie sitzt mit einigen Mädchen auf dem Wagen. Gelangt man an das Dorf, so jagen abermals zwei Knechte voraus und holen Bier. Nachdem man angelangt, erfolgt die Trauung und dann die Mahlzeit. Am nächsten Tage macht das neue Ehepaar im ganzen Dorfe Besuche."

Bei den Bauern der Soester Börde wird die Hochzeit auf dem Hofe des Bräutigams gefeiert und die Braut, die von ihren Freundinnen sorgfältig angekleidet und mit dem

jungfräulichen Kranze geschmückt worden ist, wird dorthin geholt. Der nächste Verwandte des Bräutigams nimmt die Braut hinter sich auf das Pferd, das gleich dem Reiter mit Bändern und Blumen reich aufgeputzt ist. Nach erfolgter Trauung geben die umstehenden Bauern dem Bräutigam einige tüchtige Hiebe mit ihren Dornstöcken, um ihn fühlen zu lassen, wie weh Schläge thun, auf daß er die Frau nie schlage. Diese Hiebe fallen zuweilen so kräftig aus, daß der Bräutigam sich hinter den Geistlichen flüchtet.*)

Doch wir können nicht Deutschland durchwandern, um die verschiedenen Hochzeitsgebräuche näher zu betrachten, wir wollen uns lieber noch an einigen Beispielen ehelicher Liebe und Treue erfreuen, und solche finden wir auch in den unteren Ständen. Als im Jahre 1528 der Brandstifter Hübner zu Zittau geviertheilt und an jedes Thor ein Viertheil gehangen war, wußte endlich seine Frau eine Hälfte des Oberkörpers vom Bautzener Thor, trotz der Wächter, zu entwenden und zu begraben. Die Obrigkeit wurde durch diese Anhänglichkeit nicht gerührt; die treue Witwe wurde ergriffen, in das Gefängniß gesetzt und wahrscheinlich durch Verhungern getödtet.

Die Frau des berühmten holländischen Rechtsgelehrten Hugo Grotius befreite ihren Mann in einer Bücherkiste aus dem Gefängniß.

Eva von Salm, die Gemahlin des blödsinnigen, gemüthskranken Grafen Heinrich von Württemberg, theilte 29 Jahre lang (von 1490—1519) die Gefangenschaft ihres Gatten auf dem Schlosse Hohen-Urach. Elisabeth von der

*) Klemm a. a. O. II, 165 ff.

Pfalz, Tochter des Kurfürsten Friedrich III., 22 Jahre lang die ihres Gatten, Johann Friedrich von Sachsen.

Zur Förderung der Ehen hatte man schon in alter Zeit in Deutschland mancherlei Stiftungen. So stiftete in Landshut Peter Oberndörffer und seine Hausfrau eine Summe, wovon alle Jahre zwei Jungfrauen oder auch eine Witwe der Stadt und Umgegend ein Heirathsgut bekam. Aehnliche Stiftungen finden sich in vielen Städten Deutschlands.

Im 17. Jahrhundert entstanden in Hamburg und Berlin, später auch in vielen anderen Städten, namentlich in Sachsen, Brautkassen, auch Jungferngesellschaften zur Beförderung der Tugend und bequemen Versorgung vieler Unvermögenden. Diese Gesellschaften hatten eine bestimmte Anzahl von heirathsfähigen Mädchen zu Mitgliedern, wovon jedes einen gewissen Beitrag in die Kasse zahlte, aus welcher es dann eine Summe bei der Verheirathung erhielt.

Zweites Kapitel.

Verdienste deutscher Frauen um die Reformation.

1. Katharina Luther.

Luther behauptete einmal: „Wenn die Weiber die Lehre des Evangeliums annehmen, so halten sie viel härter und steifer darüber als die Männer.“ Dieses Wort wird vielfach durch die Reformationsgeschichte bestätigt, so auffallend es im ersten Augenblick erscheinen mag. Wir müssen anerkennen, daß nicht wenige Frauen die Reformation in Deutschland wesentlich gefördert haben. Um dieses zu würdigen, müssen wir zuerst in Erwägung ziehen, welche Förderung die Reformatoren selbst durch ihre Frauen in ihrer ganzen Stellung erfahren haben.*) Wir dürfen zunächst die Behauptung aufstellen: Luther wäre nicht geworden, was er gewesen ist, wenn ihm nicht seine Käthe als treue Gehilfin zur Seite gestanden hätte. Es ist eine falsche Beschuldigung, daß der Augustinermönch durch das Verlangen nach dem ehelichen Leben zur Be-

---

*) Nur im Vorübergehen sei daran erinnert, daß es Frau Cotta in Eisenach war, welche den Knaben Luther bei sich aufnahm und es dadurch verhinderte, daß er zu seinen Eltern zurückkehrte.

kämpfung der herrschenden Mißbräuche veranlaßt worden wäre. Als er zuerst seine Stimme gegen den Ablaß erhob, dachte er an Nichts weniger als an eine Heirath; selbst noch im Jahre 1520 schrieb er an Spalatin: „Unsere Wittenberger wollen sogar den Mönchen Weiber geben; aber mir sollen sie keine Frau aufdrängen.“ Ja, noch im Oktober 1524 bemerkte er demselben Freunde: „Bei der Gesinnung, die ich bisher gehabt habe, wird es nicht geschehen, daß ich eine Frau nehme; ich bin dem Heirathen abgeneigt.“ Doch ehe ein Jahr verging, hatte er seinen Entschluß geändert.

Mit seinem Vorwissen, ja durch seine Vermittelung waren am 4. April 1523 neun Nonnen aus dem Kloster Nimptschen bei Grimma entflohen; Luther nahm sich derselben liebevoll an und suchte ihnen bei Bekannten Unterkunft zu verschaffen und die jüngeren zu verheirathen. An seine Verheirathung dachte er immer noch nicht; wenigstens war nicht Katharina von Bora (geb. 29. Januar 1499) der Gegenstand seiner Sehnsucht. Wenn er damals eine Wahl zu treffen gehabt hätte, hätte er einer anderen Nonne, Eva von Schönfeld, den Vorzug gegeben. Die Katharina hielt er für stolz und darum für ungeeignet, seine Gehilfin zu werden. Er gab sich alle Mühe, den reichen Nürnberger Patrizier Baumgartner zu bewegen, daß er seiner Schutzbefohlenen die Hand reiche, ehe solche einem Andern gegeben würde. Es hatte sich nämlich Dr. Glatz, Pfarrer zu Orlamünde, um dieselbe beworben. Katharina wies diesen Bewerber zurück, und Baumgartner that keine weiteren Schritte. Dagegen gab Katharina nicht undeutlich zu verstehen, daß es ihr nicht zuwider sein würde, wenn Luther sie zur Lebensgefährtin erwähle. Anfangs war den Freunden des Reformators gerade diese Heirath ein

Stein des Anstoßes, weil sie die öffentliche Meinung fürchteten, da unter dem Volke die Ansicht verbreitet war, aus einer Verbindung eines Mönches mit einer Nonne werde der Antichrist geboren werden. Vielleicht ließ sich Luther gerade durch dieses Vorurtheil in seiner Wahl bestärken. Ohne sich mit seinen Freunden besprochen zu haben, bat er um das Jawort und erhielt dasselbe. Am 13. Juni 1525 wurde er durch seinen Freund Bugenhagen in Gegenwart weniger Zeugen ehelich eingesegnet. Natürlich erregte dieser Schritt nicht geringes Aufsehen; namentlich gab diese Heirath den Feinden der Reformation Veranlassung, durch allerlei übele Nachreden ihrem Aerger Luft zu machen. Luther äußerte sich: „Ich habe mich durch meine Heirath so geringschätzig und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, es werden die Engel lachen und die Teufel weinen.“ So viel ist wenigstens gewiß: Luther wurde durch sein eheliches Leben in seiner Reformationsthätigkeit nicht gehindert, sondern gefördert. Allerdings konnte Katharina nicht durch Rath und That ihren Gatten unterstützen, namentlich nicht in wissenschaftlicher Beziehung. Ihre Kenntnisse waren beschränkt, wie schon die vielerwähnte Frage, „ob der Hochmeister in Preußen des Markgrafen von Brandenburg Bruder sei,“ beweist; — es war eine und dieselbe Person. Doch ist die Aeußerung von Erasmus zu beachten, daß Luther seit seiner Verheirathung gegen seine Feinde sanfter und milder geworden sei. Der Mann bedurfte bei seinen vielen, amtlichen und nichtamtlichen Arbeiten einer ihm wohlthuenden Erholung und Erheiterung, und diese wurde ihm in reichem Maße in seiner Familie zu Theil. Er fühlte sich glücklich an der Seite seines Weibes und im Kreise seiner Kinder, deren ihm Katharina sechs gebar; er theilte derselben mündlich und schriftlich

mit, was sie über den Fortgang der Reformation interessiren konnte. Der gelehrte Mann verachtete auch nicht das gesunde, natürliche Urtheil seiner Gattin. Bisweilen erinnerte ihn diese daran, daß er ein gebrechlicher Mensch sei und solches über seinem unermüdlichen Eifer vergesse. Einmal zeigte er sich während dreier Tage nicht in dem Familienzimmer. Frau Käthe ließ die Thür der Arbeitsstube erbrechen, da all' ihr Pochen ohne Erfolg und Antwort blieb. Luther war mit der Uebersetzung des 22. Psalmes beschäftigt, und erwiderte auf die Vorwürfe seines treuen Weibes: „Meinst Du, es sei etwas so Schlechtes, was ich vorhabe? Weißt Du nicht, daß ich wirken muß, so lange es Tag ist?“ Besonders gerne besprach er sich über den Katechismus mit derselben, und nannte sie deshalb auch seine Katechissima. Auch die Erklärung einzelner Bibelstellen machte er zum Gegenstande der Unterredungen der Familienstube, sowie er auch seine Käthe aufforderte, fleißig in der heiligen Schrift zu lesen. 1535 schrieb er an seinen Amtsgenossen Dr. Jonas: „Die Käthe hat angefangen, die Bibel zu lesen. Ich habe ihr 50 Gulden versprochen, wenn sie zu Ostern damit fertig wird.“ Daß sie auch unter den regelmäßigen Zuhörern ihres Mannes war, versteht sich von selbst, und wird durch ein Gemälde von Lucas Kranach bestätigt. Man bemerkt auf demselben unter den Personen, welche Luthers Kanzel umgeben, auch das wohlbekannte Gesicht seiner Gattin.

Bei seinen geselligen Erholungen, Spaziergängen u. s. w. ging, saß und stand Katharina an seiner Seite. Während dieselbe im Garten arbeitete, spielte Luther mit seinen Kindern oder zeigte seinen Freunden die schönen Blumen und Früchte.

Bei der Kindererziehung konnte die Mutter die dem

mütterlichen Herzen eigenthümliche Schwäche und Nachgiebigkeit nicht verleugnen, und es war gut, daß hier der Mann häufig seine Rechte geltend machte. Einstens ließ er seinen dreijährigen Sohn Johannes wegen einer Ungezogenheit drei Tage nicht vor sich. Die Mutter bat um Nachsicht; der Vater aber erklärte: „Lieber einen todten als einen ungerathenen Sohn.“ Und wir wissen doch, wie groß die Vaterliebe des Mannes war. Mit welcher Sorgfalt saß und wachte derselbe an dem Krankenbette seiner Kinder? Wie war sein Herz mit Trauer erfüllt, wenn der Todesengel ihm ein Kind wegnahm; z. B. sein liebes Lenchen. Und wie wußte er sich selbst und seine Gattin über den schmerzlichen Verlust zu trösten? Mit welcher Zärtlichkeit und Kindlichkeit schrieb er an seine Kinder Briefe, wenn er von denselben entfernt war? Man muß das Alles erwägen, um zu erkennen, welchen wohlthätigen Einfluß das eheliche Leben auf das Gemüth Luthers gemacht hat. Er fühlte sich glücklich im Kreise der Seinen, wie aus unzähligen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen hervorgeht.

Am 11. August 1526 schrieb er an seinen Freund Stiefel: „Es grüßt Euch Käthe, meine Rippe. Sie befindet sich mit Gottes Hülfe wohl und ist mir willfährig und in Allem gehorsam und gefällig, daß ich meine Armuth nicht mit Krösus' Reichthum vertauschen möchte.“ Und es war nicht das Feuer der ersten Liebe, wodurch er zu solchen Aeußerungen veranlaßt wurde. Noch im Jahre 1538 schrieb er an einen guten Freund: „Wenn ich ein junger Witwer wäre, so wollte ich doch, auch wenn mir eine Königin nach meiner Käthe angeboten würde, lieber sterben, als zum zweiten Male mich verehelichen. Ich kann keine gehorsamere Frau bekommen; ich müßte mir sie denn aus Stein hauen

lassen." In seinen Tischreden sagt er: „Ich achte sie theuerer, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft; denn mir ist ein fromm Weib von Gott geschenkt und gegeben." „Ich habe meine Käthe lieb, ja ich habe sie lieber, denn mich selbst; das ist gewißlich wahr. Ich wollte lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten." „Es ist keine lieblichere, freundschaftlichere und einmüthigere Verwandtschaft, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe."

Sein Herz war hoch erfreut, wenn sein Weib von einer Krankheit genesen war; er schrieb in einem solchen Falle: „Meine Käthe fängt an, mit Wohlgefallen zu essen und zu trinken und schleicht mit den Händen an Tischen und Bänken umher."

Wurde er selbst auf das Krankenlager geworfen, so hatte er an seinem Weibe eine unermüdliche Pflegerin. Käthe war eine sorgsame Hausfrau, und das war für Luthers Verhältnisse ein großer Gewinn. Seine Besoldung war nicht groß, und seine Vermögensverhältnisse nicht die besten. Als er 1527 erkrankte und sich dem Tode nahe glaubte, empfahl er die Seinen der väterlichen Obhut Gottes, da er denselben weder Haus noch Acker, noch Geld noch Gut hinterlassen könne. Er erwähnt das öfters, daß er von armen Eltern geboren sei und selbst noch in das Register der Armen gehöre. Dabei gestand er, daß er kein guter Haushalter sei und daß er übel berathen wäre, wenn sein Weib nicht das Wenige, was er habe, zu Rathe hielte. So sagt er in seinen Tischreden: „Eine jegliche Person in der Ehe soll ihr Amt thun, was ihr gebührt; der Mann soll erwerben, das Weib aber soll ersparen; darum kann das Weib den Mann wohl reich machen und nicht der Mann das Weib; der ersparte Pfennig ist besser, denn

der erworbene." Später kaufte Luther ein kleines Gut in der benachbarten Gemeinde Zülsdorf für 610 Gulden. Hier waltete Katharina als sorgsame Hausfrau, auf die ihres Mannes Herz sich verlassen konnte; sie bekümmerte sich um den Viehstand und die Landwirthschaft. Luther nannte sie deshalb bisweilen scherzend „Katharina Luther von Bora und Zülsdorf." Noch am 16. Februar 1546 schrieb er an dieselbe „Katharina Lutherin, die Zülsdorferin."

Was wäre Luther ohne die sorgsame und sparsame Käthe geworden? Er folgte bei seiner Freigebigkeit mehr dem Drange des liebenden Herzens als dem Rath des berechnenden Verstandes. Eines Tags kam ein armer Student zu ihm und klagte ihm seine Noth. Da Luther im Augenblick einen leeren Beutel hatte, nahm er einen silbernen, vergoldeten Becher, den er von einem Fürsten erhalten hatte, drückte denselben zusammen und schenkte ihn dem Studenten. Er gewahrte in diesem Augenblicke die bedenkliche, unwillige Miene seiner Frau; darum äußerte er: „Ich brauche keinen silbernen Becher." Ein ander Mal gab er einem Bedrängten, der um eine Unterstützung bat, das Pathengeschenk des jüngsten Kindes. Als die Wöchnerin die Thatsache erfuhr und zürnte, suchte sie Luther zu beruhigen, indem er sprach: „Gott ist reich; er wird ein anderes Geschenk bescheren."

Scherzweise beschwerte er sich bisweilen, daß Käthe allzustrenge die Herrschaft führe. Dagegen ist auch folgende Aeußerung seiner Frau gegenüber nicht zu übersehen: „Du überredest mich zu Allem, was Du willst. Du hast die ganze Herrschaft. In dem Haushalte gestehe ich Dir es gerne zu, meinem Rechte unbeschadet; denn der Weiber Regiment hat noch niemals etwas Gutes gestiftet."

Luther vermachte in seinem 1542 errichteten Testamente

der treuen Lebensgefährtin das Gütlein Zülsdorf, mit 200 Gulden Schulden belastet, ein Haus in der Stadt, einen Becher und Kleinodien im Werthe von 1000 Gulden, mit dem Bemerken: „Das thue ich darum, daß sie mich als ein fromm, treu, ehrlich Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten, und mir durch reichen Gottes Segen fünf Kinder gegeben und erzogen hat, und zu allermeist darum, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat."

Als Luther am 18. Februar 1546 sein thatenreiches Leben beendete, war die Zukunft seiner Witwe keineswegs sichergestellt. Zwar gewährte ihr der Kurfürst von Sachsen eine jährliche Unterstützung, so wie auch der König von Dänemark die Pension, die er Luther versprochen hatte, fortzuzahlen versprach; aber der für die Evangelischen so verhängnißvolle schmalkaldische Krieg verstopfte ihr alle Hülfsquellen. Der Kurfürst Johann Friedrich gerieth in Gefangenschaft und konnte nicht halten, was er gelobt hatte. Der König von Dänemark hielt die versprochene Unterstützung zurück, so daß Katharina oft in große Verlegenheit gerieth. Sie nahm Studenten in Kost und Logis, um sich besser nähren zu können; doch konnte sie sich nicht der Nothwendigkeit entziehen, ihr Gut mit neuen Schulden zu belasten. 1552 brach in Wittenberg eine ansteckende Krankheit aus, so daß die Universität nach Torgau übersiedelte. Auch die verlassene Witwe wollte folgen, damit sie ihren geringen Verdienst durch Kostgänger nicht verliere. Unterwegs wurden die Pferde scheu, und Katharina, um ihre Kinder besorgt, sprang aus dem Wagen, fiel auf die Erde und dann in einen mit Wasser angefüllten Graben Schrecken und Erkältung zogen ihr eine bedenkliche Krankheit

zu, welche sich bald in Zehrung verwandelte. Sie starb am 20. Dezember desselben Jahres zu Torgau und wurde am folgenden Tage in der Stadt- und Marienkirche beigesetzt. *)

2. Anna Zwingli.

Als würdig, der deutschen Reformatorenfrau an die Seite gestellt zu werden, erscheint die Gattin Ulrich Zwingli's, Anna, die Tochter von Oswald Reinhart, Gastwirth zum Rösli in Zürich und der Elisabetha Wynzürn, geboren 1487. Sie zog schon frühe durch ihre leibliche Schönheit, die Lebhaftigkeit ihres Geistes, sowie ihr feinfühlendes, kindlich-frommes Gemüth, die Blicke ihrer Umgebung auf sich, und erwarb sich den Namen der apostolischen Rehe (Apostelgesch. 9, 30). Auch Johannes, der einzige Sohn des angesehenen altadeligen Züricher Rathsherrn, Gerold Meyer von Knonau, wurde von Liebe zu der schönen Anna ergriffen und fand Erwiderung. Aber der Vater verweigerte seine Einwilligung, indem er den Plan gefaßt hatte, seinen Sohn mit einer adeligen Familie aus dem Thurgau zu verbinden. Da erlaubte sich der junge Johannes einen Schritt, den wir nicht billigen können und der auch nicht ohne nachtheilige Folgen für ihn geblieben ist. Er ließ sich 1504 heimlich in einer Dorfkirche mit der geliebten Anna einsegnen. Der alte Rathsherr verstieß seinen ungehorsamen Sohn, verkaufte einige Güter um einen Spottpreis und ging eine zweite Heirath ein, die darauf berechnet war, dem Sohne alles Vermögen zu ent-

---

*) Vgl. Merz, christliche Frauenbilder II, 204. Burk, Spiegel edler Pfarrfrauen, Stuttgart 1863, S. 16. Hoffmann, Katharina von Bora. Meurer, Katharina von Bora.

ziehen. Es würde dem jungen Paare übel ergangen sein, wenn andere Leute nicht bereitwilliger gewesen wären, demselben beizustehen. Der junge Patrizier wurde in den großen Rath aufgenommen und auch von anderer Seite unterstützt, z. B. von dem Bischof von Constanz, einem Verwandten der Meyerschen Familie. Am 26. November 1516 versetzte der Tod des Gatten die hart geprüfte und doch zufriedene Frau in frühen Witwenstand. Von nun an zog sich dieselbe noch mehr von der Welt zurück, als sie es bisher schon gethan hatte. Auch jetzt kam keine Versöhnung mit dem erzürnten Schwiegervater zu Stande; nur der Enkel Gerold gewann das Herz des alten Mannes. Dieser bemerkte einstens einen spielenden Knaben auf der Straße; er fand Wohlgefallen an demselben, ohne zu wissen, wer er sei. Auf nähere Erkundigungen erfuhr er, daß es sein Enkel sei, und so wurde er veranlaßt, denselben zu sich zu nehmen; doch erlaubte er dem Knaben, bisweilen seine Mutter zu besuchen.

Unter denen, welche mit Wohlgefallen das gottselige Leben der christlichen Witwe beobachteten, war auch der Leutpriester an der Münsterkirche, Ulrich Zwingli. Besonders war der älteste Sohn Anna's der Gegenstand seiner Liebe. Er unterrichtete ihn in eigener Person und sorgte dafür, daß er auch durch fleißigen Schulbesuch seine Kenntnisse erweiterte. Als der Rath den Wunsch aussprach, die Geistlichen möchten alle in die Ehe treten, folgte Zwingli dem von einigen Amtsbrüdern gegebenen Beispiele; er erwählte die Mutter seines Lieblings zu seiner Lebensgefährtin. Die Annahme seiner Feinde, daß er diese Wahl um des Vermögens willen gethan habe, bedarf kaum der Widerlegung. Anna brachte ihm 400 Gulden mit; außerdem war ihr ein Leibgeding von 30 Gulden zugesichert;

doch sollte dieses zum Besten der Kinder verwendet werden. Zwingli selbst äußerte: „Seine Frau sei zwar mit Kleidern, Ringen und allerlei Geschmeide versehen, aber von dem Tage ihrer Verehelichung an habe sie den Plunder nicht angerührt; sie habe sich gekleidet wie die anderen Bürgerweiber, schlecht und recht, daß man ihr den vorigen Stand nicht angemerkt habe. Er selbst betrachte all' ihr Vermögen als ein fremdes, anvertrautes Gut.

Dagegen fand Zwingli, was er gesucht hatte, eine treue Gehilfin bei seinen vielen Berufs- und anderen Arbeiten. Wenn er verstimmt war, erheiterte sie ihn durch ihr munteres Wesen und ihre traute Unterhaltung. Er legte nicht geringes Gewicht auf ihr natürliches, unbefangenes Urtheil. Auch verstand sie es gar wohl, mit Personen aus verschiedenen Ständen, selbst mit Hochgebildeten und Gelehrten, eine inhaltsvolle Unterredung zu führen. Gar oft traf es sich, daß ihr Gatte, von Geschäften überladen, den Leuten, die ihn aufsuchten, keine Zeit widmen konnte; da empfing die Hausfrau die Ankommenden; sie ertheilte ihnen Rath, gab Auskunft, so viel sie vermochte, und tröstete insbesondere die Trostbedürftigen. Die angesehensten Männer in Zürich verweilten gern in ihrer Gesellschaft und waren nicht unwillig, wenn ihr Gatte anderweitig beschäftigt war.

Sie las die Flugschriften und Broschüren, welche die Ereignisse der Zeit behandelten, mit dem größten Eifer, und Zwingli versäumte nicht leicht, ihr die neu erschienenen zur Lektüre zu übergeben, um sich dann später mit ihr über den Inhalt zu besprechen.

Mehrmals bot sie die Hand, um den Nonnen, welche das Kloster verlassen hatten, Gelegenheit zur Verheirathung zu verschaffen. Sie meinte: Priester und Nonnen paßten

wohl am besten zusammen; beide schmachteten nach Erlösung aus ihrem bisherigen Zustande; auch wären sie nicht verzärtelt und gewissermaßen der Welt abgestorben. Besonders eifrig las sie in der Bibel; es verging kein Tag, an dem sie nicht Stärkung des Glaubens in derselben gesucht und gefunden hatte. Jeder neue Bogen der von Leo Judä in Verbindung mit ihrem Manne bearbeiteten Züricher Bibelübersetzung wurde von ihr begierig in die Hand genommen, wenn Zwingli verhindert war, solchen vorzulesen.

Mit besonderem Eifer und besonderer Liebe nahm sie sich der Armen und Kranken, namentlich der Waisen, an. Sie besuchte dieselben und brachte ihnen Speise und Trank, Arzenei und Kleidung; von dem Ihren gab sie reichlich und forderte Andere zur Mildthätigkeit auf. Fremde, besonders solche, die um des Evangeliums willen verfolgt waren, fanden in ihrem Hause gastliche Aufnahme. Selten war dieses ganz von Gästen leer; nicht Wenige blieben, bis ihnen sonst ein Unterkommen verschafft war.

Häufig kamen des Sonntags Nachmittags mehrere Predigerfrauen bei ihr zusammen, um sich über religiöse Dinge zu besprechen; bisweilen gesellten sich Männer dazu; es wurden alsdann geistliche Lieder gesungen, die Zwingli großentheils gedichtet hatte.

An Sorgen und Bekümmernissen fehlte es ihr nicht. Ihr Gatte hatte der Feinde eine ziemliche Anzahl. Selbst auf der Tagsatzung stieß man Drohungen gegen ihn aus. Es wurden Aeußerungen vernommen: Man solle es ihm machen, wie es der Bischof von Constanz dem Johann Huglin von Meersburg gemacht habe; man solle ihn verbrennen. In Luzern übergab man seine Bücher dem Feuer und machte bekannt: Wer ihn finde, solle ihn gefänglich

einliefern. Auch kamen thatsächliche Feindseligkeiten gegen ihn vor. 1525 warfen zwei Bürger mit großen Steinen die Fenster im Zwingli'schen Hause ein, so daß die Stücke umherflogen und die Anwesenden in Angst und Unruhe versetzt wurden. Zwingli beruhigte dieselben und verscheuchte durch sein bloßes Erscheinen am Fenster die Uebelthäter.

Ein anderes Mal begehrte ein Mann am späten Abend mit Zwingli zu sprechen. Die anwesenden Diakonen hielten denselben ab, vor die Thüre zu gehen. Einer von ihnen trat heraus; er wurde alsbald ergriffen und fortgeschleppt; doch ließ man ihn wieder frei, sobald man den Irrthum gewahrte. Ueber das Alles war Anna betrübt; doch sie verzagte nicht, fest im Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen. Auch der Abendmahlsstreit beunruhigte sie nicht wenig; ganz besonders war sie voll Sorgen und Kummer, als Zwingli 1529 zum Religionsgespräch nach Marburg reiste und schon auf dem Schweizer Boden in Lebensgefahr gerieth. Er kehrte indeß wohlbehalten im Oktober zurück. Aber die Zeiten wurden schlimmer und schlimmer. Am 11. Oktober 1531 kam es zwischen den evangelischen und katholischen Cantonen zur unheilvollen Schlacht bei Kappel. Zwingli begleitete die Züricher Miliz, selbst mit einem Schwerte bewaffnet. Wie bekannt, fiel er in dieser Schlacht.

Welche Schreckensbotschaft für das liebende Weib, als sie erfuhr, daß sie zur Witwe geworden sei! Aber diese Trauerbotschaft blieb nicht vereinzelt. Auch ihr Sohn, Gerold Meyer von Knonau, war unter den Getödteten, sowie ihr Bruder Bernhard Reinhard, ihr Tochtermann Anton Wirz, und der Gatte ihrer Schwester, Hans Lütsch. Nur ihr zweiter Tochtermann, Balthasar Keller, den man ebenfalls für todt gehalten hatte und der auf dem Schlachtfelde geblieben war, hatte sich wieder aufgemacht und

gerettet. Außer ihren zwei Töchtern erster Ehe waren ihr noch drei Kinder zweiter Ehe, zwei Söhne und eine Tochter. geblieben.

Sie faßte sich zuerst trotz ihres namenlosen Schmerzes und trotz des Jammerns ihrer Kinder. Auch fehlte es ihr nicht an Trost und Theilnahme. Sie selbst dichtete ein Trauerlied, in dessen letzten Versen sie die Bibel anredet:

Komm, du Buch! Du warst sein Hort,
Sein Trost in allem Uebel;
Ward er verfolgt durch That und Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hülf' bei ihr,
Herr! zeig' auch mir
Die Hülf' in Jesu Namen!
Gib Muth und Stärk'
Zum schweren Werk
Dem schwachen Weibe; Amen!

Anna lebte jetzt noch mehr zurückgezogen als früher. Ihre ganze Sorgfalt war der Erziehung ihrer Kinder gewidmet. Sie fand auch einen Freund in der Noth. Der Nachfolger ihres Mannes, Heinrich Bullinger, wurde ihr Fürsprecher beim Rathe und nahm sie selbst in sein Haus und an seinen Tisch; ihre Kinder behandelte er wie seine eigenen; zwei Söhne und eine Tochter starben früh; den jungen Ulrich ließ er auf seine Kosten studiren.

Die weiteren Nachrichten über die Witwe sind spärlich, doch mehr als hinreichend, um zu beweisen, daß sie bis zum Tode von ihrer Frömmigkeit nicht gewichen ist. Am 6. Dezember 1538 beschloß sie ihr vielbewegtes und vielgeprüftes Leben. Bullinger schrieb an einen Gesinnungsgenossen: „Ich weiß mir kein seligeres Ende zu wünschen;

sie verlosch sanft, wie ein mildes Licht, und schwebte anbetend und uns Alle Gott befehlend heim zu dem Herrn."

3. Argula von Grumbach.

Unmittelbarer als die beiden Reformatorenfrauen griff in das Triebwerk der Reformation eine Frau aus dem Bayernland ein, Argula von Grumbach, geborene von Stauff; geboren um das Jahr 1492. Ihr Vater, Bernhardin von Stauff, zeichnete sich dadurch vor den meisten seiner Standesgenossen aus, daß er schon vor dem Erscheinen der Lutherischen Uebersetzung fleißig in der Bibel las und seiner zwanzigjährigen Tochter eine deutsche Bibel schenkte, mit der Aufforderung, in derselben, dem Gebote des Herrn gemäß, zu suchen. Kein Wunder also, daß die Grundsätze der Reformation in dieser Familie frühe Eingang fanden. Argula verlor ihre Eltern fünf Tage nach einander. Ein Bruder ihres Vetters nahm sich der verlassenen, vermögenslosen Jungfrau an. Auch der Herzog Wilhelm von Bayern tröstete sie und versprach ihr, nicht blos ihr wohlwollender Landesfürst, sondern auch ihr Vater zu sein. Sie wurde Hoffräulein und verheirathete sich 1516 mit einem fränkischen Edelmanne, Freiherrn von Grumbach. Mit inniger Freude hörte sie von Luthers Auftreten gegen die Mißbräuche in der Kirche. Sie las mit Begeisterung die Schriften des kühnen Mannes und wurde in Folge davon eine entschiedene Anhängerin desselben. Auch verhehlte sie ihre religiösen Ansichten vor keinem Menschen. Ja, sie fand bald Veranlassung, offen mit denselben hervorzutreten.

1523 wurde ein junger Magister, Arsacius Seehofer, zu Ingolstadt in den Kerker geworfen und durch

Drohungen — man stellte ihm den Feuertod in Aussicht — zum Widerruf genöthigt, worauf man ihn in ein Kloster steckte. Er entkam und nahm zu Luther seine Zuflucht. Vor ihm bekannte er seine Schwachheit mit dem Ausdrucke tiefer Reue.

Als Argula von dem Verfahren gegen den jungen Mann hörte, war sie bald entschlossen, ein Wort zu Gunsten desselben zu sprechen: Sie schrieb an die Universität Ingolstadt in einer Weise, daß man ihren Muth und ihre religiöse Einsicht bewundern muß. Einige Stellen aus diesem Schreiben mögen das Gesagte erläutern und bestätigen: „Ich finde einen Spruch, Matth. am 10., der also lautet: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater", und Luc. 10: „Wer sich meiner schämet und meiner Worte, dessen werde ich mich wieder schämen." Solche Worte, von Gott selbst geredet, sind mir allezeit vor Augen; denn es wird weder Mann noch Frau darinnen ausgeschlossen. Aus diesem werde ich gedrungen Euch zu schreiben. Denn Ezechiel sagt am 33.: Siehest du sündigen deinen Bruder, so strafe ihn, oder ich will sein Blut fordern von deinen Händen. Ach Gott! wie werdet Ihr bestehen mit Eurer hohen Schule, daß Ihr so thöricht und gewaltig handelt wider Gottes Wort und mit Gewalt zwinget, das heilige Evangelium zu verleugnen, wie Ihr dem Arsacius Seehofer gethan habt! u. s. w." Weiter heißt es: „Ich bitte Euch und begehre Antwort, ob Ihr meinet, daß ich irre. Denn Hieronymus hat sich nicht geschämt und zu den Weibern geschrieben gar viel, als zu Paula, Eustachia u. s. w. Ja, Christus selbst hat sich nicht geschämt, sondern gepredigt Maria Magdalena, der Frau an dem Brunnen. Ich scheue mich nicht, vor Euch zu kommen und Euch zu hören, auch

mit Euch zu reden. — — — Und ob es gleich dazu käme, davor Gott sei! daß Luther widerriefe, soll es mir nichts zu schaffen geben. Ich baue nicht auf sein, noch eines Menschen Wort, sondern auf Christum selbst, welchen die Bauleute haben verworfen und der zum Eckstein geworden ist."

Eine Abschrift dieses Briefes schickte sie zwei Monate später mit einem besonderen Sendschreiben an den Rath von Ingolstadt. In diesem Schreiben heißt es: „Und wenn sie mich gleich mordeten, so geschehe, wie Gott will. So ich gestorben bin, so ist doch Gottes Wort nicht vertilgt. Ich achte auch dafür, so ich die Gnade hätte, den Tod um seines Namens willen zu leiden, würden viele Herzen dadurch erweckt; ja, wenn ich allein stürbe, würden tausend Weiber wider sie schreiben; denn ihrer sind viele, die belesener und geschickter sind, denn ich."

Selbst an den Herzog Wilhelm wendet sie sich, ihn zu ermahnen, daß eine christliche Obrigkeit bei dem Worte Gottes bleiben und solches aus christlicher Pflicht zur Hand haben solle. „Denn kein Mensch Gewalt hat, das Wort Gottes zu verbieten, allein das Wort Gottes soll und muß alle Dinge regieren. Ich bitte Euch um Gottes willen, nicht allein der Ingolstädter Wort zu glauben, sondern vorher die Geister nach göttlicher Schrift zu prüfen. Es ist nicht genug, zu sagen: „Ich glaube, was meine Eltern geglaubt haben," wir müssen an Gott und nicht an unsere Eltern glauben."

Der Kanzler Eck wurde über dieses Alles um so mehr erbittert, da er erfahren hatte, daß Argula die Einwohner von Dietfurt durch öffentliche Reden für den evangelischen Glauben zu gewinnen suche. Er forderte deshalb den Herzog auf, den Mann Argula's seines Dienstes zu entlassen,

und ihm unter Androhung schwerer Strafen zu befehlen, daß er seiner Frau solches Schreiben nicht mehr gestatte.

Ein Magister, Johannes von Landshut genannt, verfaßte ein Spottgedicht auf die Frau Argula, die so sehr aller weiblichen Zucht vergessen, daß sie ihren Herrn und Fürsten zu einem neuen Glauben hat verführen wollen, und sich zu unterstehen, eine ganze hohe Schule zu bestrafen und zu beschimpfen. Es heißt am Schlusse:

Willt du aber mit Ehren bestehen,
So stell ab dein Muth und Gutdunkel,
Und spinn davor an der Kunkel,
Oder strick Hauben und wirke Borten;
Ein Weib soll nicht mit Gottes Worten
Stolziren und die Männer lehren,
Sondern mit Magdalenen zuhören.

Argula antwortete dem Magister in einem längeren Gedichte; sie forderte denselben auf, öffentlich mit ihr in Ingolstadt zu streiten; sie wolle sich fröhlich stellen. Hierauf vertheidigte sie das Recht der Ungelehrten, das durch die Apostel verkündigte Evangelium zu treiben und zu verfechten. Das Beispiel einer Judith, Deborah und Jael sei ein Beweis, daß auch Weiber für Gott streiten dürften.

Darum zürnet nicht so hart,
Ob Gott jetzt auch wieder Weiber schaffen,
Die Eure Hoffahrt müssen strafen.
Macht, daß Ihr gar nicht würdig seid,
Daß ein Gelehrter mit Euch streit.

Am Schlusse heißt es:

Weh Euch, die Ihr jetzt sonder lacht,
Ihr werdet klagend und weinend gemacht,

Ihr Lästerer Gottes, wie wird euer Leben,
So ganz und gar vor Gott zu nichte,
Wenn ihr kommt vor das streng Gerichte
Am sechsten Lukas da bestimmt,
Darum laßt ab und seid besinnt;
Auf diesmal nehmt genug daran,
Bis er hervortritt auf den Plan.
Von Bileams Eselin nimm zu gut
Mein lieber Johannes von Landshut!

Dr. Eck schickte ihr auf die Aufforderung, mit ihr zu streiten, einen Spinnrocken und eine Spindel.

Der Herzog Wilhelm war über die kühne Frau erzürnt und folgte darum der an ihn gerichteten Aufforderung um so bereitwilliger. Argula's Gatte erhielt seinen Abschied. Sie selbst aber wurde in ihrem Glauben nicht wankend gemacht, auch, da ihre Verwandten ihren Unwillen gegen sie äußerten. Sie schrieb an ihren Vetter, den Statthalter Adam von Torring zu Neuburg: „Man hat mir gesagt, man wolle meinem jungen Herrn das Amt nehmen; kann ich ja nicht dafür; denn ich habe vorher Alles wohl bedacht; habe mich daran gesetzt, Alles zu verlieren, ja Leib und Leben; Gott steht mir bei.“

Sie ging noch weiter in ihrem Eifer für die Reformation. Sie schrieb an den Kurfürsten von Sachsen und an andere Fürsten: sie möchten sich des Evangelii treulich annehmen. Auch mit Luther trat sie 1524 in einen Briefwechsel, und dieser gedenkt ihrer öfters in ehrenvoller Weise; er nennt sie die „sehr gottselige Frau“ und schrieb 1524 an Spalatin: „Ich schicke Dir hiermit das Schreiben der Argula, der Jüngerin Christi, damit Du es sehen und Dich

freuen mögest über eine sündige Tochter Adams, welche umkehrt und sein Kind wird."

1530, während des Augsburger Reichstags, besuchte Argula Luther auf dem Schlosse Coburg. Auch an Spalatin schrieb sie: „Fürchtet Euch nicht, die Sache ist Gottes, der sie in uns, ohne uns angefangen hat, der wird sie auch wohl beschützen. Er schläft nicht, der Israel behütet; die Sache ist sein." Und dieses schrieb sie, da sie schon Witwe geworden und ihr Gottvertrauen durch mancherlei Prüfungen auf die Probe gestellt worden war. Dasselbe wurde nicht erschüttert. „Meine Kindlein," schrieb sie, „wird der Herr schon versorgen und speisen mit den Vögeln in der Luft, auch bekleiden mit den Lilien auf dem Felde. Er hat es gesagt; Er kann nicht lügen."

Ueber ihre letzten Schicksale ist wenig bekannt. Nur so viel wissen wir, daß sie, als in Bayern die Verfolgung immer heftiger wurde und Mancher wegen seines evangelischen Glaubens den Scheiterhaufen besteigen mußte, aus ihrem Vaterland verwiesen wurde. Sie starb 1554 zu Zeylitzheim in Franken mit der Gesinnung, die sie in folgenden Worten ausgesprochen hat: „Man heißt mich Lutherisch; ich bin es nicht; ich bin im Namen Christi getauft, den bekenne ich; aber ich bekenne, daß ihn Martinus auch als ein treuer Christ bekennt."

Auch andere Frauen zeigten sich bereit, das Evangelium mit biblischen und anderen Gründen zu vertheidigen, z. B. Maria von Heringen und ihre Schwester Engel von Hagen, von denen Spangenberg in seinem „Adelsspiegel", und Lobwasser in seiner „Hochwürdigen Gesellschaft gelehrter Frauenzimmer" berichtet, wie sie mit den gelehrtesten Theologen über Luthers Lehre gestritten und dieselben mit ihren eigenen Worten gefangen hatte. Zu

Eger forderte Katharina Junker die Theologen zu einer öffentlichen Disputation heraus; sie vertheidigte ihre Ansichten mit Einsicht und Muth.

4. Katharina Zell.

In Straßburg lebte um dieselbe Zeit eine Frau bürgerlichen Standes, die sich den Ehrennamen „Reformatorenmutter" erworben hat. Es war dies Katharina Zell, geborene Schütz. Sie war die Tochter eines ehrsamen Schreinermeisters und erblickte das Licht der Welt im Jahre 1497. „Von Mutterleib an," schrieb sie selbst, „hat mich der Herr gezogen, und von Jugend auf gelehrt; darum habe ich mich auch seiner Kirche nach dem Maße meines Verstandes und der verliehenen Gaben zu jeder Zeit fleißig angenommen und mit Ernst gesucht, was des Herrn Jesu ist. Daher mich auch von früher Jugend an alle Pfarrherren und Kirchenverwandten geliebt und geehrt haben."

Wie sie zum Glauben gekommen, sagt sie selbst: „Und da wir in solcher Angst und Sorge der Gnade Gottes standen, aber in vielen Werken Uebungen und Sakramenten der päpstlichen Kirche keine Ruhe finden mochten, erbarmte sich Gott unserer und vieler Menschen und sandte uns den lieben und jetzt seligen Dr. Martin Luther, der mir und Andern den Herrn Jesu so lieblich fürschrieb, daß ich meinte, man zöge uns aus dem Erdreich hinauf, ja aus der grimmen, bitteren Hölle in das liebliche, süße Himmelreich." Im Jahre 1523 verheirathete sie sich mit dem wackeren Vertheidiger der evangelischen Lehre, welchem der Stadtrath eine besondere Kanzel im Münster errichtet hatte, da ihm die katholische Geistlichkeit die daran befindliche Kanzel verschloß, Matthias Zell. Von nun an stand sie ihrem

Gatten bei dessen Wirken für die Sache der Reformation muthig und treulich zur Seite. Der bekannte Martin Butzer, oder Bucer, der auch die Trauung dieses Ehepaares vollzogen hatte, schrieb über Katharina: „Sie ist gottesfürchtig, grundstudirt und muthvoll wie ein Held; aber es wybelt doch immer ein wenig um sie."

Bald nach ihrer Verheirathung schrieb ihr Luther: „Daß Dir Gott seine Gnade so reichlich gegeben hat, daß Du nicht allein selber sein Reich siehest und kennest, so vielen Leuten verborgen, sondern auch solch einen Mann bescheeret, von dem Du es täglich und ohne Unterlaß besser kennen und immer hören magst, gönne ich Dir wohl; und wünsche Dir Gnade und Stärke dazu, daß Du solches behaltest bis auf jenen Tag, wo wir uns Alle sehen und freuen werden, wills Gott."

Katharina wußte den Mariageist mit dem Marthasinn zu verbinden; sie besorgte die Geschäfte des Hauswesens und war bei der Hand, wo es galt, die vielen gelehrten Männer, die in ihrem gastlichen Hause einkehrten, in geistreicher Weise zu unterhalten. Dies war zum Beispiel der Fall, als Zwingli und Oekolampad im Jahre 1529 auf der Durchreise nach Marburg einige Tage bei ihr zur Herberge waren. Ueberhaupt besuchte in jenen Tagen nicht leicht ein Freund der Reformation die Reichsstadt Straßburg, ohne bei Magister Zell und dessen Frau einzusprechen. Besonders nahmen sich beide Ehegatten derjenigen an, die um ihres Glaubens willen ihre Heimath verlassen mußten. Katharina durfte von sich erzählen: „Ich habe schon im Anfang meiner Ehe viele herrliche gelehrte Leute in ihrer Flucht aufgenommen, in ihrer Kleinmüthigkeit getröstet und herzhaft gemacht, wie Gott im Propheten lehrt: Unterstütze und stärke die müden Kniee."

Als im Jahre 1524 in einer Nacht anderthalbhundert Bürger auf kaiserlichen Befehl als Anhänger des Evangeliums die Stadt Kenzingen verlassen mußten, nahm das Ehepaar Zell achtzig in sein Haus auf und speiste fünfzig bis sechzig vier Wochen lang, wozu allerdings fromme Leute ihre Beisteuer lieferten. Auch den vertriebenen Bauern, „viel elenden und erschrockenen Leuten", bewies die Pfarrfrau ihre Samariterliebe; sie sorgte für deren Unterkunft und kollektirte zu ihrer Unterstützung. Selbst den verfolgten Wiedertäufern entzog sie nicht ihre helfende Hand; sie stand fest im Glauben, aber ihre Menschenliebe erhob sie über dogmatische Engherzigkeit.

1538 unternahm sie mit ihrem 61jährigen Manne eine Reise durch die Schweiz und Deutschland, wobei sie auch bei Luther in Wittenberg einkehrten. Sie schrieb über diese Reise: „Ich bin nur eine schwache Frau, habe viel Arbeit, Kummer und Sorge, Krankheit und Schmerz in meiner Ehe erlitten, aber meinen Mann habe ich so lieb, daß ich ihn durchaus nicht wollte allein wandeln lassen, da er unsern lieben Dr. Luther und die Seestädte bis an das Meer, ihre Kirchen und Prediger sehen und genießen wollte. Meinen ehrwürdigen, alten, inniglieben Vater, den 85jährigen, meine Freunde und Alles, was mir lieb war, empfahl ich dem Schutze des Herrn, verließ Alles und zog mit meinem Manne dreihundert Meilen hin und her."

Zell starb 1548. Katharina schrieb über ihr eheliches Leben: „Gar oft habe ich mich bei mir selbst verwundert und Gott gedankt, daß wir Beide, mein seliger Mann und ich, durchaus einerlei Sinnes, Gemüthes und Verstandes in heiliger Schrift, ja selbst in äußerlichen Dingen, in

Kleinigkeiten und Nebensachen gewesen sind, ein Herz und eine Seele."

Auch nach dem Tode ihres Gatten setzte sie ihre Barmherzigkeit fort, wie ihr derselbe vor seinem Ende noch anempfohlen hatte; sie blieb noch zwei Jahre und elf Wochen im Pfarrhause und versäumte Nichts, dasselbe zu einer Herberge für ihre bedrängten Glaubensgenossen zu machen.

1549 mußten die Straßburger Prediger Butzer und Paul Fagius ihr Amt niederlegen, Straßburg verlassen und nach England fliehen. Sie hinterließen der Witwe Zell ohne deren Wissen mehrere Geldstücke, damit sie nicht Noth leide. Katharina aber schrieb an die Flüchtlinge: „Ihr habt mich mit dem Gelde, so Ihr mir heimlich in dem Briefe zurückgelassen, auf das äußerste betrübt. Auf daß aber meine Schamröthe einestheils hingelegt werde, habe ich zwei Stücke Geldes wieder in den Brief wollen legen, wie Joseph seinen Brüdern. Da ist ein des Interims wegen verjagter Prädikant mit fünf Kindern und eines Prädikanten Frau, deren Mann getödtet worden ist. Die habe ich zehn Tage lang bei mir gehabt, und habe das eine Stück Geld diesen beiden zur Zehrung geschenkt, nicht meinet-, sondern euretwegen."

Katharina war also eine rührige Kämpferin für das Evangelium, hatte aber dabei, wie ihr Mann, ein weites Herz und konnte sich in die dogmatischen Streitigkeiten der Evangelischen selbst nicht finden. Darum wagte sie es sogar, an Luther zu schreiben und ihn zu bitten, er möge in dem Abendmahlstreite wider die Schweizer und Oberländer milder verfahren. Luther scheint diese Zumuthung nicht ungünstig aufgenommen zu haben, er versprach, seine Schärfe ein wenig zu mildern. Nur möge Katharina auch

ihren Mann und andere Freunde anhalten, daß sie Friede und Einigkeit bewahren möchten. Die Liebe solle über Alles gehen, und den Vorgang haben, ausgenommen Gott, der über Alles, auch über die Liebe sei."

Für die Wiedertäufer legte Katharina bei verschiedenen Gelegenheiten Fürsprache ein; sie nannte dieselben die „armen Täufer, die gehetzt würden, wie der Jäger die Hunde auf die wilden Schweine und Hasen hetze. Wer Böses thue, den solle die Obrigkeit strafen, den Glauben aber nicht zwingen, der gehöre dem Herzen und Gewissen an, nicht dem äußeren Menschen."

Auch der schlesische Edelmann Kaspar Schwenkfeld, der nicht frei war von mystischen Verirrungen, und aus Furcht, es möchte unter den Protestanten ein neues Papstthum entstehen, das geistliche Amt und die Einrichtungen der Kirche, so wie die Sakramente verachtete, wurde in der Familie Zell gastlich aufgenommen. Von anderer Seite war man unwillig über diese Weitherzigkeit; doch schwieg man, so lange Zell am Leben war. Aber nach seinem Tode wurde Katharina heftig angegriffen, als ob sie selber Schwenkfeld'sche Ansichten hege. Sie vertheidigte sich in einer zwölf Folioseiten umfassenden Schrift.

Am heftigsten eiferte gegen sie der Nachfolger ihres Mannes, Dr. Rabus, der als Superintendent nach Ulm versetzt worden war, und der in früherer Zeit von der Familie Zell viele Wohlthaten empfangen hatte. Das Schreiben dieses Mannes ist so gemein und grob, daß wir Bedenken tragen, mehr als die Anfangsworte davon anzuführen. Es heißt: „Dein heidnisch-unchristlich, erstunken und erlogen Schreiben ist mir zugekommen" u. s. w. Katharina wußte zu antworten, mitunter, das ist nicht zu leugnen, auch in scharfen Worten. Auf die Beschuldigung,

daß sie in Straßburg Unruhe verursacht habe, erwiderte sie: „Du liebes Straßburg, denn du mich länger als Herr Ludwig (Rabus) gekannt hast, sage, was ich gethan habe. Ja, mir selbst und nicht der Kirche habe ich viel Unruhe gemacht, und angefangen, das vorher bei den Weibern nicht gewöhnlich gewesen, auch mir nicht viel Nachfolge gethan ist worden, da ich Arme, Verjagte und Elende hab' aufgenommen, für sie geredt und geschrieben, weder Nachrede, Haß, noch Gunst angesehen, der Kirche kein Leid gethan, noch Unruhe angefangen, sondern alle Zeit freundlich mit allen Parteien, und habe gerne gesehen, daß nicht ein Bruder dem anderen zum Tode geholfen hätte.“ — „Ist das die Sünd' und Unruhe, die ich in der Kirche gemacht habe, daß ich, da andere Weiber ihrer Hoffahrt geluget und zu Hochzeiten, Freuden und Tanz gegangen, mit aller Lieb, Treue und Mitleid, Pestilenz und Todte getragen?“ u. s. w.

Ueber ihr Lebensende fehlen genauere Nachrichten, nur so viel ist bekannt, daß der damalige Superintendent seinen Geistlichen befahl, ihr zu Ehren keine Leichenpredigt zu halten; es wäre denn, daß sie beifügen wollten: allerdings habe sich Frau Katharina als Wohlthäterin verdient gemacht, zuletzt sei sie aber der lutherischen Lehre abtrünnig geworden und habe sich auf die Seite der Reformirten geschlagen.

Die Geistlichen achteten wenig auf diesen Befehl und noch weniger die Straßburger Bürger. Allgemein betrauerte man den Verlust der merkwürdigen Frau.

5. Margaretha Blaarer u. A. m.

Nicht in gleicher Weise mit der Feder, aber durch gleiche Liebesthätigkeit diente Margaretha Blaarer der

Reformation; sie war die Schwester des Bürgermeisters Thomas Blaarer zu Constanz und des Ambrosius Blaarer, eines Geistlichen, der in der Reformationsgeschichte Oberdeutschlands eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Ganz Constanz hatte die Kirchenverbesserung angenommen; auch die Klosterpforten wurden geöffnet; seit 1528 verkündigten 23 Prediger das Wort Gottes nach evangelischer Weise. Sie alle hatten Arbeit in Menge, denn durch Mißernte und Krankheiten kamen schwere Zeiten über die Stadt und die Umgegend. Vielleicht hätten Manche diese Heimsuchungen für ein Strafgericht Gottes angesehen und darin Veranlassung gefunden, wieder zur katholischen Kirche zurückzukehren, wenn nicht, so weit es durch Menschen geschehen konnte, Hülfe in der Noth gekommen wäre. Es fanden sich aber christlich gesinnte Jungfrauen zusammen, welche einen Verein bildeten, um Armen und Kranken Beistand zu leisten. Margaretha Blaarer, die früher einer geistlichen Ordensschwesterschaft zur Uebung barmherziger Liebe angehört hatte, stand an der Spitze dieses evangelischen Diakonissenbundes. 1541 schrieb Ambrosius an seine Schwester: „Höre nicht auf, ich bitte Dich herzlich, das Anliegen der Kirche auf Erden, der ächt evangelischen, dem himmlischen Vater in heißer Fürbitte zu empfehlen! Du weißt, sie leidet übel Noth von allen Seiten und wird angefochten von Gewaltthätigen, geistlichen und weltlichen Standes; bitte doch mit dem stillen Hausvölklein, ich meine Deine Hauskirche, daß die Bedrängten und Verfolgten wieder zur Ruhe kommen. Grüße mir doch Deinen ganzen Haushalt, all' Deine Armen, Kranken, Preßhaften, nach Erlösung Seufzenden, welche in Dir eine liebende Mutter finden. — O, wie freut es mich, zu sehen, wie schön Dich der Herr mit höherer Kraft stärkt, daß Du nicht unterliegst

unter den Sorgen allen. Möge er Dir zeitlebens den schönsten Segen gönnen, Hungrige zu speisen, Durstige zu tränken, Nackende zu kleiden, Fremde zu beherbergen, Kranke zu laben" u. s. w.

Nicht lange sollte diese Jüngerin des Herrn in ihrem gesegneten Wirken fortfahren. Als sie 1541 eine Menge Pestkranke besuchte, erkrankte sie selbst und unterlag der verderblichen Krankheit.

Ueber ihr Ende berichtet ihr Bruder Ambrosius: „Sie gab sanft und mit heiligen Reden unter vollem Vertrauen auf Christum ihren Geist auf, daß man wohl sagen kann: Sie ist nicht gestorben, sondern zu dem Herrn heimgegangen." Der schon mehrmals erwähnte Butzer schrieb über sie: „O, unvergeßliche Zierde, Schmuck und Segen des wiedergeschenkten Evangeliums, die mit den größten Zierden der glücklichsten Zeiten der Kirche in eine Linie gesetzt werden kann!"

Der gleichfalls erwähnte Bullinger richtete einen Trostbrief an ihren Bruder, darin lesen wir: „Von Herzen bin ich betrübt, daß der unerbittliche Tod Deine Schwester, die Hoffnung so vieler Dürftigen hienieden, und ein Edelstein vom reinsten Wasser, Margaretha, diese Perle der Jungfrauen, Dir entrissen hat."

Solche Frauen, welche dem Evangelium nützten, indem sie Liebe in der That und Wahrheit bewiesen, waren gerade keine Seltenheit. Von der Gattin des Magisters Leu, Pfarrers zu St. Peter in Zürich, heißt es: „Sie trug allen Kranken und Kindbetterinnen ihrer Gemeinde zu, was sie bedurften, und theilte redlich mit ihnen. Weil aber ihre Pfründe klein und der Magister ein armer Mann war, so mußte er stets anflehen, und wiewohl er keine großen Schulden machte, konnte er doch Nichts erübrigen.

Die Mutter lag Tag und Nacht dem Weben ob; damit verdiente sie viel Geld; das ließ ihr der Vater und daraus kaufte sie Bücher und Hausplunder. Sie hatte auch arme Knaben, deren etliche ihr nicht zwölf Gulden Tischgeld im Jahre gaben. Die Vertriebenen nahm sie auf und hielt manchen einen Monat, zwei oder drei und mehr. Sie hatte ein ehrliches Hausplunder, besonders an Bettgewand, aber da war nichts Köstliches, wie man jetzt hat."

Von der Frau des Oswald Myconius, früher Lehrer in Zürich, später Antistes in Basel, wird gleichfalls gerühmt, daß sie sich der Vertriebenen liebevoll angenommen und dieselben Monate lang beherbergt habe.

Anna Adlischweiler, die Gattin von Bullinger in Zürich, eine gewesene Nonne von Ortenbach, war in Zürich unter dem Titel „Frau Mutter" und im Auslande unter dem Namen „Züricher Mutter" bekannt.

Mitunter ermunterten Frauen zur Zeit der Verfolgung ihre Männer zur Standhaftigkeit; so die Gattin des Bartholomäus Bertlin, der, weil er das von Karl V. befohlene Augsburger Interim nicht annehmen wollte, seine Pfarrei verlassen und drei Jahre mit der bittersten Armuth kämpfen mußte. Als der Kaiser 1551 nach Augsburg kam, beschied er die Geistlichen der Umgegend zu sich, um sie zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Wer sich nicht fügen wollte, hatte das Schlimmste zu fürchten. Bertlins Gattin sagte beim Abschied zu demselben: „Hüte Dich, daß Du nicht um meinet- und unserer Kinder willen die Wahrheit, für welche Du zu zeugen bereit bist, verleugnest." Bertlin blieb standhaft und mußte ein weiteres Jahr unstet und flüchtig umherirren, bis er eine Anstellung in einem Spital zu Augsburg

erhielt. Nach einiger Zeit durfte er in sein früheres Amt nach Memmingen zurückkehren.

6. Elisabeth von Brandenburg.

Alle die genannten Frauen konnten nur in beschränktem Kreise für die Reformation thätig sein; dagegen haben wir noch einiger Fürstinnen zu gedenken, welche in einzelnen deutschen Staaten die Einführung der Reformation entweder ganz oder großentheils veranlaßt haben. Wir nennen zunächst Elisabeth, die Gemahlin des Kurfürsten Joachim Nestor von Brandenburg, eine geborene Prinzessin von Dänemark. Ihr Gemahl war ein eifriger Vertheidiger der bestehenden Kirchenlehre und Verfassung, und bei verschiedenen Gelegenheiten, wie auf den Reichstagen zu Worms und zu Augsburg, sprach er sich für die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung der auftauchenden Ketzerei aus. Und doch konnte er es nicht hindern, daß sich das Gift derselben in seinem Lande verbreitete und zu wirken begann. Selbst seine Gemahlin Elisabeth wurde von demselben angesteckt. Das Verhältniß beider fürstlichen Gatten war schon seit einiger Zeit ein getrübtes und ihre Stimmung war eine gedrückte, namentlich da ihr Bruder Christian aus Dänemark vertrieben wurde. Sie suchte Trost und Beruhigung in der heiligen Schrift und fühlte sich durch das Lesen derselben immer mehr zu Luther hingezogen, dessen muthiges und entschlossenes Auftreten einen tiefen Eindruck auf ihr leicht erregbares Gemüth gemacht hatte. Eine Reise nach Sachsen in Begleitung ihres Gemahls und ihres Bruders trug noch weiter dazu bei, sie auf die Seite der Evangelischen hinüber zu ziehen. Doch mußte sie ihre religiösen Ansichten verheimlichen, und nur

in stiller Zurückgezogenheit konnte sie durch die Schriften Luthers ihren Glauben stärken. Immer größer wurde ihr Verlangen, das Abendmahl der Einsetzung gemäß zu genießen. Deshalb benutzte sie 1528 die Abwesenheit ihres Gemahls, um sich dasselbe von einem aus Wittenberg berufenen Geistlichen reichen zu lassen.

Joachim war außer sich vor Zorn, als er das Geschehene erfuhr. Er überhäufte sein treues Weib mit den heftigsten Vorwürfen und drohte derselben mit Einsperrung, ja Einmauerung, wie man sagt. Elisabeth mußte heimlich entweichen; sie nahm ihre Zuflucht zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, bei dem sich auch ihr vertriebener Bruder, Christian von Dänemark, aufhielt. Sie fand die gewünschte Aufnahme und in dem ihr angewiesenen Schlosse Lichtenburg einen ruhigen und sicheren Aufenthalt. Ihr Gemahl that keine weiteren Schritte, sie zur Rückkehr zu nöthigen. Mit Luther stand sie in schriftlichem und persönlichem Verkehr. Sie zog denselben öfters an ihre Tafel und kehrte, selbst bisweilen Trost und Stärkung ihres Glaubens suchend, bei ihm ein.

Joachim starb 1535, ohne daß an eine Versöhnung mit demselben zu denken gewesen wäre. Vor seinem Tode hatte er sich noch von seinen Söhnen das Versprechen geben lassen, daß sie den bisherigen Religionszustand beibehalten wollten. Das aber konnten diese nicht über sich gewinnen, daß ihre Mutter als eine Verbannte außer Landes leben sollte; sie holten dieselbe zurück und brachten sie auf ihren Witwensitz zu Spandau. Hier lebte sie abgeschieden von der Welt, aber beschäftigt mit der Fürsorge für Arme und Nothleidende. Täglich wurde in ihrer Wohnung Gottesdienst gehalten, an welchem alle ihre Hausgenossen theilnehmen mußten. Auch die Bewohner

der Stadt hatten Zutritt zu demselben. Oefters las sie selbst aus Luthers Hauspostille oder aus der Bibel vor. Mit der größten Zärtlichkeit hing sie an ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln, deren sie im Ganzen 70 erlebte. Als bestes Erbtheil suchte sie denselben ihren frommen Sinn zu hinterlassen. 1555 erreichte sie das Ziel ihres irdischen Lebens. Kurz vor ihrem Tode trat eine Mondfinsterniß ein. Der Arzt suchte ihr solches zu verbergen. Sie aber bemerkte: „Vor einer solchen Finsterniß fürchte ich mich nicht; ich traue dem, der Sonne, Mond und Sterne erschaffen hat. Wenn er nur bald käme und holte mich zu sich."

Als ihr des Heilands letzte Worte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" vorgesprochen wurden, bewegten sich noch einmal betend ihre Lippen. Sie schied mit dem seligen Bewußtsein, daß der von ihr ausgestreute Same nicht ganz verloren gegangen wäre. Ihre Söhne, Joachim II. und Georg, hatten schon dem Drange der Zeit nachgegeben und die Reformation in Brandenburg einführen lassen.

7. Elisabeth von Braunschweig.

Noch mehr und unmittelbarer als sie selbst wirkte ihre gleichnamige Tochter für die Verbreitung der Reformation. Sie war geboren 1510, und verheirathete sich 1525 mit dem fünfundfünfzigjährigen Herzog Erich von Braunschweig, einem Witwer. Derselbe war noch immer ein kräftiger, lebensfroher Mann, der auch jetzt noch lieber am Kaiserhofe, auf Reisen und bei Fehden verweilte als in seinem kleinen Herzogthume. Er hatte zwar Luthern in Worms einen Trunk Eimbecker Bier überreichen lassen, war aber sonst kein Freund der kirchlichen Neuerung; wir glauben

allerdings mehr aus religiösem Indifferentismus, als aus einer, auf innerer Ueberzeugung ruhenden Antipathie. Den sich auch in seinem Lande regenden reformatorischen Bewegungen wirkte er hartnäckig und theilweise mit Strenge entgegen, konnte aber derselben nicht Meister werden. So mußte er der Stadt Göttingen gegen Bezahlung von 6000 Thlrn. die Einführung der Reformation gestatten. Selbst seine Gemahlin neigte sich der neuen Lehre zu, wahrscheinlich durch das erbauliche Vorbild ihrer Mutter gewonnen. Als nun gar ihre Brüder in dem alten Glauben wankend wurden, als ihr der jüngere, Johann von Küstrin, die Vortrefflichkeit der Lutherischen Lehre auseinandersetzte, nahm auch sie in ihrer Residenz zu Münden das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Erich erhielt nach seiner Rückkehr Kunde davon, handelte aber minder strenge als weiland sein Schwiegervater. Er drückte sogar seine Augen zu, als seine Gemahlin den hessischen Geistlichen Anton Corvin herbeikommen ließ. „Meine Else," sagte er, „läßt mich in meinem Glauben ungestört; darum will ich sie auch in dem ihrigen nicht stören." 1540 ereilte den siebzigjährigen Fürsten der Tod zu Hagenau; sein Leichnam konnte erst nach einiger Zeit in die Heimath gebracht werden, da derselbe vorher durch Bezahlung einer Schuld eingelöst werden mußte. Ueberhaupt hatte sich der alte Herzog als ein schlechter Haushalter bewiesen und seinem Lande eine übergroße Schuldenlast aufgeladen. Elisabeth übernahm unter dem Beistand des Landgrafen Philipp des Großmüthigen die Vormundschaft über ihren Sohn Erich II. Sie mußte alle ihre Kraft aufbieten, um die ungestümen Forderungen der ungeduldigen Gläubiger einigermaßen zu befriedigen. Am meisten hatte sie den Herzog **Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel**, einen leidenschaft-

lichen Gegner Luthers, zu fürchten, da dieser die Regentschaft beanspruchte und ein günstiges Urtheil vom König Ferdinand erhielt. Heinrich wurde 1542 von den Mitgliedern des Schmalkalder Bundes überfallen und gefangen gesetzt. Jetzt konnte Elisabeth ungehindert daran denken, ihren Lieblingsplan zu verwirklichen, die Reformation in ihrer Herrschaft einzuführen. Schon 1541 hatte sich ein Landtag zu Pattensen dafür ausgesprochen. Corvinus wurde als Generalsuperintendent angestellt. Er verfaßte eine Kirchenagende, welche den Geist der Milde und der Besonnenheit athmete. Elisabeth erkundigte sich bei ihren häufigen Reisen durch's Land nach den kirchlichen Verhältnissen und suchte die wahrgenommenen Mängel möglichst zu verbessern. Die Erziehung ihres Sohnes ließ sie sich besonders angelegen sein; sie schrieb für denselben christliche Lebensregeln nieder. In der Einleitung sagte sie: „Ich schreibe dies, um Dich zu erinnern, Dein Vertrauen nicht auf Menschen zu setzen, sondern allein auf Gott, und seine Gebote zu halten. Wenn Du Gott fürchtest, wird er Dir gnädig beistehen. Solches merke mit Fleiß und bedenke, daß ich es Dir, als meinem Kinde, sage, das ich vor zeitlichem und ewigem Verderben behütet sehen möchte."

In diesem Tone ist die ganze Schrift abgefaßt; sie enthält die weisesten Rathschläge in Beziehung auf die Landesregierung, daß man sich gedrungen fühlt, eine Frau zu achten und zu bewundern, welche die Staatsklugheit so ganz in sich aufgenommen hatte, und zwar zu einer Zeit, wo es schwer war, das Rechte zu treffen.

Der junge Erich wurde in seinem achtzehnten Jahre für mündig erklärt. Noch war er gewillt, dem Evangelio treu zu bleiben, aber es zeigte sich bald, daß er mehr von den Eigenschaften seines Vaters, als von denen seiner

Mutter geerbt hatte. Er ließ sich an den kaiserlichen Hof verlocken, gelobte aber vorher, Alles, was er zwischen Wams und Busen habe, für die Wahrheit der evangelischen Lehre zu opfern. Nur allzubald war das Versprechen vergessen. Er diente in dem Schmalkalder Kriege dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen, und ließ alsbald eine völlige Reaktion in Beziehung auf das Kirchenwesen eintreten. Er vertrieb alle evangelischen Prediger, die das Interim nicht annehmen wollten, und setzte katholische dafür ein. Corvin und der Superintendent Hoyker von Pattensen, welche gegen das Interim geschrieben hatten, kamen in engen Gewahrsam. Elisabeth hatte vollauf zu thun, um den Bedrängten und Vertriebenen Hülfe zu leisten und, wo sie nicht helfen konnte, wenigstens Trost zu gewähren. Erich ging noch weiter und verband sich mit dem größten Feinde seiner Mutter, dem Herzog Heinrich. Vergebens richtete Elisabeth ein eindringliches Schreiben an ihren Sohn, worin es unter Anderm heißt: „Die erkannte Wahrheit zu verleugnen ist Sünde, die weder im Leben, noch darüber hinaus Vergebung findet; und die Diener Christi schänden und beleidigen, heißt nichts Anderes, denn unseren Heiland kränken, der unsere Sünden getragen hat. — — — — In mütterlicher Liebe beschwöre ich Dich, jage Christum nicht aus dem Lande, betrübe den heiligen Geist nicht, damit er nicht von Dir weiche, und meine Thränen Dir zum ewigen Unheil gereichen."

An die Landstände schrieb Elisabeth: „Ist ein einziger Blutstropfen in Euch, der den Gekreuzigten liebt und bekennt, so ermahne ich Euch: Gedenket Euerer Eide und Pflichten, verstummet nicht in Feigheit, sondern besprecht Euch mit Adel und Städten, die armen unschuldigen Gefangenen zu vertreten und frei zu bitten. — — — Uns

hat der Sohn mit diesem bösen Spiel in's Bett gebracht, und steht er nicht ab, so wird er uns unter die Erde bringen."

Die Gefangenen suchte sie zu trösten und zu ermuthigen; sie schrieb an dieselben: „Wir ermahnen Euch, nach dem Beispiele Christi Euer Leid zu tragen, und als die Berufenen dessen auszuharren, für den ihr Verfolgung leidet. Seid beherzt und streitet ritterlich in dem Bekenntniß des reinen Glaubens, haltet an am Gebet, hoffet auf den starken Retter und seid versichert, daß wir alle christlichen Mittel und Wege für Euere Erlösung suchen werden."

Die Herzogin erfüllte, was sie versprochen hatte, aber Alles umsonst. Sie schrieb wiederholt an ihren Sohn in einer Weise, daß man hätte meinen sollen, für ein wahrhaft kindliches Herz wäre Widerstand unmöglich gewesen. In der Nachschrift zu einem Briefe sagte sie: „Wehe und immer wehe! über Dich, wenn Du Dich nicht besserst. Wie hast Du uns so hart betrübet, daß wir darnieder liegen in Ohnmacht und Schmerzen. Doch mußten wir schreiben, wenn unser Herz nicht brechen sollte; denn so wir nicht riefen, so würden die Steine sprechen müssen."

Erich kümmerte sich um die Bitten und Klagen seiner Mutter so wenig, wie um die Seufzer seiner Unterthanen. Er verzehrte in der Fremde das Mark der letzteren und machte neue Schulden, statt die alten zu bezahlen. Auch seine Gemahlin Sidonie, die Tochter des Herzogs Heinrich von Sachsen, eine Schwester des Kurfürsten Moritz, suchte er zu überreden und durch Lockungen zu bestimmen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Diese aber erklärte, sie werde im evangelischen Glauben leben und sterben.

Elisabeth hatte Unsägliches zu leiden; auch Herzog

Heinrich ließ es an Chikanen nicht fehlen und beeinträchtigte auf mancherlei Weise ihr spärliches Einkommen. Endlich kam Versöhnung mit ihrem Sohne zu Stande, da dieser sich gleichfalls von seinem Vetter Heinrich beleidigt glaubte. Beide verbanden sich mit dem unruhigen Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, einem Vetter Elisabeths. Der junge Herzog gestattete die Wiedereinführung der evangelischen Lehre und es zeigte sich alsbald, wie tief dieselbe im Volke Wurzel geschlagen hatte. Die Stände knüpften jede Geldbewilligung an die Bestätigung der Lehr- und Bekenntnißfreiheit für die Anhänger der Augsburger Confession.

Die Schlacht bei Sievershausen am 4. Juli 1553 vernichtete alle Hoffnung der Herzogin, indem der Markgraf völlig geschlagen wurde. Heinrich gab seinem Hasse gegen Elisabeth um so mehr freien Lauf, da seine beiden Lieblingssöhne in der Schlacht gefallen waren. Dieselbe hatte keinen Vortheil davon, daß zwischen ihrem Sohne und dem Herzog Heinrich der Friede zu Stande kam. Ihre Lage war längere Zeit hindurch eine verzweifelte. Von Mangel und Noth gedrückt, lebte sie wie eine Gefangene zu Hannover; 1554 klagte sie, daß sie seit drei Wochen kein Fleisch in der Küche gehabt habe und selbst des nöthigen Holzes entbehre. Wiederholte Vorstellungen bei dem Kaiser verschafften ihr endlich einige Erleichterung, da ihr Sohn und ihr feindlicher Vetter bewogen wurden, ihr wenigstens einen Theil ihres Witthums zurück zu geben. Sie konnte nun ihre Schulden bezahlen und zog sich mit ihrem zweiten Gemahle, dem Grafen Poppo von Henneberg, nach Schleusingen zurück, wo sie am 19. August 1566 selig verschied.

In der Hennebergischen Chronik heißt es von ihr: „Diese Fürstin war eine rechte Liebhaberin des göttlichen

Wortes, eine mitleidige Mutter der Armen, und hat mit ihrem Herrn in friedlicher Ehe gesessen zwanzig Jahre."

Ihr Sohn setzte sein unstetes Leben unverändert fort, so daß das Land immer mehr verarmte; als er 1584 kinderlos starb, trug Julius, ein Sohn des Herzogs Heinrich, Bedenken, ob er die Erbschaft antreten solle. Noch sei bemerkt, daß unter diesem Herzog Julius die Reformation in ganz Braunschweig befestigt wurde.*)

8. Katharina von Sachsen u. a. m.

Um die Einführung und Verbreitung der Reformation im Herzogthum Sachsen machte sich Katharina, die Gemahlin des Herzogs Heinrich von Freiberg, verdient. Sie war frühe für die Ansichten Luthers gewonnen worden-während ihr Gemahl noch wankte und schwankte, wenigstens nicht stark genug war, den anti-reformatorischen Bestrebungen seines Bruders, des Herzogs Georg, Widerstand zu leisten. Katharina verhinderte wenigstens, daß derselbe ganz für die kaiserliche Partei gewonnen wurde. In ihrer Umgebung verbreitete sich die evangelische Gesinnung immer mehr, wiewohl das offene Hervortreten derselben nicht unbedenklich war. Drei ihrer Hofdamen, Hanna von Dreschwitz, Ursula von Feilitzsch und Milia von Olsnitz, wurden, weil sie Luthers Schriften gelesen hatten, aus Freiberg vertrieben. Man hat noch einen Brief Luthers an die Herzogin, worin er sie zu trösten suchte. Katharina soll ihrem Gemahl den Stuhl in der Kirche näher an die Kanzel gerückt haben, damit er die Predigt besser hören

---

*) Strack, Bilder aus der Reformationsgeschichte Band I. Dessen Elisabeth von Braunschweig in Ziethe, Frauenspiegel.

möge. Nach dem Tode des Herzogs Georg fiel dessen Herrschaft seinem Bruder Heinrich zu, und wenn nun die Reformation in dem ganzen Herzogthum eingeführt wurde, und wenn sich die späteren Kurfürsten Moritz und August als Beschützer der evangelischen Kirche bewiesen, so verdanken wir dieses großentheils dem Einflusse Katharinens auf ihren Gemahl und ihre Söhne.

Als eine Beschützerin der Reformation bewies sich auch die Gräfin Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt, bekannt durch ihr muthiges Auftreten gegen den Herzog Alba bei einem Frühstück in ihrer Residenz. Sie gewährte den Geistlichen, welche wegen ihrer Weigerung, das Interim anzunehmen, vertrieben wurden, Unterstützung und Schutz. So nahm sie einen gewissen Aquila, auf dessen Kopf der Kaiser 5000 Gulden gesetzt hatte, in ihr Schloß auf und verbarg denselben so lange, bis er sich wieder sehen lassen durfte.

Dorothea Susanna, eine Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, Gemahlin des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen, theilte mit ihrem Schwiegervater, Johann Friedrich, die Vorliebe für Luthers Schriften, und war in der Bibel sehr wohl bewandert. Sie trug aus beiden, den Schriften Luthers und der Bibel, ein Gebetbuch zusammen, welches gedruckt wurde und weite Verbreitung fand.

Unter den Anhaltischen Fürstinnen, die lebhaften Antheil an dem Reformationswerk nahmen, zeichnete sich die Prinzessin Margaretha als geistliche Liederdichterin aus; sie brachte die Geschichte von dem Leiden Jesu in Reime. 1589 schrieb eine andere deutsche Fürstin, die Prinzessin Anna von Cleve, eine evangelische Glaubenslehre: Confessio fidei, oder „Fürstliches Würzgärtlein.“

9. Maria von Ungarn und Isabella von Dänemark.

Selbst unter den Frauen der kaiserlichen Familie finden sich solche, die Luthers Lehre zugethan waren. Wir nennen zuerst Maria, die Schwester Karls V., die als fünfzehnjähriges Mädchen mit Ludwig II., König von Ungarn, vermählt wurde, aber schon nach fünfjähriger Ehe ihren Gemahl durch den Tod verlor. Luther wechselte bisweilen Briefe mit derselben. In einem solchen von 1525 drückte er seine Freude darüber aus, daß sie Interesse am Evangelio nehme; er empfahl die Bekenner desselben ihrem Schutze gegen die mächtigen Bischöfe. Sie duldete in ihrer Umgebung evangelische Prediger und zeigte eine solche Bibelkenntniß, daß sie die Geistlichen verbesserte, wenn dieselben eine Bibelstelle unrichtig citirten. Weiter durfte sie nicht gehen, da ihr Bruder sie öfters warnen ließ: sie möchte sich nicht von den ketzerischen Pfaffen verführen lassen; er entfernte sogar die evangelischen Prediger aus ihrer Nähe. Um sie noch mehr dem Einflusse derselben zu entziehen, nahm er sie mit nach Spanien und machte sie später zur Statthalterin der Niederlande, so daß sie für Deutschland ganz verschwand. Man schreibt ihr ein Lied zu, welches 1598 in dem Leipziger Gesangbuch unter ihrem Namen Aufnahme gefunden hat und dessen erster Vers also lautet:

Mag ich dem Unglück nicht widerstahn,
Muß Ungnad han
Der Welt für mein recht Glauben,
So weiß ich doch, s' ist all mein Kunst,
Gotts Huld und Gunst,
Die muß man mir erlauben.
Gott ist nicht weit,
Eine kleine Zeit

Er sich verbirgt,
Bis er erwürgt,
Die mich sein's Wort berauben.

Eine andere Schwester Karls V. war Isabella, die Gemahlin des Königs Christian von Dänemark. Dieser wurde wegen seiner Grausamkeit vertrieben. Isabella floh mit ihm und erklärte, da die Dänen sie zurückriefen und versprachen, sie als rechtmäßige Königin anzuerkennen, sie werde ihr Schicksal von dem ihres Gemahls nicht trennen. Wie sie ihrem Gatten ein liebendes Herz auch im Unglück bewies, so hing sie auch ihrem Herrn und Heiland mit ganzer Seele an. So viel sie auch von ihrem Bruder und den Großen des Reichs bestürmt wurde, wieder zur katholischen Kirche zurück zu kehren, so große Vortheile sie sich auch von einem solchen Schritte versprechen konnte, so beharrte sie doch im Bekenntniß der evangelischen Wahrheit bis an ihren 1526 erfolgten Tod.

10. Die Frauen von Löwenberg.

In Schlesien verbreiteten 1629 die Liechtensteiner Dragoner Schrecken und Verwirrung. So wurde auch die Stadt Löwenberg gezwungen, ihre evangelischen Prediger zu entlassen. Es wurde den Bewohnern Himmel und Hölle vorgehalten, um sie ihrem Glauben untreu zu machen. Man verhieß ihnen die kaiserliche Gnade, Privilegien nach Wunsch und Begehren, wenn sie in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren wollten; dagegen drohte man die Widerspenstigen mit den härtesten Strafen zu belegen. Ein großer Theil der Männer ließ sich zum Abfall verleiten; die Ungehorsamen mußten Herd und Heimath verlassen.

Kaum aber waren die Soldaten wieder abgezogen, so besannen sich die Abtrünnigen eines Andern. Sie ließen ihre Kinder in der Nachbarschaft nach evangelischer Weise taufen; die Kirchen der katholischen Geistlichen standen leer. Da kamen die Liechtensteiner zurück, um das Bekehrungswerk mit Waffengewalt zu vollenden. Wer irgend konnte, entfloh aus der Stadt; ganze Familien zogen das Exil dem furchtbaren Glaubenszwange vor. Es wurde ein neuer Stadtrath eingesetzt, an dessen Spitze als Königsrichter ein Advokat stand. Auf Anrathen der Geistlichen faßte man den Beschluß, vor Allem die Frauen, welche bis jetzt am standhaftesten dem evangelischen Glauben treu geblieben waren, zur Verleugnung desselben zu bewegen. Man lud dieselben auf's Rathhaus vor und es erschien eine große Anzahl, die Frau Königsrichterin und die Frau Bürgermeisterin an der Spitze. Die Herren am grünen Tische erschracken vor der Menge der muthig auftretenden Weiber; sie erklärten, dieselben in kleinen Abtheilungen vernehmen zu wollen. Aber alle hielten fest zusammen; die Frau Königsrichterin antwortete im Namen Aller: „Meint ihr, daß wir so einfältig sind und euere Possen nicht merken, wie man uns arme Weiber drängen will, von dem Evangelium zu weichen. Wo ich bleibe, bleiben die Andern auch.“ Diese riefen einstimmig: Ja. Die Rathsherren erschraken, um so mehr, da sie merkten, wie jede Frau mit einem großen Bunde Schlüssel (der eigenthümlichen Waffe der Weiber) versehen war. Die Herren nahmen zu einer List ihre Zuflucht. Die Thüren wurden unvermerkt verschlossen, so daß die Frauen gefangen waren. Die meisten Rathsherren hatten sich — theilweise ohne Hut und Stock — davon gemacht. Auf's Neue versammelten sich die Herren im Hause des Königsrichters, wo sie den Beschluß faßten, die Frauen

zum fleißigen Kirchenbesuch zu ermahnen und wieder frei zu lassen.

Auch jetzt gaben dieselben die bestimmte Erklärung ab, daß sie am evangelischen Glauben festhalten wollten.

In den nächsten Tagen beschied der Pfarrer einige Frauen zu sich, namentlich die Frau Bürgermeisterin. Die Frau Königsrichterin, die nicht mit geladen war, begleitete dieselbe. Der Pfarrer redete ihnen freundlich zu, sie sollten doch nachgeben und die allein seligmachende Religion annehmen; sie würden sich bald überzeugen, daß sie sich wohl dabei befinden würden. Es erfolgte alsbald die Antwort: Wir sind von unseren Eltern und vorigen Predigern anders unterrichtet worden und bei dieser Lehre haben wir Ruhe und Frieden gefunden. In Euere Religion können wir uns nicht schicken. Der Pfarrer bat sie, sie möchten doch nur zur Kirche kommen; und wenn sie Bedenken hätten, sollten sie es ihm offen sagen. Alle seine Mühe war umsonst. Auch das half nichts, daß der Pfarrer ihnen vorstellte, wenn sie nachgäben, würden die Männer, wie sie selbst erklärt hätten, alle Folge leisten. Die Standhaftigkeit der Frauen bewirkte, daß die katholischen Geistlichen im folgenden Jahre die Stadt verlassen mußten. Doch hatte dieselbe noch viel zu leiden im Laufe des Krieges; beim Friedensschlusse war sie beinahe ganz verödet.*)

---

*) Freytag, neue Bilder aus der deutschen Geschichte S. 160 ff.

Drittes Kapitel.

Weibliche Bildung; gelehrte Frauenzimmer; Schriftstellerinnen.

Daß es zur Zeit der Reformation gebildete Frauen gegeben hat, haben wir im vorhergehenden Kapitel gesehen; wir brauchen nur an Argula von Grumbach, Katharina Schütz, Elisabeth von Braunschweig u. a. m. zu erinnern. In den Patrizierfamilien süddeutscher Städte ragten einige Frauen durch ungewöhnliche Gelehrsamkeit hervor.

Margaretha Welser, die würdige Hausfrau des gelehrten Konrad Peutinger, kaiserlichen Rathes und Stadtschreibers zu Augsburg, schrieb u. A. einen lateinischen, noch vorhandenen Brief, in welchem sie einen gewissen Georg Emser, der behauptet hatte, daß die Gattinnen gelehrter Männer unglücklich seien, zu widerlegen suchte. Ihre Tochter Juliane begrüßte, vier Jahre alt, den ankommenden Kaiser Maximilian im Namen der Stadt in lateinischer Sprache. Constanze Peutinger flocht für Ulrich von Hutten den Lorbeerkranz. In Nürnberg unterhielt Charitas Pirckheimer mit dem gelehrten Konrad Celtes u. A. einen lateinischen Briefwechsel. Sie war von 1503—1532 Aebtissin des St. Klaren-Klosters zu Nürn-

berg. Ihre Schwester Klara, ebenso gelehrt wie sie, wurde ihre Nachfolgerin. Sie starb aber schon siebzehn Wochen nach Antritt ihres Amtes, 1533. Beide genannten und andere Patrizierfamilien verwendeten ihre nicht geringen Reichthümer theilweise zur Unterstützung von Gelehrten und in sonstiger Weise zur Förderung der Wissenschaften.

Auch ist nicht zu leugnen, daß schon im Anfang der Reformationszeit, namentlich in Städten, Schulen für Mädchen vorhanden waren.*) Von Hamburg z. B. wird im Jahre 1525 ausdrücklich erwähnt, daß der Scholastikus von etlichen Schulwitwen und Priestern viel Geld mit Unrecht erhalten habe. Namentlich wurden nicht wenige Mädchen in Klöstern und Beghinenhäusern unterrichtet, wie das 1502 zu Lübeck errichtete Nonnenkloster nebenbei auch ausdrücklich die Bestimmung hatte, daß die Töchter der Bürger darin Unterricht erhielten. Doch erfüllte das Kloster diese Bestimmung nicht in befriedigender Weise, weßwegen es auch in Folge der reformatorischen Bewegungen wieder aufgehoben wurde. Luther sagt in seiner Schrift an den Adel deutscher Nation: „Die Welt bedürfe feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Kinder und Gesinde.“ Doch sind seine Anforderungen noch äußerst mäßig, ja gering. Man sollte die Knaben nur eine oder einige Stunden zur Schule schicken, so daß sie nichts desto weniger die andere Zeit im Hause schaffen könnten, ein Handwerk lernen, oder wozu man sie sonst haben wolle. Auch die Mädchen könnten so viel Zeit haben, daß sie des Tags eine Stunde zur Schule gingen und dennoch ihres Geschäftes im Hause wohl war-

*) Vgl. Strack, Geschichte des Volksschulwesens I, 124.

teten; sie verschliefen, vertanzten und verspielten doch wohl mehr Zeit.

Im Jahre 1524 schrieb Luther an eine gewisse Else von Kanitz: „Der tugendsamen und ehrbaren Jungfrau, seiner lieben in Christo Freundin.“ Er ladet dieselbe ein, nach Wittenberg zu ihm zu kommen und gegen Tisch und Wohnung junge Mädchen zu lehren.

In den betreffenden Kirchen- und Schulordnungen wurde gleichfalls auf den Unterricht der Mädchen, ja mitunter sogar ganz besondere Rücksicht genommen. In der hessischen Kirchenordnung von 1526 (der sogenannten Homberger) heißt es: Man solle Fürsorge tragen, daß in Städten und, wenn es möglich sei, auch auf den Dörfern Mädchenschulen vorhanden wären. Diesen sollten gelehrte, fromme Frauen von reiferem Alter vorstehen, sie sollten die jungen Mädchen in den Hauptsätzen der christlichen Religion, im Lesen, Nähen und Sticken unterrichten; sie sollten dieselben zum Fleiß und zur Arbeit anhalten, damit sie gute Hausmütter würden. Außerdem sollten die Mädchen Vormittags in der Schrift geübt werden. Sie sollten dieselbe aber in der Landessprache lesen.*)

Mit besonderem Eifer ließ sich der Amtsgenosse Luthers, Johannes Bugenhagen, gewöhnlich Pomeranus genannt, die Errichtung von Mädchenschulen angelegen sein. Und dieser treue Mitarbeiter des Reformators hat in vielen Staaten und Städten Norddeutschlands das Kirchenwesen nach evangelischen Grundsätzen geordnet, z. B. in Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Dänemark u. a. m. Seine Grundsätze in Beziehung auf Mädchenerziehung sehen wir beispielsweise aus der Braunschweiger Kirchenordnung von

---

*) Heppe, Geschichte des Volksschulwesens I, 282.

1528. Nach dieser sollten vier Jungfrauenschulen an vier Orten der Stadt vorhanden sein und zwar wohlgelegen, damit die Mädchen nicht weit von ihren Eltern zur Schule gehen müßten. Die Schulmeisterinnen sollte ein ehrbarer Rath annehmen, solche, die im Evangelio verständig wären und von gutem Gerüchte. Einer jeglichen derselben sollte man aus dem gemeinen Kasten ein Geschenk geben, damit sie keine Noth litten, da sie der ganzen Stadt christliche Dienerinnen wären; den Sold selbst sollten die Eltern nach ihrem Vermögen bezahlen. Die Jungfrauen sollten allein lesen lernen und eine Erklärung erhalten von den zehn Geboten, von dem Glauben, dem Vaterunser, dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi; sie sollten auswendig lernen etliche Sprüche von der Liebe, von der Geduld und dem Kreuze. Auch sollten sie ihrem Gedächtniß einige, für sie geeignete Historien oder Geschichten einprägen, damit sie zur Erkenntniß des Evangeliums Christi kämen; auch sollten sie einige Gesänge lernen. Das könnte in ein bis zwei Jahren geschehen. Die Jungfrauen sollten höchstens des Tages zwei Stunden in die Schule gehen; die übrige Zeit sollten sie das Gelernte überlesen und repetiren. Sie sollten ihren Eltern dienen und Haus halten lernen. Wenn solche Jungfrauen das Wort Gottes gefaßt hätten, würden sie nützliche, geschickte, freundliche, gehorsame, gottesfürchtige, nicht eigenwillige Hausmütter werden."

Diese christliche und praktische Richtung bei der Mädchenerziehung macht sich fast ausnahmslos in allen betreffenden Verordnungen geltend. Auch finden wir großentheils Frauen als Lehrerinnen. Dagegen soll nach der Wittenberger Schulordnung von 1533 allewege ein Schulmeister für die Jungfrauen gehalten werden und der Küster soll denselben unterstützen. Die Forderungen sind jetzt schon im Verhältniß

zu den vorhergehenden Kirchenordnungen gesteigert. Die Mädchen sollen in die Schule kommen an Werktagen, wenn man zur Predigt läutet, und ungefähr so lange darinnen bleiben, bis man zu Tische bläst. Nachmittags um 1 Uhr sollen dieselben wieder zur Schule kommen und bis 2 Uhr im Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Darnach sollen sie alle mit einander lernen singen Psalmen und andere geistliche Gesänge. Diejenigen, welche lesen können, sollen auch im Gesang weiter geführt werden, daß sie einigermaßen lernen „solemnisiren.“ *) Mit der Zeit soll man sie auch lernen Ziffern und etwas von der Arithmetik. **)

Nach anderen Schulordnungen, z. B. der Braunschweiger von 1543, sollen die Mädchen des Morgens und des Nachmittags je zwei Stunden in die Schule gehen; sie sollen lernen schreiben, lesen, geistliche Lieder singen und den kleinen Katechismus Luthers mit kurzen Worterklärungen. Zu Hause sollen dieselben einige Historien aus der deutschen Bibel lesen, damit sie davon in der Schule Etwas hersagen können. Des Rechnens wird in den meisten Schulordnungen nicht gedacht.

Aehnlich lauten die Bestimmungen das ganze Jahrhundert hindurch. Nach der Straßburger Schulordnung von 1598 soll bei einer jeden Pfarrei eine besondere Schule für die Knaben und Mädchen gehalten werden, welche man nicht allein Deutsch lesen und schreiben, wie auch bisweilen rechnen lehrt, sondern vornehmlich den Katechismus und christliche Gebete mit ihnen treibt und sie im Kirchengesang übt. Wo die Knaben und Mädchen in

---

*) Künstlicher Gesang, nicht blos nach dem Gehör.
**) Vormbaum, Schulordnungen I, 27.

einer Schulstube zusammen müssen unterrichtet werden, da soll man desto fleißiger auf sie Achtung geben, daß sie keine Leichtfertigkeit weder mit Worten noch Geberden gegen einander üben, sondern gleich von Kindheit an lernen, ehrbar und schamhaft gegen einander zu erzeigen.*)

Im Ganzen athmen die Schulordnungen des folgenden Jahrhunderts denselben Geist: es wurde mehr Gewicht auf die christliche Erziehung, als auf den Unterricht gelegt; doch werden sie allmählich strenger in ihren Anforderungen bezüglich des Unterrichts. Bezeichnend ist die Ordnung für die Mädchenschulen zu Naumburg von 1613.**) Nach dieser soll die Schule getheilt sein in 3 classes oder Bänke; die oberste soll sein derer, die da lesen, die mittelste derer, die da buchstabiren, die unterste, die das A-B-C lernen. Vormittags sollen die Mädchen drei Stunden und Nachmittags wieder drei Stunden in der Schule sein. Eine jede Bank soll haben eine Reginam, die da lesen kann, und eine Beisitzerin, Scholasticam, diese soll Achtung geben auf die Mädchen ihrer Klasse, ob sie alle vorhanden sind, daß sie sich in und außerhalb der Schule still und züchtiglich halten; auch soll sie dieselben nach Nothdurft überhören. Jeden Tag soll ein besonderer Psalm hergesagt werden; auch der Gesang von Kirchenliedern wird gefordert. Schreiben lernen sollen nur die obersten Mädchen, die von ihren Eltern dazu angehalten werden.

Der Kirchenbesuch wird nach allen Schulordnungen streng verlangt.

In Lübeck war es nach der Schulordnung von 1639 gestattet, in einigen besonderen Schulen Knaben und Mädchen

*) K. Schmidt, Gesch. der Päd. III, 193.
**) Vormbaum II, 103.

zusammen in der Gottesfurcht und Disciplin zu halten und in der deutschen Sprache, im Lesen, Schreiben und Rechnen fleißig zu unterrichten; die Mädchen aber sollten allein gesetzt werden, und wenn sie disciplinirt werden müßten, sollte dies an einem besonderen Orte von des Schulmeisters Frau geschehen.*)

In anderen Schulordnungen wird die Errichtung besonderer Mädchenschulen, wenn irgend thunlich, verlangt.

Sehr strenge Forderungen in Beziehung auf den Religionsunterricht werden zum Beispiel in der Güstrower Schulordnung von 1662 gestellt. Nach derselben sind viele Psalmen, prophetische Stellen, Stellen aus Jesus Sirach, den Sprüchen Salomonis, sowie die Evangelien und Episteln und die geistlichen Lieder Luthers zu lernen. Die Mädchen sollen paarweise zu den Wochenpredigten geführt werden. Für diese Schulen soll man sich nach ehrlichen, gottseligen, betagten Jungfrauen, christlichen Pastoren- und andern frommen Witwen, so zur Unterweisung tüchtig und fleißig sind, umsehen. Auch soll die Schulmeisterin Nähen, Klöppeln, Hauben-Stricken, Perlen, Heften und andere zierliche und gebührliche Jungfrauen-Arbeiten können, daß sie dieselbigen die erwachsenen Jungfrauen, da es von Jemand begehrt würde, mit lehren könnte.**)

Auffallenderweise werden nach der Eisenacher Schulordnung von 1706 Mädchen von dem Unterrichte nicht nur im Rechnen, sondern auch im Gesang befreit. Während der Singstunde sollen die Mädchen ihre anderen Lektionen vor sich nehmen. Das Schreiben dagegen soll mit beiden Geschlechtern getrieben werden; und es soll den Eltern

---

*) Heppe V, 294 und 296.
**) Vormbaum, deutsche Schulordnungen II, 606.

nicht verstattet sein, daß sie ihre Töchter unter einem Vorwand, als dürften dieselben das Schreiben zu was Bösem anwenden, davon abhalten. „Vielmehr können sie sich durch das Schreiben im Aufzeichnen biblischer Sprüche und Predigten erbauen, geschweige denn, daß es auch sonst bei ihnen in den folgenden Jahren Nutzen haben kann." Sind besondere Mädchenschulen vorhanden, so sollen alle andern Disciplinen wie in den Knabenschulen behandelt werden, nur das Singen und Rechnen nicht.*)

Besonders genau und sorgfältig sind die Bestimmungen über Mädchenerziehung in den Schulordnungen des Haller Waisenhauses. Man sieht es, wie es dem frommen Francke am Herzen lag, die Waisenmädchen für ihre künftige Lebensstellung tüchtig und willig zu machen. Sie sollten zur größten Reinlichkeit angehalten werden; darum mußten sie Schul-, Schlaf- und Eßstuben, sowie das ganze Haus täglich kehren, das Eßgeschirr gehörig scheuern, auch Schultafeln, Bänke, Treppen sorgfältig abwaschen. Sobald es sein kann, sollen die Mädchen ihre Leibwäsche selbst reinigen, trocknen, zusammenlegen, bügeln; auch zu Küchenarbeiten sollen sie angehalten werden. Zu ihrer Bewegung sollen sie von Zeit zu Zeit Holz sägen. In weiblichen Handarbeiten, auch im feineren Nähen, in dem Anfertigen von Hemden, Hauben, Schürzen, Halstüchern, im Flicken, Spinnen, Stricken sollen sie tüchtig geübt werden. Auf religiöse Bildung müsse man bei Mädchen fast noch mehr Gewicht legen als bei Knaben.**)

Neben diesen offiziellen und halboffiziellen Bestimmungen über Mädchenerziehung und Unterricht — zu den letzteren

---

*) Heppe II, 283.
**) Vormbaum III, 29 u. 57.

rechnen wir die des Waisenhauses zu Halle — müssen wir die privaten, persönlichen Ansichten einiger Pädagogen näher in's Auge fassen. Es sind deren nicht viele, da jene Zeit überhaupt weniger reich ist an pädagogischen Schriften und da insbesondere die Mädchenschule noch in geringem Grade Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen war.

Sehr vernünftige Ermahnungen richtete Hans Michael Moscherosch (geb. 1601) an seine Töchter. 1643 veröffentlichte er eine Schrift: Insomnis cura parentum (Schlaflose Fürsorge der Eltern). In derselben sagt er zu seinen Töchtern: „In einer Jungfrau Hand gehören diese zwei Stücke: ein Gebetbuch und eine Spindel. Eine Jungfrau soll sich des Hauswesens mit Ernst annehmen; denn ein Weib, das nicht haushalten kann, ist des Mannes Verderben und Untergang. Daneben sollt ihr, so nur Gott will, neben dem Schreiben, Rechnen und Haushalten in der Musik und Singkunst euch üben. Ein geistlicher Gesang insonderheit ist ein recht englisches, himmlisches Wesen und ein Vorschmack der schönen, lieblichen Musik der heiligen Engel Gottes. Dabei soll eine Jungfrau weder fluchen, noch schwören, nimmer reden, sie werde denn gefragt, und doch so kurz antworten, als sie nur kann. Eine Jungfrau soll ferner führen ein stilles, eingezogenes, untadeliges Wesen, nicht alle Winkel auslaufen nach Zeitungen und neuen Dingen. Als vernünftiger Mensch muß sie auch vor der Hoffahrt sich hüten, die nicht nur, weil sie viel kostet, ein närrisches, sondern auch vor andern ein verdammtes Laster ist. Das beste Vermächtniß für Töchter sind die Tugenden der Züchtigkeit, Demuth, Ordnung, Reinlichkeit; denn Züchtigkeit ist die Probe einer reinen, demüthig sein die Probe einer verständigen Jung-

frau; ordentlich, reinlich und zierlich sein die Probe einer wahrhaften Hausfrau." *)

Eine besondere Schrift über Mädchenerziehung (De l'éducation des filles) lieferte ein französischer Schriftsteller, Fénélon, Erzbischof von Cambray (geb. 1651, gest. 1715); er stand zehn Jahre lang an der Spitze eines aus jungen Damen gebildeten Vereins, der sich die katholische Unterweisung protestantischer Mädchen zur Aufgabe gemacht hatte. Er tadelt zunächst, daß man bisher bei der Erziehung der Töchter zu nachlässig gewesen sei. Es sei allerdings wahr, daß die Weiber einen schwächeren Geist hätten als die Männer; es sei darum auch nicht nöthig, sie mit Dingen zu beschweren, welche den Kopf verwirren. Sie seien nur zu mäßigen Uebungen geschaffen, dafür habe ihnen die Natur Fleiß, Zierlichkeit und Sinn für Hauswirthschaft zugetheilt, um sie in ihren Häusern ruhig zu beschäftigen. Je schwächer sie aber wären, desto nöthiger bedürften sie gestärkt zu werden. Sie könnten die Häuser verderben oder erhalten; sie hätten den vorzüglichsten Antheil an den guten und bösen Sitten fast aller Welt. Darum sei es von Wichtigkeit, die Erziehung der Töchter von zarter Kindheit anzufangen. Doch solle man das Kind nicht durch unbesonnene Strenge müde machen; man solle es spielen lassen und den Unterricht unter das Spiel mischen, damit man es mit Freudigkeit hernach in den Tempel der Weisheit einführe. Auch in den weiter vorangeschrittenen Jahren müsse man das Lernen angenehm machen; man müsse es unter den Schein der Freiheit und der Lust verstecken, und zugleich den Kindern gestatten, das Lernen durch Spielen zu unterbrechen. Zwang und Verdruß seien die Ursachen, daß man

*) K. Schmidt III, 323.

nach Vergnügen verlange; würde einer Tochter die Zeit bei der Mutter nicht zu langweilig, so würde sie sich nicht von ihr sehnen und andere, ihr nicht ziemende Gesellschaft suchen. Bei Mädchen müsse man besonders Sorge tragen, daß die Fehler, die ihrem Geschlechte eigenthümlich wären, in gehörige Schranken gewiesen würden. Man müsse deshalb die allzuzarten Freundschaften, die kleinen Eifersüchteleien, die überflüssigen Höflichkeiten, Schmeicheleien u. s. w. an ihnen tadeln; das Alles gewöhne sie, für schwer und unangenehm zu halten, was ernst und gewichtig sei. Man müsse sie anhalten, daß sie sich befleißigten, kurz und deutlich zu reden. Vor Allem müsse man ihre Eitelkeit niederzudrücken suchen. Dagegen müsse ein Weib in dem unterrichtet werden, was ihre Lebensaufgabe ausmache. Sie solle die Aufsicht führen über die Erziehung der Kinder, über den Wandel, die Sitten und Dienste der Hausgenossen, über die Haushaltung, die Ausgaben u. s. w. Eine Hausfrau müsse vollkommen in der Religion unterrichtet werden und einen reifen, festen, im Regierungsfache ihres Hauswesens wohlerfahrenen Verstand haben. Sie müsse die ganze Haushaltung verstehen. Man solle die Töchter bei Zeiten an das häusliche Regiment gewöhnen, ihnen Etwas zu thun geben, worüber sie Rechenschaft ablegen müßten. „Lehret auch euere Töchter fertig und ohne Fehler lesen und schreiben, sowie die vier Spezies der Rechenkunst. Darnach gebet ihr Geschichtsbücher — griechische, römische, französische Geschichte, wodurch ihr Verstand geschärft und die Seele zu hohen Gedanken erhoben, zugleich aber auch ein Ekel an Komödien und Liebesgedichten erzeugt wird." Man halte auch im Allgemeinen dafür, daß ein vornehmes Mädchen Spanisch und Italienisch lernen müsse; doch dienten derselben diese zwei Sprachen fast zu Nichts, als

daß sie gefährliche Bücher lese; es stände bei der Erlernung derselben mehr zu verlieren als zu gewinnen. Die lateinische Sprache wäre ihr noch nützlicher, denn sie sei die Sprache der Kirche. Werke der Poesie und Redekunst sollte man ihr zu lesen gestatten, wenn man sehe, daß ein Mädchen Lust dazu hätte und daß ihr Verstand kräftig genug wäre, sich in den Schranken des wahren Gebrauchs dieser Dinge zu halten. Musik solle man ihr beibringen, wenn sie Talent dazu habe, aber ohne dabei aus den Schranken der Gottesfurcht zu schreiten. Die Malerei zu erlernen sei gleichfalls nützlich; durch sie könnten und würden die weiblichen Arbeiten, Stickwerke u. s. w. mehr als bisher dem Gesetz der Schönheit entsprechen. „Was aber auch euere Tochter erlernt, seht bei ihrer Erziehung auf den Stand, den Ort, an welchem sie ihre Lebenszeit zubringt, und die Hanthierung, die sie treiben wird. Soll sie auf dem Lande leben, so gewöhnt ihren Sinn an die Verrichtungen, die sie daselbst haben wird, und lasset sie die Langeweile des Stadtlebens nicht kosten; zeiget ihr die Vortheile eines thätigen Lebens. Ist sie mittelmäßigen Bürgerstandes, lasset sie nicht mit Hofleuten umgehen: durch diesen Umgang würde sie nur lächerliche und unverständige Manieren annehmen. Gewöhnt sie an Dinge, die sie ihr ganzes Leben zu thun hat, lehret sie die Wirthschaft eines Bürgerhauses, was zur Erziehung der Kinder gehört“ u. s. w.*)

Also auch bei Fénélon, der doch über die Verhältnisse des gewöhnlichen Bürgerstandes hinausgeht, dieselbe praktische religiöse Richtung, die wir früher gefunden haben.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschien zu Frankfurt eine Zeitschrift, welche die Interessen des weib-

*) K. Schmidt III, 409 ff.

lichen Geschlechtes zu vertreten suchte. In dem Jahrgang 1705 findet sich eine Abhandlung: „Von der Herrschaft der Männer über die Weiber." Darin heißt es: „Ob zwar das Mannsvolk die Weiber als Engel und irdische Göttinnen anzubeten pflegt, so hat es doch in einem andern Ansehen gegen dieselben so wenigen Respekt, daß es entweder selbige halbe Mißgeburten nennt, und wohl vor gar keine Menschen passiren lassen will, oder doch zum wenigsten bemüht ist, das Frauenzimmer zu der Männer Schuhhader zu machen. Es gibt Narren, die das Erstere nicht nur aus der Bibel, sondern gar aus dem Corpus juris beweisen wollen, und weil ein alter Salbader einmal die Frage: warum die Weiber eher mündig würden, als die Männer? mit dieser Raison beantwortet hat: Quia mala herba citius crescit quam bona (weil das Unkraut schneller wächst als die gute Pflanze), so meinen die Juristen Wunder, was sie für Thaten gethan, wenn sie in ihren Commentarien von des Aristoteles läppischer Meinung: Quod mulier aberratio naturae sit (weil die Weiber eine Abirrung der Natur seien), herzuschwätzen und wider das arme Weibervolk losziehen können."

In dieser Zeitschrift (1707 IV, S. 301) lesen wir den „Vorschlag einer Jungfern-Akademie." Wir theilen einige Stellen aus dem Aufsatz mit: „Wenn wir nun von dem großen Nutzen der Weibergelehrtheit kein Affenwerk verstehen, daß sie den Männern in allen gelehrten Thorheiten, welches man bisher eine Erudition genennet, nachfolgen sollen, sondern wir verstehen dadurch eine Gelahrtheit in realibus. Der erste Nutzen wird dieser sein, daß dadurch die gemeinen Studia beschämet werden, indem die Frauenzimmer durch ihre Geschicklichkeit und Artigkeit ihre Wissenschaft also recommandiren werden, daß wir Männer

uns in's Herz hinein schämen werden, daß, da man uns Besoldungen, Privilegia und Titel der Gelahrtheit gibt, wir dennoch bisher nicht mehr dafür gethan haben, und werden uns dann von unnöthigen pedantischen Lernungen abwenden und auf die nöthigsten und nützlichsten Studia begeben. Zweitens, daß die Wahrheit ohne Interesse geführt und die besseren Studia ihrer Vortrefflichkeit halber excolirt, aller Betrug hierbei aber vermieden werden; drittens die gelehrten Laien den Clericis an Zahl überlegen seien; viertens, daß die Weiber die Gelehrten höher achten und lieber haben und fünftens die gelehrten Männer mit gelehrten Weibern versorgt werden; sechstens gelehrte Männer ihre Weiber, wenn sie studiret, lieber haben; siebentens die Weiber ihren Männern in gelehrten Sachen helfen; achtens der Söhne Studia mit dirigiren und im Nothfall sie informiren; neuntens des Mannes Gehülfen in gemeinen Sachen sein; zehntens und elftens nach der Männer Tod ihren Amtssachen vorstehen und ihre Schriften, so sie unvollkommen hinterlassen, fortsetzen können; zwölftens, daß sie einen nützlichen Zeitvertreib haben."

Der Verfasser wirft darin die Frage auf, woher die Kosten kommen sollen, um auch die Töchter studiren zu lassen, da die Söhne schon so viel Geld in Anspruch nähmen? Er antwortet darauf, daß die Schwestern dasselbe Recht hätten wie die Brüder; dazu ließen die Mädchen nicht so viel aufgehen als die Söhne, und was das Vornehmste sei, so koste die wahre Weisheit kein Geld, die Unweisheit aber sei kostbarer. Endlich gäbe es auch viele Frauenzimmer, die nicht wüßten, was sie mit dem Gelde anfangen sollten. Die Frauenzimmer hätten nicht nur Befähigung und Beruf, sondern auch das Recht zu studiren. Die bestehenden Mädchenschulen seien miserabel, die Gym=

nasien auch nicht angemessen, auch solle man die Mädchen nicht mit den Knaben zugleich informiren; letztere seien insgemein böse Kinder, die würden die Mägdlein rechts und links vexiren. Die Universitäten seien zur Zeit auch noch nicht im Stande, daß man Jungfern und Frauen rathen dürfte, mit den Herrn Studenten im Collegia eine bunte Reihe zu machen; so müßte man denn eigene Schulen und Universitäten für Mädchen aufrichten. Eine Jungfern-Akademie, worin nur solche Frauen aufgenommen werden, die in der Mädchenschule ausgelernt hätten, würde am besten in einer Stadt angelegt werden, wo sich bereits eine bedeutende Universität befinde. Auch könne die Jungfern-Akademie in einem protestantischen adeligen Frauenstift gegründet werden, dessen Aebtissin aber die Jurisdiction und das Regiment wie ein Rector magnificus auf Universitäten ausübe. Die Inspektion solle ein vornehmer Prediger und Gottesgelehrter mit einem angesehenen Juristen zugleich verwalten. Es müßten drei Professoren und Professorinnen, ein Sprach- und ein Tanzmeister, ein Hausverwalter und eine Jungfer angestellt werden, welche die Stelle eines Pedellen übernehme. Die Professoren würden die höheren Fakultäten, wie Philosophie und Mathematik, die Professorinnen aber die Haushaltung, das Decorum muliebre und die Weiberkünste vortragen. Die Universitätsjungfern würden immatriculirt, hätten der Hochwürdigen Frau Rektorin Treue und Gehorsam zu geloben, wären von der Stadtjurisdiktion eximirt und mit Privilegien begabt und in der Kleidung, z. B. mit einer rothen Binde um den Leib, mit güldenen Franzen, von den übrigen Frauenzimmern unterschieden. Man würde Promotionen stattfinden lassen.

Der Vorschlag fand nicht die Berücksichtigung, die sich

der Verfasser versprochen hatte. Erst 1748 dachte ein gewisser Molin in Hamburg daran, eine Frauenzimmer-Akademie zu errichten. Auch diese kam nicht zu rechtem Leben.

Wenden wir uns nun von der Theorie und den Verordnungen weg zur Wirklichkeit, so finden wir in den größeren Städten zuerst, dann auch in den kleineren und in den Dörfern für den Unterricht der Mädchen in der angedeuteten Weise gesorgt. Beispielsweise erwähnen wir: Als 1539 Herzog Heinrichs Räthe zum ersten Mal zu Oschatz in Sachsen erschienen, verordneten sie, daß unter den anzustellenden Kirchen- und Schuldienern auch eine Weibsperson zur Errichtung einer Jungfrauenschule sein sollte. In Freiberg pensionirte man 1546 die Nonnen und legte den Grund zu einer Mädchenschule. Die Frauenklöster sollten fortan nur solche Personen enthalten, die zum Unterricht der Mädchen geeignet wären. Auf dem Landtage 1555 genehmigte der Kurfürst August den Antrag der Ritterschaft, daß im Lande drei Jungfrauenschulen, eine zu Freiberg, eine zu Mühlberg und eine zu Salza in Thüringen, eingerichtet werden sollten, gleichsam als Aequivalent zu den vom Kurfürsten errichteten Fürstenschulen. 1539 wurde in Leipzig eine Mädchenschule errichtet, in welcher die Kinder „beten, singen, schreiben, lesen, nähen und sonst ehrbare, feine Geberden und zierliche Sitten" von ihrer Schulmeisterin lernen sollten.

Kleinere Städte folgten, entweder aus eigenem Antriebe, oder auf Anregung der Behörden. 1579 verfügte der Statthalter zu Grünberg in Oberhessen die Errichtung einer Mädchenschule, „dieweil eine gute Zeit keine solche gewesen sei, und weil es fast nützlich, daß eine ehrbare, alte Matrone vorhanden sei, so die jungen Maidlein den

Katechismus, Gottesfurcht, auch lesen und schreiben lerne, damit sie dermaleins, wenn sie zu ihrem Alter gekommen, ihre Kinder so viel besser zur Gottesfurcht und christlicher Religion erziehen und ihr Hausgesinde gottselig regieren könnten." *)

In Würtemberg war es zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts fast allgemein, daß in den Dörfern und Flecken nicht allein die Knaben, sondern auch die Mädchen unterrichtet wurden, doch sollten dieselben besonders gesetzt und gelehrt werden.

Nach der Coburger Kirchenordnung von 1616 wird der Mangel von Mädchenschulen in einigen Dörfern auffallend gefunden, und es wird angeordnet, die Kirchner und deren Frauen sollten solche Mädchenschulen anstellen. Doch fehlte noch immer der rechte Sinn für den Unterricht des weiblichen Geschlechts; darum hatte derselbe nur geringen Fortgang und mußte mehrfach angeregt werden. Diese Anregung ging mitunter, besonders in kleineren Gebieten, von edeldenkenden Fürstenfrauen aus.

Von Nassau wird uns berichtet**): Die Zahl der Mädchenschulen mehrte sich allmählich, wenn auch nicht in gleichem Schritte mit der Errichtung von Knabenschulen. 1617 wurde zu Dietz eine Schulfrau mit 20 Gulden Gehalt und 3 Malter Korn angestellt. Zur Zeit des 30jährigen Krieges wird eine gewisse Katharina Mahr als Lehrerin gerühmt, da sie 25 Jahre in verschiedenen Dörfern die Jugend mit großem Beifall unterrichtet habe. Schon früher hatte die Gräfin Johanna von Sayn, die Mutter des Grafen Joh. Ludwig von Hadamar, 50 Gulden geschenkt,

---

*) Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens II, 26.
**) Heppe III, 264.

damit eine Mädchenschule errichtet werde, indem die sämmtliche Jugend bisher nur eine Schule besucht hätte. Doch wollte die Sache keinen gedeihlichen Fortgang nehmen, bis sich die Gräfin Ursula, Gemahlin des Grafen Johann Ludwig, entschloß, noch 50 Thlr. zuzulegen. In Betreff der Mädchenschule zu Dietz traf die Fürstin Albertine 1672 die Anordnung, daß dieselbe einen Lehrer erhielt, welcher die Mädchen im Lesen und Schreiben besser unterrichtete, als es bisher durch eine Lehrerin geschehen war.

In Schleswig-Holstein waren im siebzehnten Jahrhundert, wenigstens in größeren Städten, Schulen, in welchen die Töchter aus wohlhabenden Familien im Katechismus, im Lesen, Nähen, Sticken und Klöppeln von Frauen unterrichtet wurden.*)

Durch die Stürme des 30jährigen Kriegs verfielen die Schulen überhaupt, natürlich besonders diejenigen, auf welche man im Allgemeinen noch weniger Gewicht gelegt hatte — die Mädchenschulen — und so kamen solche mitunter in die Hände von Personen, welche unfähig und unwürdig waren, diesem wichtigen Berufe obzuliegen. Es gab Lehrerinnen, welche selbst nicht lesen und noch viel weniger schreiben konnten. In Lübeck unterrichteten Frauen, an deren Lebenswandel gar viel wäre auszusetzen gewesen.**)

Zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem weiblichen Geschlechte erschienen seit 1644 die von Harsdörfer herausgegebenen Frauenzimmer-Gespräche. Eine Art Encyclopädie, in welcher, bei großer Mannigfaltigkeit des Inhalts, Nichts, was dem literarischen und ästhetischen

---

*) Heppe V, 184.
**) Heppe V, 294.

Leben jener Zeit nahe lag und für Frauen von Interesse war, unberücksichtigt blieb.

Unter solchen Verhältnissen ist es zu verwundern, daß wir mitunter hochgebildete und gelehrte Damen antreffen, welche in theologischen Wissenschaften, in Kenntniß der Sprachen, besonders der lateinischen, mitunter auch der griechischen und hebräischen und einiger neueren, weit gekommen waren und sich theilweise als Schriftstellerinnen einen Namen erworben haben.

Dem Geiste der Zeit gemäß beschäftigten sich nicht wenige Frauen vorzugsweise mit den Angelegenheiten der Religion. 1609 erschien das gelehrte Werk eines frommen thüringischen Fräuleins, Regina Grünrad: „Der geistliche Wagen," welche Schrift von der theologischen Fakultät zu Jena in die literarische Welt eingeführt wurde. Bekannter, aber auch berüchtigter ist Anna Hoyer, die Tochter eines reichen und angesehenen Oekonomen, Johann Owen, daher auch Owena genannt, geboren 1584 zu Coldenbüttel im Eiderstädtischen und 1599 mit dem Landvoigt und Statthalter von Ostfriesland, Hermann Hoyer von Hoyerswert, verheirathet. Nach dem Tode ihres Mannes, 1622, ergab sie sich mystischen Verirrungen, zu denen sie von Jugend auf geneigt war. Sie sammelte eine Anzahl Sektirer um sich und vergeudete dabei ihr ansehnliches Vermögen, daß sie ihr Gut verkaufen mußte und ohne Zweifel in große Noth gekommen wäre, wenn ihr nicht die Königin Eleonore von Schweden ein kleines Gütchen bei Stockholm geschenkt hätte. Sie starb 1656. In ihren zahlreichen Schriften und Gedichten schmähte sie die Geistlichkeit, so wie das äußere Wort und das Kirchenwesen überhaupt. Sie hielt das Tödten lebender Thiere für sündlich und nährte sich besonders von abgestandenen Fischen.

Unter Andern gab sie heraus: „Gespräch eines Kindes mit seiner Mutter vom Weg der Gottseligkeit," „Frauenpflicht," „Die einfältige Wahrheit," „Schreiben an die dänischen Dompfaffen."

Anna Elisabetha von Schlebusch, geborne Eyk aus Schlesien (geb. 1626), mußte während des 30jährigen Krieges mehrmals ihren Wohnort verlassen und bitteren Mangel leiden; sie heirathete einen schottischen Edelmann und nach dem Tode desselben den Freiherrn Jakob von Schlebusch; sie starb 1700. Wir erwähnen von ihr: „Geistliche Ehrenpforte zur fleißigen Uebung eines wahren Christenthums, 1647;" „Geistliche und häusliche Seelenapotheke, 1689;" „Anmuthiger und erquicklicher Würzgarten der Seele, oder auserlesene Gebete, 1702;" „Geistliche Andachten auf die vornehmsten Feste und Feiertage des ganzen Jahres, nebst heilsamen Betrachtungen des Leidens und Sterbens Jesu Christi;" „Biblischer Auszug aus der ganzen heiligen Schrift, 1783."

Anna Johanna, eine würtembergische Prinzessin, wissenschaftlich durchgebildet, besonders in der Theologie wohlbewandert, übersetzte des Matthias Haffenreffers theologische Werke (Loci theologici) in die deutsche Sprache, 1672.

Anna Sophia*), des Landgrafen Georg II. von Hessen Tochter, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Aebtissin von Quedlinburg, war in morgenländischen und anderen Sprachen, besonders in der Bibel sehr wohlbewandert; sie schrieb: „Der getreue Seelenfreund Jesus Christus."

---

*) Ueber dieselbe siehe das folgende Kapitel.

Katharina Kettner, Gemahlin von Hermann Kettner zu Stolberg, gest. 1656; von ihr sind: „Großmüthigkeit im Trauern einer betrübten Mutter über den frühzeitigen Tod ihrer Kinder, mit etlichen Gebeten, schönen Gesängen und Trostschriften;“ „Tröstliche Erinnerungen vom Leben des Glaubens, welches die Wiedergeborenen in der streitenden Kirche auf Erden führen, wie auch vom ewigen Leben;“ „Christliches Hausbüchlein, darin die Lehr-, Trost-, Bet-, Lob- und Danksprüche aus den ganzen Psalmen kurz beisammen enthalten sind.“

Katharina Regina Greiffenberg, geborene Freiin von Seyssenegg (geb. 1633, gest. 1694), Mitglied der deutschen Genossenschaft zu Nürnberg, wo sie sich auch gewöhnlich aufhielt, entwickelte in ihren Schriften eine große Gelehrsamkeit. Von ihr besitzen wir: „Geistliche Sonnette, Lieder und Gedichte, Nürnberg, 1662.“ Auch unter dem Titel: „Der Teutschen Urania Himmel abstammender, Himmel aufflammender Kunst-Klang und Gesang“ (daher auch selbst die deutsche Urania genannt); „Geistliche Betrachtungen von der Geburt und Jugend unseres Herrn Jesu Christi, in 12 meditationibus, 1678;“ „Siegessäule der Buße und des Glaubens wider den Erbfeind des christlichen Namens, Nürnberg, 1675;“ „Passionsbetrachtungen“ u. s. w.*)

Nächst der Religion beschäftigte das Studium der fremden Sprachen besonders die Frauen aus den höheren Ständen. Bevorzugt war zu Anfang unserer Periode die

*) Andere geistliche Schriften von Frauen: „Der Seelen Lustgartten“ von Helena Zeilner, 1601; „Geistlicher Damenschmuck“ von A. Maria Gesellin, 1686; „Thränen um Trostquellen,“ geistliche Lieder von A. Maria Pflaum, 1689; „Neues Creuz-, Trost-, Gebet- und Gesangbüchlein der betrübten Herzen, 1659.“

Erlernung der lateinischen, mitunter auch der griechischen Sprache; selbst das Hebräische war unter dem weiblichen Geschlechte nicht ganz unbekannt. Vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an wendete man den modernen Sprachen, namentlich dem Französischen, größere Aufmerksamkeit zu.

Anna Sabinus, die älteste Tochter Melanchthons, heirathete in ihrem vierzehnten Jahre den als Dichter berühmten Georg Sabinus, welcher Professor zu Frankfurt a. O. und später zu Königsberg war. Anna war ein höchst begabtes, wohlunterrichtetes Frauenzimmer; sie war der lateinischen Sprache in jeder Beziehung mächtig und befähigt, lateinische Verse zu schreiben. Sie starb, kaum 26 Jahre alt, zu Königsberg, wo noch ihr Grabmal in der Kneiphof'schen Kirche gefunden wird.

Wir finden namentlich unter den fürstlichen Personen einige durch Sprachgelehrsamkeit hervorragende Frauenzimmer. Louise Amöna von Anhalt, geb. 1609, starb, da sie erst 16 Jahre alt war; sie verstand die lateinische, französische und hebräische Sprache; schon im achten Jahre konnte sie eine Uebersetzung aus dem Lateinischen in's Französische vornehmen.

Katharina Ursula, Markgräfin von Baden und Hochberg, um 1609, war im Lateinischen sehr geübt. Sie schenkte der Bibliothek zu Durlach ein Buch mit einer lateinischen Widmung, dabei die Worte:

Christe! tuum verbum, da credere, daque fateri
Me quoque, dum mundi saevit ubique furor.

(Laß mich freudig dein Wort, o Herr! vor Menschen bekennen;
Gib mir Glauben dabei, wie sehr auch wüthet die Welt.)

Als um 1612 der pädagogische Reformer Wolfgang Ratich durch eine neue Methode das ganze Schulwesen, besonders den Sprachunterricht umzugestalten gedachte und Wunderdinge versprach, wenn man seine Rathschläge befolge, ließ sich die Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar durch die Professoren in Jena ein Gutachten über die Vorschläge desselben erstatten. Dieses fiel nicht ungünstig aus, so daß Ratich unter der Protektion dieser Fürstin daran gehen konnte, das Schulwesen des Landes nach seinen Ideen umzugestalten. Die Fürstin selbst und ihre Schwester Anna Sophia ließen sich mit dem besten Erfolg von Ratich Sprachunterricht ertheilen. Auch später, da Ratich nach verschiedenen Schicksalen und Wanderungen, und weil er im Allgemeinen nicht leisten konnte, was er versprochen hatte, fast alle seine Freunde und Gönner verlor, fand er ein Asyl bei einer fürstlichen Frau, der Gräfin Anna Sophia von Rudolstadt, welche hebräischen Unterricht bei ihm nahm.

Unter den gelehrten Fürstentöchtern des siebzehnten Jahrhunderts verdienen noch besonders erwähnt zu werden die drei Prinzessinnen des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, welcher mit der kurze Zeit besessenen Krone von Böhmen auch den pfälzischen Kurfürstenhut verlor. Die älteste, Elisabeth, geb. 1618, hatte eine entschiedene Neigung zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und diese wurde genährt durch den Aufenthalt ihrer Familie in den Niederlanden, wo sich am Hofe ihres Vaters ein auserwählter Kreis der edelsten Männer versammelte. Sie erlernte fremde Sprachen, namentlich die altklassischen, und erhielt von dem berühmtesten Manne seiner Zeit, Renatus Cartesius, Unterricht in der Mathematik und Philosophie; sie blieb ihr ganzes Leben seine dankbare Schülerin, stand

in häufigem Briefwechsel mit demselben und zeigte dadurch, daß sie die Philosophie des großen Mannes begriffen hatte, wie auch derselbe selbst gesteht, daß er kaum einem Andern begegnet sei, der, was in seinen Schriften enthalten, so gut verstanden habe als Elisabeth; an Sprachkenntnissen war sie sogar ihrem Lehrer überlegen. Auch mit anderen wissenschaftlich gebildeten Männern und Frauen ihrer Zeit stand sie in Verbindung; so mit der Königin Christine von Schweden und der später zu erwähnenden Anna Maria Schürmann, in den letzten Jahren ihres Lebens auch mit Spinoza, Malebranche und Leibnitz, welcher Letztere ihr das Zeugniß gab, daß sie eben so berühmt durch Wissenschaft, wie durch ihre Geburt sei. Die Ehe mit dem König Wladislaus IV. von Polen schlug sie aus, da sie den evangelischen Glauben nicht aufgeben wollte. Nach der Rückkehr ihres Bruders nach Heidelberg lebte sie eine Zeit lang daselbst, verließ aber diese Stadt wegen der unglücklichen Ehe ihres Bruders mit Charlotte von Hessen-Kassel. Nachdem sie noch einige Jahre bei ihrer Verwandten, der frommen Landgräfin Hedwig Sophia, einer Schwester des großen Kurfürsten, in Kassel zugebracht hatte, wurde sie 1664 Aebtissin des reichsfreien adeligen, weiblichen Stiftes Herford, wo sie die letzten dreizehn Jahre ihres Lebens in Segen wirkte. Sie war eine sorgsame Landesmutter für ihre Unterthanen, unterstützte ferner alle wissenschaftlichen Bestrebungen, so weit sie konnte, und eröffnete, frei von der Engherzigkeit ihrer Zeitgenossen, den um des Glaubens willen Verfolgten eine gastliche Zufluchtsstätte. In diesem Sinne schrieb sie an den Quäker Penn: „Mein Haus wird immer offen stehen Denen, die Gott lieben.“ Als ihre Freundin Schürmann um Aufnahme der bedrängten Separatisten-Gemeinde Labadie's bat, ertheilte sie mit Freuden

eine bejahende Antwort; sie beschützte dieselbe zwei Jahre lang, bis der gemessenste Befehl des Reichskammergerichts die Ausweisung der frommen, aber schwärmerischen Sekte aussprach.

Hierauf gewährte sie den Quäkern ein Asyl, indem sie bemerkte: Das Evangelium ist ursprünglich von Engländern nach Deutschland gebracht worden; auch heute scheint dies der Fall zu sein. Herzensfrömmigkeit galt ihr mehr als äußere Kirchlichkeit. Sie starb 1680, allgemein betrauert von ihren Unterthanen.

Ihre Schwester, Luise Hollandine, geboren 1623 im Haag, war nicht minder mit ausgezeichneten Geistesanlagen begabt, kenntnißreich und eine Freundin der Kunst. Sie malte fleißig und verschenkte die Bilder an ihre Freundinnen. 1652 verließ sie heimlich den Haag und begab sich nach Antwerpen, später nach Frankreich, wo sie zur katholischen Kirche übertrat und Aebtissin von Montbuisson wurde; sie gebrauchte nun ihren Pinsel, um Bilder für Kirchen zu verfertigen, und starb 1709, als ein Muster heiligen Wandels betrachtet, nachdem sie sich von ihrem ausschweifenden Leben bekehrt hatte.

Eine dritte Tochter Friedrichs V. war Sophia, 1658 an den Kurfürsten Ernst August von Hannover vermählt; sie nahm lebhaften Antheil an den wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeitgenossen und stand mit Leibnitz in inniger Verbindung.*) Sie wurde 1698 zur Erbin des englischen Thrones erwählt und war die Mutter des Königs Georg, der 1714 zur Regierung kam.

Aus dem Bildungskreise des kurpfälzischen Hauses stammte auch Elisabetha Charlotte, eine Tochter Karl

*) Dieser nannte sie „Unsere große Kurfürstin."

Ludwigs, des Bruders der Vorigen, und der hessischen Prinzessin Charlotte, geboren 1652. Wiewohl von Natur häßlich, vermählte sie sich mit dem Herzog Philipp von Orleans, einem Bruder Ludwigs XIV.; sie bewahrte am französischen Hofe deutsche Sitte und man kann sagen, deutsche Derbheit. Nimmer konnte sie sich mit dem französischen Wesen, namentlich mit der französischen Unsittlichkeit befreunden; sie äußerte sich in ihren zahlreichen Briefen darüber in offener, fast anstößiger Weise, in einer Sprache, aus der man auf moralische Verdorbenheit schließen möchte, wenn nicht das Gegentheil erwiesen wäre. Sie war eine äußerst fleißige Correspondentin und schrieb nicht selten Briefe von zwanzig bis dreißig Bogen, welche beweisen, daß sie eine gründliche Bildung erhalten hatte, wenn sie auch keine gelehrte Dame war. Bekannt ist sie unter dem Namen Lise Lotte; sie starb am 8. Oktober 1722.

Maria Eleonore, Witwe des Pfalzgrafen Ludwig Philipp, eines Bruders des Kurfürsten Friedrich V., eine brandenburgische Prinzessin, lernte noch in ihrem höheren Alter von ihrem Hofprediger Hebräisch, um die Bibel in der Ursprache lesen zu können. Auf ihre Veranlassung gab der berühmte Coccejus ein hebräisch-deutsches Wörterbuch heraus.

Gleichfalls am pfälzischen Hofe lebte Maria Susanna von Degenfeld, welche als eine besonders feingebildete Dame gerühmt wird; sie verstand Französisch, Italienisch, Lateinisch und schrieb besonders in der letzten Sprache sehr gewandte Briefe. Der Kurfürst fand Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Hoffräulein, und vernachlässigte um so mehr seine nichts weniger als liebenswürdige Gemahlin. Er ließ sich morganatisch mit jener trauen und diese kehrte nach Kassel zurück.

Eine Tochter der oben erwähnten Sophia von der Pfalz und des Kurfürsten Ernst August von Hannover war Sophia Charlotte, Gemahlin des Königs Friedrich I. von Preußen, geboren 1668. Sie wurde auf das sorgfältigste erzogen und unterrichtet, so daß sie, als sie in ihrem fünfzehnten Jahre mit ihrer Mutter Paris besuchte, durch ihre seltene Verstandesreife allgemeine Aufmerksamkeit erregte und sich der König Ludwig XIV. durch ihre Unterhaltung besonders angesprochen fand. Der einjährige Aufenthalt zu Paris, namentlich der Verkehr mit ihrer Tante, der Aebtissin von Montbuisson, und ihrer geistreichen Verwandtin Lise Lotte trug nicht wenig zu ihrer eigenthümlichen Geistesentwickelung bei. Im folgenden Jahre heirathete sie Friedrich, den damaligen Kurprinzen von Brandenburg. Beide Ehegatten waren sehr verschiedener Natur. Friedrich hatte Wohlgefallen an steifen Ceremonien und lästigem Hofprunk; Charlotte liebte eine freie, ungezwungene Unterhaltung mit geistreichen Männern und Frauen. Darum schlich sich schon frühe eine gewisse Kälte in dieses eheliche Verhältniß ein, ohne daß es jedoch zu einer wirklichen Disharmonie gekommen wäre. Charlotte verweilte großentheils auf dem ihr übergebenen Schlosse Lützelburg, welches auf's prächtigste ausgeschmückt wurde und später zur Ehre der Königin den Namen „Charlottenburg" erhielt.

Hier lebte sie ihren Neigungen gemäß und sammelte eine auserwählte Gesellschaft um sich. Sie war eine Dame von äußerst seltener Bildung. Französisch sprach sie so gut, daß einmal ein Italiener ernstlich fragte, ob sie auch deutsch verstände; sie sprach aber auch italienisch und englisch und war im Lateinischen sehr wohl bewandert. Von frühe auf hatte sie angefangen, philosophische Betrachtungen über den Grund der Dinge anzustellen; darum

suchte sie angelegentlichst die Belehrungen des Philosophen Leibnitz. Und dieser sagte einst zu ihr: „Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen. Sie wollen das Warum des Warum wissen.“ Ganz besonders liebte sie die Musik und es verging kein Tag, ohne daß sie am Klavier gesessen oder musikalische Aufführungen angehört hätte. Sie spielte und sang mit Fertigkeit die Werke der verschiedenen Meister, welche ihre musikalische Bibliothek enthielt, und diese war überaus reichhaltig, so daß ihr Werth auf eine Tonne Goldes geschätzt wurde. Sie theilte ihren Eifer für Musik auch ihrem Gemahl und einem nicht geringen Theil der Einwohner Berlins mit. Charlotte errichtete ein eigenes Theater zu Lützelburg und gab Veranlassung, daß auch in Berlin das Theater in Aufnahme kam und daß manche Oper aus jener Zeit aufgeführt wurde.

Unter den Personen ihrer Umgebung stand ihr ein Fräulein von Pöllnitz ganz besonders nahe, da eine gewisse Geistesverwandtschaft Beide mit einander verband. Auch die Pöllnitz hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raschen Witz, fröhlichen Sinn, einen an Kenntnissen und Einsichten reichen Geist, wie man ihn selten bei Frauen findet.

Auch mit andern Gelehrten und Denkern ihrer Zeit kam Charlotte in Berührung. Als sie 1687 bei einem Aufenthalt in Leipzig mit dem berühmten Polyhistor Carpzov eine Unterredung hatte, setzte sie denselben durch Angabe des Titels und Inhalts von Büchern, deren sich der gelehrte Mann augenblicklich nicht erinnern konnte, in Erstaunen. Im Jahre 1700 machte sie mit ihrer Mutter eine Reise nach Holland; sie suchte hier die persönliche Bekanntschaft von Peter Bayle zu machen, dessen Schriften sie eifrig studirte. Im Herbst 1701 kam der als Frei-

denker bekannte Toland mit Leibnitz nach Lützelburg, wo ihn die Königin mit Sehnsucht erwartete, um sich mit ihm über seine Ansichten vom Christenthum zu unterhalten. Toland äußerte später über diese Unterredung: „Sophia Charlotte ist die schönste Prinzessin ihrer Zeit; sie steht keinem Menschen nach an richtigem Verstand, zierlichen und wohlgesetzten Worten und an Annehmlichkeit in der Unterhaltung und im Umgang. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Gegenständen reden. Man bewundert ebenso wohl ihren scharfen und gewandten Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, die sie in den schwersten Stücken der Philosophie erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne die geringste Schmeichelei bekennen, daß ich in meinem Leben Niemand gehört habe, der geschicktere Einwürfe hätte machen können, oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei vorgebrachter Argumente und Schlüsse schneller entdecken, die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter durchdringen als sie. Alles, was lebhaft und gebildet ist, kommt an ihren Hof, und sieht man da zwei Dinge, welche die Welt sonst für einander ganz zuwider hält, in vollkommener Einigkeit beisammen, die Studien und die Lustbarkeiten.“

Leibnitz nannte sie die vollkommenste Prinzessin auf Erden; er war ihr innigster Freund und Vertrauter, mit dem sie die mannigfaltigen philosophischen Unterhaltungen hatte, die insbesondere bei Gelegenheit eines Gesprächs über Bayle die Veranlassung zu Leibnitzens berühmter Theodicee gegeben haben. Das Wichtigste aber, was aus diesem Verhältniß mit Leibnitz hervorging, war die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren beständiger Präsident Leibnitz wurde.

Die philosophische Königin starb, 36 Jahre alt, am 1. Februar 1705 auf einem Besuche bei ihrer Mutter zu Hannover. Der französische Prediger de la Bergerie kam zu ihr, um ihr Trost einzusprechen. Sie bemerkte demselben: „Sie kommen noch, um mir Ihre Dienste anzubieten zu einer Zeit, wo ich Nichts mehr für Sie thun kann. Ich danke Ihnen dafür. Ich habe über die Religion zwanzig Jahre nachgedacht und die Bücher, die sich darauf beziehen, aufmerksam gelesen. Es bleibt mir darum nicht der geringste Zweifel übrig, und Sie können mir also Nichts sagen, was mir nicht schon bekannt ist. Ich versichere Ihnen heilig, daß ich ruhig sterbe."

Eben so ruhig sagte sie zu einer ihrer Hofdamen: „Beklagen Sie mich nicht; denn ich werde jetzt meiner Neugier genug thun über den Urgrund der Dinge, den mir Leibnitz nie erklären konnte, und ich verschaffe dem König den Anblick eines Leichenbegängnisses, der ihm Gelegenheit geben wird, alle Pracht zu entfalten."

Der König wurde durch die Todesnachricht tief erschüttert, denn er mußte am Ende doch den hohen Werth seiner Gemahlin erkennen; er fiel in Ohnmacht, so daß ihm eine Ader geöffnet werden mußte. Die Leichenfeier war überaus prächtig und kostete 200,000 Thaler; das Trauergerüst allein 80,000 Thaler. 80,000 Fremde sollen nach Berlin gekommen sein, um die prächtige Leichenfeier mit anzusehen.*)

Auch aus dem bürgerlichen Stande haben wir eine ganze Reihe gelehrter Frauenzimmer zu verzeichnen, wobei wir uns begnügen müssen, nur die berühmtesten anzuführen.

Helena Sibylla Wagenseil, Tochter eines ange-

---

*) Varnhagen von Ense, in seinen Biographien und Vehse, Geschichte des preußischen Hofs und Adels II.

sehenen Juristen zu Altorf, Ehefrau von Daniel Moller, Professor der Geschichte daselbst, war der lateinischen und griechischen Sprache kundig, so daß sie den Homer fließend zu lesen im Stande war; auch in der hebräischen Sprache war sie so weit, daß sie ihrem Vater manchmal behülflich sein konnte; im Französischen und Italienischen war sie nicht ungeübt; sie correspondirte mit mehreren namhaften Gelehrten und besaß nicht unbedeutende Kenntnisse in den philosophischen Wissenschaften. Die Akademie zu Padua nahm sie als Mitglied auf.

Im Mecklenburgischen übersetzte Ursula Katharina Schwarz den Hesiod in die deutsche Sprache, und Agnes Schwinzer, die neunzehnjährige Tochter eines Landpfarrers, den Florus; die Klagelieder des Jeremias brachte sie in lateinische Verse.

Margaretha Sibylla von Löser, geborene von Einsiedeln, Gemahlin Konrads von Löser, kursächsischem Kammerrath und Erbmarschall, wird als ein Ausbund der Gelehrsamkeit bezeichnet, als ein Wunder der Welt; sie soll in allen vier Fakultäten bewandert gewesen sein; sie verstand die Mathematik vortrefflich, und war in der Kirchengeschichte wohl erfahren; sie war eine gute Dichterin und redete neben der Muttersprache Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Italienisch; sie ward Minerva Saxonica genannt, und starb 1690.

Am meisten Ruf durch ihre Gelehrsamkeit, und zwar mit Recht, hat sich wohl Anna Maria von Schürmann erworben; sie ist geboren 1607 zu Köln; sie wird von den berühmtesten ihrer Zeitgenossen die zehnte Muse, das Wunder ihres Jahrhunderts, der weibliche Doktor der Musen und Grazien, die Zierde des Vaterlandes genannt. Sie stammte aus einer guten, wohlhabenden Familie, welche,

um der Verfolgung wegen ihres evangelischen Glaubens zu entgehen, nach Holland übersiedelte. Drei Jahre alt, konnte sie bereits fertig lesen; auch lernte sie sehr bald den Heidelberger Katechismus. Als sie, erst vier Jahre alt, diesen ihrer Wärterin hersagen mußte, wurde ihr Herz bei der Antwort: „daß ich nicht mein, sondern meines getreuen Heilands eigen bin,“ so sehr von Liebe zu Christo ergriffen, daß ihr dieser Augenblick stets in Erinnerung blieb. In ihrem sechsten Jahre schnitt sie mit der Scheere nach eigener Erfindung aus freier Hand Figuren und Blumen in Papier aus. Im achten Jahre zeichnete und stickte sie Blumen, die allgemeine Bewunderung erregten; sie übte sich mit dem Federmesser, aus Buxbaumholz Figuren zu schneiden; auch versuchte sie sich später in der Malerei und Kupferstechkunst mit dem besten Erfolg. Sie schrieb eine vortreffliche Handschrift, zeichnete mit einem Diamanten Bilder auf Glas und bildete in Wachs Porträts mit großer Aehnlichkeit.

Ihr Vater las sehr frühe lateinische Schriftsteller mit ihr und keine leichten, wie die des Philosophen Seneca. Die Grammatik lehrte er sie spielend auf Spaziergängen. Damit jedoch die Annehmlichkeiten der heidnischen Schriftsteller nicht ihr ganzes Gemüth füllen möchten, ließ er sie fleißig in der heiligen Schrift lesen. Erst vom elften Jahre an erhielt sie besondere Lehrer. Ohne Anstrengung lernte sie nicht weniger als vierzehn Sprachen: Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch, Türkisch, Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch, Deutsch, Holländisch u. s. w. Auch studirte sie mit unermüdlichem Eifer Philosophie, Astronomie, Geographie. Als sie vierzehn Jahre alt war, begehrte sie der als Dichter wohl bekannte Jakob Cats, Pensionär von Holland, zur Ehe. Sie schlug diese, so wie viele andere Bewerbungen, aus, um desto besser den Wissen-

schaften leben zu können. Wer von gebildeten Reisenden nach Utrecht kam, besuchte das Schürmannische Haus, um das merkwürdige Mädchen kennen zu lernen. Richelieu ließ ihr seine Hochachtung bezeigen. Die Königin Christina von Schweden suchte sie selbstverständlich auf. Während des Gesprächs bossirte Maria das Porträt der Königin sprechend ähnlich in Wachs. Einige im Gefolge Christinens befindliche Jesuiten eröffneten eine gelehrte Disputation mit Maria, wobei sich dieselbe als eine ebenso gewandte wie umsichtige Kämpferin zeigte.

Nach dem 1650 erfolgten Tode ihrer Mutter zog Maria zu zwei alten Tanten, die dem Erblinden nahe waren und besonderer Pflege bedurften. In dieser Stellung erfüllte das gelehrte Mädchen so ganz und gar seine Pflichten, daß man hätte glauben sollen, es habe sich nur der Haushaltung gewidmet.

Mit der Theologie hatte sich Maria von Jugend auf mit Vorliebe beschäftigt; sie äußerte: Der Theologie gebührt die erste Stelle, doch glaube ich, daß diejenigen die Majestät dieser Königin nicht einsehen, welche verlangen, daß dieselbe allein und unbegleitet einhergehen soll; die Kenntniß vieler Sprachen verschafft ihr besonderen Nutzen.

Maria vertheidigte in einer besonderen Abhandlung: „Logische Dissertation über die Fähigkeit des weiblichen Geistes für Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften“ das Recht der Frauen auf wissenschaftliche Beschäftigung unter folgenden Bedingungen: Wenn sie die Fähigkeiten dazu besitzen, wenn ihnen die nöthigen Hülfsmittel nicht durch den Zustand ihrer Familien abgeschnitten werden, wenn sie die Uebungen der Andacht und die Haushaltung nicht daran hindern und endlich, wenn sie nicht Ruhm und Prahlerei dadurch suchen, sondern Gottes Ehre und ihre eigene

Besserung, sowie den Nutzen ihrer Familie, ja des ganzen Geschlechtes. Wie weit Maria in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen gegangen ist, darüber Folgendes: Sie besaß so weitgehende geographische Kenntnisse, daß der Volksmund ihr nachsagte, sie bedürfe in fremden Ländern nicht allein keines Dolmetschers, sondern auch keines Führers. Die Weltgeschichte hatte sie aus den Quellen studirt, das Staatsrecht besonders aus italienischen Schriften; in der Philosophie, namentlich der Aristotelischen, war sie völlig zu Haus; der Astronomie hatte sie manche Nacht ihres Lebens geopfert; die Naturwissenschaften betrieb sie in einer Weise, daß ihr Zimmer bisweilen das Ansehen eines Naturalienkabinettes hatte. Selbst in der Anatomie war sie nicht völlig fremd. Sie dichtete in deutscher, französischer und holländischer Sprache.

Nach dem Tode ihrer alten Tanten kehrte Maria in ihre früheren Verhältnisse zurück; sie lernte nun durch ihren Bruder den frommen separatistischen Geistlichen Jean de Labadie*) kennen. Die Herzensfrömmigkeit desselben und seiner Anhänger gefiel ihr im Gegensatz zu den theologischen Streitigkeiten und der äußeren Orthodoxie ihrer Zeit so sehr, daß sie, 62 Jahre alt, zu der Labadisten-Gemeinde zu Amsterdam übertrat. In dieser neuerweckten religiösen Stimmung widerrief sie 1670 in einer Schrift Eucleria (das gute Theil) alle ihre früheren Schriften, namentlich ihre Lobgedichte, welche nur Beweise von der Lauheit ihres Herzens und ihrer weltlichen, eitlen Sinne seien. Es erregte natürlich diese Umwandelung bei ihren alten Freunden und den Zeitgenossen überhaupt nicht geringes Aufsehen; sie ließ sich durch die spöttischen und

---

*) Siehe Kapitel 6.

mitunter bitteren Aeußerungen nicht irre machen, sondern zog 1670 mit der Gemeinde nach Herford, dann nach Altona und Wiewerd, wo sie 1678 als 71jährige Greisin starb. „Sie hat gekämpft und gesiegt," heißt es in einem Schreiben, das nach ihrem Tode an die Prinzessin Elisabeth gerichtet wurde, „nun triumphirt sie im Himmel und in den himmlischen Wohnungen der Seligen über alle Feinde, die sie in dieser Welt gehabt hat. Der Herr Jesus, dem sie in ihren Versuchungen Treue gehalten hat, beseligt sie nun aus Gnade mit den Gaben des himmlischen Reichs. So lange sie mit uns gepilgert, war ihre einzige Lust und ihr einziges Ziel das Suchen des holdseligen Heilands, den sie nun mit aufgedecktem Angesicht schaut in himmlischer Herrlichkeit."*)

Solche Gelehrsamkeit, wie die Genannte, hat wohl nimmer ein anderes Frauenzimmer erworben; aber in einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften, selbst in der Mathematik, zeichneten sich einige Frauen durch hervorragende Kenntnisse aus.

Der berühmte Polyhistor, Hermann Couring, Professor zu Helmstedt, hatte zwei Töchter, welche beide unter den gelehrten Frauenzimmern des siebzehnten Jahrhunderts genannt werden. Die ältere, Maria Sophie, Ehefrau des Professor Schelhammer zu Kiel, verstand außer den klassischen Sprachen Französisch und studirte Geschichte und Philosophie; sie schrieb ein Trauerspiel, „Alexander der Große," ist aber berühmter durch ihre Schrift: „Die wohlunterrichtete Köchin." Bald erschien das Buch in zweiter Auflage, vermehrt mit „Zufälliger Konfektkunst."

Die jüngere Tochter, Elise Sophie, war zweimal

*) Ihr Leben von Emil Quandt in Ziethe, Frauenspiegel, Band IX.

verheirathet, zuerst mit dem Adelshauptmann **Schröter**, dann mit Herrn **von Reichenbach** in Holstein; sie war vorzugsweise Dichterin, doch zeigte sie bei ihren Dichtungen ein lebhaftes Gefühl für die Natur und schöne Kenntnisse derselben; sie schrieb: Gedanken über die vierfüßigen Thiere, Fische, Vögel, Würmer, zum Theil aus dem Holländischen des Dichters Cats übersetzt, zum Theil eigene Arbeit; die Weisheit Salomonis brachte sie in deutsche Reime. Elise Sophie starb 1718.

Maria Kunitsch, Tochter des berühmten Arztes Dr. Heinrich Cunitius zu Schweidniz, verheirathet an Elias von Löben, Erbherrn von Kunzendorf, Arzt zu Pitschen im Fürstenthum Brieg, wurde wegen ihrer Gelehrsamkeit sehr gefeiert; sie sprach neben der Muttersprache Italienisch, Französisch, Polnisch, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch; auch war sie eine geschickte Malerin. Ihr Lieblingsfach waren die mathematischen Wissenschaften, besonders die Astronomie. Sie widmete dem Kaiser Ferdinand III. ein astronomisches Werk, das den Titel „Urania propitia“ führte und 1650 in lateinischer und deutscher Sprache gedruckt wurde; es enthielt astronomische Tafeln, vermittelst deren auf eine besondere Art die Bewegungen der Planeten nach Länge, Breite und anderen Zufällen auf alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeit hingestellt werden. Sie war eine sorgfältige Beobachterin der Gestirne.

Maria Margaretha Kirch, Tochter des Pfarrers Winkelmann zu Panitsch bei Leipzig (geb. 1670, gest. 1720). Als Kind lernte sie von einem Bauern Mancherlei aus der Astronomie; 1692 heirathete sie den Astronomen Gottfried Kirch, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Berlin berufen wurde; 1710 wurde sie Witwe. Sie verfertigte Kalender für die Städte Breslau, Nürnberg u. a. m.

Weiter beschrieb sie: „Von der Conjunction der Sonne und des Saturns" 1700, und „Von der Conjunction des Saturnus und Jupiter."

Maria Sibylla Graff, Tochter eines Arztes zu Frankfurt a. M., heirathete 1665 den Maler Graf; sie widmete sich besonders der Naturkunde und der Malerei von Naturgegenständen. Besonders berühmt ist ihr Buch „Von den Raupen und deren wunderbarer Vermehrung" 1678. Der Polyhistor Conring bezeichnet dasselbe als ein „nettes, kurioses, artiges Werk." Sie hat selbst in Guiana eine ansehnliche Sammlung von Insekten zusammengebracht.

Magdalena Margaretha Teusch, Tochter des Stadtphysikus Johann Teusch zu Lübeck (geb. 1720), erwarb sich schon in ihrer Jugend eine seltene Fertigkeit in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache; namentlich war sie im Lateinischen so geübt, daß sie jedes deutsche Buch, geistliches oder weltliches, gleich beim Lesen lateinisch hersagen konnte. Auch die Zeichnenkunst trieb sie mit Vorliebe; in der Geschichte und Geographie war sie wohlbewandert.

Johanna Albertine Conrad, eine geborene Fleischer, Ehefrau des Kaufmanns Johann Conrad zu Leipzig (geb. 1680). Sie verstand Geographie, Genealogie, Musik, Rechnen, Buchhalten; sie war erfahren in der Theologie, Geschichte und Staatskunde; sie sprach Lateinisch, Französisch und Italienisch, und übersetzte Mancherlei aus diesen Sprachen, wollte aber nicht, daß Etwas von ihr gedruckt würde, da sie nur studirt habe, um ihren Geist zu bereichern.

Zahlreich sind die Frauen, die sich mit Heilkunde beschäftigten. Auch Fürstinnen und adelige Damen rechneten die Ausübung derselben in ihrer Umgebung zu ihrem Berufe. Es sind in manchen Bibliotheken noch Rezeptbücher

vorhanden, die von vornehmen Damen herrühren und von den Müttern auf die Töchter vererbten. Eines großen Rufes als Heilkünstlerin erfreute sich die Gemahlin des Kurfürsten August von Sachsen, eine Prinzessin von Dänemark (geb. 1531, gest. 1580), bekannt unter dem Namen „Mutter Anna;" sie ist die Gründerin der sächsischen Hofapotheke. Ihre Heilmittel und gebrannten Wasser waren berühmt. In gleicher Weise übte Magdalena Sibylla, die Gemahlin Joh. Georgs I., Kurfürsten von Sachsen, der bis 1656 regierte, die Heilkunde aus; von ihr rührt manches Rezept her, welches freilich nach unseren Anschauungen sehr sonderbar erscheint.

1701 erschien „Freiwillig aufgesprungener Granatapfel des christlichen Samariters, oder aus christlicher Liebe des Nächsten veröffnete Geheimnisse über vortreffliche, sonders bewährte Heilmittel und wundersame Arzeneien von Eleonore Maria Rosalie, Herzogin von Troppau und Jägerndorf." Diesem Rezeptbuch ist ein stattliches Kochbuch beigegeben, welches weite Verbreitung fand. Außer diesem machte das Wienerische Kochbuch von Barbara Hickmann, 1691, großes Glück.

Zum Schlusse gedenken wir noch der Barbara Utmann aus Annaberg in Sachsen, geboren 1514 von armen Eltern. Sie lernte von Holländern das Spitzenklöppeln und unterrichtete ihre Landsleute in dieser Kunst, so daß sie die Begründerin dieser Beschäftigung in Sachsen geworden ist. Sie starb 1575. In neuerer Zeit hat man ihr ein prächtiges Denkmal gesetzt, mit der Inschrift:

„Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland."

Viertes Kapitel.

Frauen als Dichterinnen.

Die Periode, welche wir zu behandeln uns vorgesetzt haben, ist im Allgemeinen für die Dichtkunst eine sehr ungünstige. Es war die Zeit religiöser Kämpfe, zunächst des Kampfes für die evangelische Wahrheit gegen die Verirrungen und Mißbräuche der Hierarchie und am Schlusse die der inneren Frömmigkeit gegen das äußere Kirchenthum und die todte Orthodoxie, dazwischen die der dogmatischen Feststellung der Kirchenlehre zwischen den verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften. Mit dem Eifer für die gewonnenen und fixirten Glaubensansichten wuchs der Glaubenshaß mit seinen bedauernswerthen Verirrungen, den Religionskriegen, dem schmalkaldischen und dem dreißigjährigen. Hierzu kam, daß das Nationalgefühl fast völlig geschwächt, ja vernichtet war, und daß unter solchen Verhältnissen eine jede ideale Geisteserhebung eine Unmöglichkeit wurde. Allerdings haben wir auch eine poetische Literatur aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, aber mit Ausnahme eines Zweiges derselben ist solche von geringer Bedeutung und kann den Produkten benachbarter Nationen, der italienischen, französischen und englischen, nicht an die

Seite gestellt werden. Der Zweig, welcher in Deutschland köstliche Früchte getragen hat, ist die religiöse Poesie. Während unserer ganzen Periode war die Religion das vorherrschende Moment im deutschen Volksleben; sie allein konnte dem Geiste die Schwingen verleihen, welche zu wahrhaft poetischen Produktionen erforderlich sind. Das that sie um so mehr, da das religiöse Bedürfniß zur Abfassung von Kirchenliedern aufforderte. In dieser Beziehung können wir unsere Periode als die klassische bezeichnen.

In der Mitte derselben wurde es immer gewöhnlicher, daß auch Frauen den Pegasus bestiegen, wiewohl sie noch immer gegen das Vorurtheil zu kämpfen hatten, als ob es nicht ihre Sache wäre, den Parnaß zu erklimmen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts regte sich trotz der Kriegsunruhen, vielleicht gerade im Gegensatz zu denselben, mehr als früher ein poetischer und nationaler Geist, wenigstens unter einzelnen Gliedern unseres Volkes. Es bildeten sich hier und da poetische Gesellschaften, theilweise zu dem ausdrücklich ausgesprochenen Zwecke, die deutsche Sprache von den vielen gebräuchlichen Fremdwörtern zu reinigen. Die 1617 zu Weimar entstandene „Fruchtbringende Gesellschaft" oder der „Palmenorden" nahm keine weiblichen Mitglieder auf, mit Ausnahme einiger Fürstinnen, z. B. Sophia Elisabetha, geborene Prinzessin von Mecklenburg, Gemahlin des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel. 1643 bildete sich unter Philipp von Zesen die „deutsch gesinnte Genossenschaft" oder „Rosengesellschaft" zur Reinigung der deutschen Sprache. Gerade weil dieser Zweck besonders hervorgehoben wurde, leistete die Gesellschaft weniger für die Poesie; sie zählte auch Frauen unter ihren Mitgliedern, z. B. die früher genannte Katharina Regina

von Greiffenberg. Noch mehr war dies der Fall bei dem 1644 durch Harsdörfer*) und Klai gestifteten „Gekrönten Blumenorden der Pegnitzschäfer.“ Die Zahl der Schäferinnen ist nicht gering; z. B. Maria Katharina Stockfleth (gest. 1692) mit dem Schäfernamen Dorilis, Maria Magdalena Leimburger, Barbara Juliane Peutzel, geborene Müller, diese drei Predigerfrauen, Anna Maria Nützel (Amaryllis), eines Rathsherrn Frau, Katharina Marg. Dobenecker (Sylvia), Barbara Helena Lang (Erane), Malerin und Dichterin, sie übersetzte mehrere Werke aus dem Französischen. Die meisten Schäferinnen waren keineswegs Schriftstellerinnen von Profession, sondern lieferten mehr nur Gelegenheitsgedichte.

Einen wohlthätigen, fast umgestaltenden Einfluß übte um jene Zeit ein Mann, dem viel daran fehlte, ein großer Dichter zu sein, der aber durch sein ruhiges, besonnenes Urtheil, sowie durch Schriften über die Theorie der Dichtkunst zur Verbreitung eines besseren Geschmackes beitrug. Es ist der Stifter der ersten schlesischen Dichterschule, Martin Opitz von Boberfeld, geb. 1597, gest. 1639.

Unter den religiösen Dichterinnen müssen wir zuerst erwähnen: Elisabetha Cruciger, die fromme Ehefrau des Amtsgenossen von Luther und Melanchthon auf der Universität Wittenberg, Kasper Cruciger, eine geborene von Meseritz aus einem alten polnischen Adelsgeschlecht. Sie wurde frühe für die Reformation gewonnen und sprach schon als zarte Jungfrau ihre religiöse Begeisterung in dem Liede aus:

Herr Jesu Christ, der einig Gott's Sohn,
Aus seinem Hertze entsprossen,

*) Den Herausgeber der schon früher erwähnten Frauenzimmergespräche.

Gleichwie geschrieben steht:
Er ist der Morgensterne;
Sein Glantze streckt er ferne
Für andere Sternen klar u. s. w.

Luther fand solches Wohlgefallen an dem Liede, daß er es selbst in sein Gesangbuch von 1524 aufnahm. Wahrscheinlich hat Elisabeth noch mehrere Lieder gedichtet; doch nur das erwähnte ist von ihr bekannt geworden.

Magdalena Haymer aus Regensburg oder aus Oesterreich brachte nach und nach einen nicht geringen Theil der Bibel in deutsche Verse. 1568 gab sie „Geeignete Sonntagsepisteln" heraus, die hauptsächlich gegen die gotteslästerlichen, unzüchtigen Gesänge ihrer Zeit gerichtet waren. Später bearbeitete sie das Buch Jesus Sirach, Tobias, sowie die Apostelgeschichte poetisch; auch dichtete sie Weihnachts- und Pfingstlieder.

Anna Maria von Sachsen-Altenburg, Tochter des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, geboren 1575 und vermählt mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg; sie verlor nach neunjähriger Ehe im Jahre 1602 ihren Gemahl und erfuhr in ihrem 41jährigen Witwenstande viel Schmerzliches, namentlich alle Schrecken des 30jährigen Krieges. Besonders niedergebeugt wurde sie durch den Uebertritt ihres Bruders, des Pfalzgrafen Wilhelm, zur katholischen Religion, welches Ereigniß ihren Vater mit solcher Wehmuth erfüllte, daß er in Folge davon starb. Die Herzogin zeichnete sich unter allen Leiden und Heimsuchungen durch ihr unerschütterliches Gottvertrauen aus, so daß sie häufig die Bitte wiederholte:

Ich bitte dich, Herr Jesu Christ,
Dieweil in mir das Leben ist,

Laß ja mein täglich Seufzen sein
Dies Sprüchlein klein:
„In Gott mein Hoffnung steht allein."

Sie dichtete ein Lied, welches mit diesem Sprüchlein anfängt und in viele Gesangbücher übergegangen ist. Sie starb am 1. Oktober 1644.

Einer anderen Dichterin, Anna Hoyer, haben wir schon im vorhergehenden Kapitel gedacht.*) Hier geben wir nur eine Probe ihrer Dichtungen, um den Geist, in welchem sie dichtete, zu charakterisiren.

Ueber das innere Wort, im Gegensatz zum äußeren, sagt sie:

Aber Gottes Werk, Jesus Christ,
Ist Geist und Leben, redt inwendig,
Machet allein das Herz verständig,
Aendert der Menschen Sinn und Muth,
Reicht weiter, denn Buchstab thut,
Das Aeußere nur die Ohren rührt,
Das innere Wort zum Geist einführt,
Bringt mit ihm Lebenskraft und Saft.

In dem Carmen „Von der einfältigen Wahrheit" spricht sie ihre Erbitterung gegen die Geistlichen in derben Worten aus, wie schon folgende Stelle beweist:

Daß aber wir recht zum Gebrauch
Sein's Leben mögen kommen auch,
Neu Creaturen werden,
Und nach seiner Vollkommenheit
Streben sollen in dieser Zeit,

*) Ihre Gedichte kamen 1650 unter dem Titel: „A. O. H., geistliche und weltliche Poemata" heraus.

Tödten Adam auf Erden,
Und forschen fleißig nach dem Geist,
Auf welchen der Schrift Buchstab hinweist,
Davon will Keiner wissen;
Sie halten's für unnöthig Ding,
Daß man die Zeit damit zubring,
Und darin sei geflissen.
Die wesentliche Gegenwart
Christi in uns ist viel zu hart,
Mögen's nicht hören nennen;
Das kommt daher, sie sind ohn' Licht,
Wissen sein's Fleisches Ursprung nicht,
Wollen ihn auch nicht kennen.

Anna, Gräfin von Stolberg, Gemahlin des Grafen Heinrich von Stolberg, lebte um 1600; sie dichtete das bekannte Lied:

Christus ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn;
Dem thu ich mich ergeben,
Mit Fried' fahr' ich dahin.
Mit Fried' fahr' ich von dannen
Zu Christ, dem Bruder mein,
Auf daß ich zu ihm komme
Und ewig bei ihm sei.

Anna Sophia von Hessen,*) deren wir schon im vorhergehenden Kapitel gedacht haben, wurde geboren 1638

---

*) Vgl. Dr. Fr. E. Kettner, Kirchenhistorie des Stiftes Quedlinburg. Stromberger, Leben der Landgräfin A. Sophia. Halle 1856. Rommel's Hess. Gesch. Bd. IV. Cunz, Kirchenlied II, 658. Koch, evangel. Kirchenlied.

zu Marburg; sie wurde in der streng-lutherischen Lehre erzogen und fing schon frühe an zu dichten; in ihrem vierzehnten Jahre erfreute sie ihren Vater mit einem Geburtstagsgedicht. Längere Zeit lebte sie an dem Hofe ihrer Großeltern zu Dresden. Durch ihren Lehrer, Christian Schlegel, wurden in ihr allerlei Zweifel an der Wahrheit der evangelischen Lehre erregt; doch hatte dies für jetzt keine weiteren Folgen. 1657 wurde sie, 18 Jahre alt, Pröpstin des Stiftes Quedlinburg. Hier lebte sie in täglicher Herzenserhebung zu Christo; sie sprach ihre frommen Gefühle in einer Reihe gelehrter Betrachtungen über die Freundschaft der Seele mit Jesu auf Grund des Hohen Liedes aus, die sie in dem schon früher erwähnten Andachtsbuch: „Treuer Seelenfreund," vereinigte. Auch finden sich in dieser Schrift fromme Lieder, wie:

Mein Freund ist mein
Und ich bin sein,
Ihm hab ich mich ergeben;
In Glück und Freud
Bin ich bereit
Dir, Jesu, stets zu leben.

Mein Jesu, der du allezeit
Bei mir bist treu verblieben,
Den weder Glück noch Traurigkeit
Vom Lieben hat getrieben.
Ach! stehe mir auch ferner bei,
Daß ich mich sonder alle Scheu
In deinem Wort mag üben.

Wohl dem, der Jesum liebet
Und dessen Himmelswort,
Der wird niemals betrübet
Von's Teufels Höllenmord.
Wo Jesus sich befindet,
Da stehet alles wohl;
Wer sich auf Jesum gründet,
Der lebet lebensvoll.

Jesu, Jesu, du mein Leben,
Jesu, meiner Seele Heil,
Sage, was soll ich dir geben,
Du mein auserwähltes Theil!
Ich, ich will mich selbsten dir,
Dir, o Jesu, meine Zier,
Gänzlich geben zu leibeigen,
Nichts soll meinen Vorsatz beugen.

Andere Lieder beginnen mit den Worten:

„Rede, liebster Jesu, rede,
Deine Magd giebt Acht darauf!“

„Heil'ge Fluth, o kräftig Blut.“

„Ach Gnad' über alle Gnaden.“

u. a. m., im Ganzen etwa vierzig Lieder.

Nach dem Tode ihres Vaters 1661 wurde sie auf Veranlassung ihrer Schwester, Elisabetha Amalie Magdalena, welche an den Pfalzgrafen Wilhelm von Neuburg verheirathet und mit demselben katholisch geworden war, durch den früher erwähnten Schlegel angereizt, gleichfalls den evangelischen Glauben zu verleugnen. Auch war sie im Begriffe, dieses zu thun und sich durch heimliche Flucht

aus Quedlinburg zu entfernen. Doch wurde dieses durch die Wachsamkeit der Aebtissin verhindert; auch brachte sie der Hofprediger Röser wieder auf andere Gedanken. 1678 wurde sie zur Coadjutorin (Stellvertreterin der Aebtissin) und 1680 zur Aebtissin erwählt. Sie starb am 13. Dezember 1683 in einem Alter von 45 Jahren. Die Liebe zu Jesu war auch in den Tagen ihrer Hinneigung zum Katholicismus der Grundzug ihres Herzens, wie folgendes Gedicht aus dieser Zeit beweist:

Schönster Jesu, liebstes Leben,
Meiner Seele Aufenthalt!
Dir hab' ich mich ganz ergeben;
Ob ich wohl gar ungestalt,
Will ich dennoch lieben dich,
Denn ich weiß, du liebest mich;
Drum will ich feste an dir hangen
Und mit Liebe dich umfangen.

Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, deren Leben wir in Kapitel 5 näher betrachten werden, hat vier, theilweise allgemein bekannte, Lieder hinterlassen, nämlich:

Ein Anderer stelle sein Vertrauen
Auf die Gewalt und Herrlichkeit
Und auf Hochmuth zu jeder Zeit;
Ich will auf Gott, den Höchsten, bauen,
Der unter seiner Macht die Welt
Kennt, aller Reiche Krone hält.

Sodann:

Gott! der Reichthum deiner Güte,
Dem ich Alles schuldig bin.

Ich will von meiner Missethat
Zum Herren mich bekehren,
Du wollest selbst mir Hülf und Rath,
O Gott! hiezu bescheren,
Und deines guten Geistes Kraft,
Der neue Herzen in uns schafft,
Aus Gnaden mir gewähren.

Am meisten bekannt ist das Lied:

Jesus, meine Zuversicht,
Und mein Heiland ist im Leben.
Dieses weiß ich; sollt ich nicht
Darum mich zufrieden geben,
Was die lange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht?

Man hat vielfach diese Lieder der Kurfürstin abgesprochen und ihren Hofmeister, den Grafen von Schwerin, als den Verfasser darstellen wollen, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil man nicht glauben wollte, daß eine geborene Holländerin so vortreffliche Lieder in deutscher Sprache habe abfassen können. Dem ist zu entgegnen, daß diese Lieder in dem auf Veranlassung der Kurfürstin 1653 herausgegebenen Gesangbuch ganz ausdrücklich derselben zugeschrieben werden. Das Aeußerste, das man zugeben kann, ist die Annahme, daß Luise diese Lieder ursprünglich in holländischer Sprache abgefaßt habe und daß sie von Schwerin alsbald in's Deutsche übertragen worden sind. Neuere Hymnologen schreiben sie um so mehr der Kurfürstin zu, da man ein Bußgebet von derselben hat, in welchem große Uebereinstimmung mit dem erwähnten Bußlied nicht zu verkennen ist.*)

*) Vgl. Koch, Kirchenlied II, 160 f. Cunz II, 637.

Ludämilia Elisabetha, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt (geb. 7. April 1640), wurde nach dem Tode ihres Vaters, des Grafen Ludwig Günther I. (1616), mit ihren Geschwistern unter der Obhut ihrer vortrefflichen Mutter, Aemilie Antonie, einer Prinzessin von Oldenburg, in der Furcht des Herrn erzogen und sehr wohl unterrichtet. Die Mutter ertheilte dem Lehrer derselben die Weisung, er solle die Kinder bei Repetirung des Katechismus, der Psalmen und Sprüche, wie auch bei allen begebenden Gelegenheiten an dasjenige, was zur Gottesfurcht, Zucht und Tugend dienen könne, erinnern und sie dadurch bei der Pietät und Frömmigkeit zu erhalten sich angelegen sein lassen. Die gräflichen Kinder wurden demgemäß mit der heiligen Schrift, so wie mit den Schriften von Joh. Valentin Andreä, Heinrich Müller, Joh. Arnd und Joh. Gerhard, sowie mit den religiösen Gesängen der evangelischen Kirche bekannt gemacht. Auch wurden sie in der Poetik nach den Grundsätzen von Opitz unterrichtet. Die junge Gräfin erlangte die Fertigkeit, die lateinischen Schriften älterer und neuerer Kirchenlehrer zu lesen und auch in lateinischer Sprache mit dem Professor Johann Gerhard in Jena einen theologischen Briefwechsel zu führen. Ludämilia bewährte ihren ächt christlichen Sinn in der treuen Pflege ihrer Mutter, deren Gesundheit durch mancherlei Schicksalsschläge gebrochen war.

Sie verlobte sich nach Abweisung anderer Anträge 1672 mit Christian Wilhelm, Grafen von Schwarzburg-Sondershausen.

Doch sollte ihre Brautschaft nur wenige Monate dauern, da sie der Masernkrankheit, mit welcher sie von ihrer älteren Schwester angesteckt worden war, unterlag.

Sie war schon vorher auf den Tod gefaßt, wie das 1660 gedichtete Lied beweist:

Wir haben doch auf Erden,
Zu bleiben keine Statt;
Es ist wohl voll Beschwerden,
Was in der Welt man hat;
Hat man ein Oertlein schon,
Wie bald heißt's doch davon,
Und muß zur Erde werden
Der Mensch mit seinem Thron.

Ich sterbe, wo ich sterbe;
Die Erde, die mein Grab,
Den Himmel, der mein Erbe,
Ich allenthalben hab;
Behalt ich dann nun Gott,
Was hab ich dann für Noth?
Mit ihm ich nicht verderbe
Im Leben und im Tod.

Als sie die Nähe des Todes fühlte, empfing sie das heilige Abendmahl, wobei sie ausrief: „Jesus ist mein ganzes Leben; Jesu du in mir und ich in dir, das will ich dir danken für und für. Jesu ist mein Alles, mit Jesu kämpfe ich, mit Jesu siege ich und überwinde ich, mit Jesu triumphire ich. Jesus über mir, Jesus neben mir, Jesus in mir. Mit Jesu wollen wir Thaten thun. Nicht ich, Jesus wird's thun."

Ihre irdische Brautschaft erschwerte ihr den Tod nicht; sie sehnte sich nach dem himmlischen Bräutigam, wie sie früher schon gesungen hatte:

Ich muß zu meinem Bräutigam,
Ich kann nicht länger bleiben;
Es ist Jesus, das Gotteslamm,
Von dem mich Nichts soll treiben.

Um die an ihrem Bette Weinenden zu trösten, wiederholte sie noch mit schwacher Stimme die Worte ihres eigenen Liedes:

Ach! wer schon im Himmel wäre,
Liebster Gott! bei dir, bei dir.
Höre doch, mein Schöpfer, höre,
Und laß mich nicht länger hier;
Ich muß ja sein, wo du bist,
Wo mein Schatz, mein Jesus ist,
Ich muß aus der Welt Getümmel,
Weil mein Tröster ist im Himmel.

Von ihren zahlreichen Liedern erschienen 215 auf Veranlassung ihrer Schwägerin, der regierenden Gräfin Amalie Juliane, unter dem Titel: „Stimme der Freundin, d. h. christliche Lieder, welche aus brünstiger und bis an's Ende beharrender Jesusliebe verfertigt u. s. w. Rudolstadt, 1687.“ Den Inhalt deuten schon die Anfangsworte der bekanntesten Lieder an:

„Gott kennet mich, daß freuet sich.“

„Jesu Blut komme über mich.“

„Schaff in mir, Gott, ein reines Herz,
Mein Herz ist ganz verderbet.“

„Sorge, Vater! sorge du,
Sorge für mein Sorgen.“

„So will ich, Jesu, dich nicht lassen.“

„Jesus, Jesus, Nichts, als Jesus.“

„Ich bin vergnügt und halte stille,
Wenn mich gleich manche Trübsal drückt,
Und denke, daß es Gottes Wille,
Der mir das Kreuze zugeschickt,
Und hat er mir es zugefügt,
So bin ich doch in ihm vergnügt.“*)

Aemilie Juliane, Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, geboren 1637; ihre Eltern waren der Graf Albert Friedrich von Barby und Sophia Ursula, geborene Gräfin von Oldenburg; diese flüchteten wegen der Kriegsunruhen nach Rudolstadt, wo die genannte Tochter geboren wurde. Da beide Eltern im Jahre 1641 starben, wurde die Verwaiste mit der genannten Gräfin Ludämilia erzogen. Sie verheirathete sich 1685 mit ihrem Pflegebruder, dem Grafen Albert Anton, mit dem sie 42 Jahre in glücklicher Ehe lebte, so daß ihr Gemahl von ihr rühmte, sie habe ihm nie auch nur einen Schein von Mißvergnügen, dagegen tausenderlei köstliche Freuden bereitet. Sie war eine ächt christliche Landesmutter, voll Freundlichkeit und milder Herablassung auch zu den Niedrigsten; bei ihr konnte jeder Bedrückte und Verfolgte, jeder Arme und Kranke sichere Zuflucht und Hülfe finden. Ihr Wahlspruch lautete: „Allein bei Jesu die ewige Freude.“ Täglich las sie in der heiligen Schrift und hielt ihre bestimmten Gebetsstunden. Als sie einstens während der Passionszeit erkrankt war,

---

*) Vgl. Joh. Fr. Treiber, Geschlechts- und Landesbeschreibung des durchlauchtigsten Hauses Schwarzburg, S. 60. Lud. Elis., Gräfin von Schwarzb.-Rud., von Thilo, 1851. Der Gräfin Lud. Elis. geistliche Lieder in einer Auswahl, mit einer kurzen Lebensbeschreibung, von Sarnighausen, S. 56. Koch IV, 50.

ließ sie sich in ihrem Bette in den Kirchenstuhl bringen und so die ganze Charwoche hindurch, um an dem in dieser Woche jeden Tag zu einer bestimmten Stunde gehaltenen Gottesdienst theilnehmen zu können. Nach zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre fing ihre Gesundheit an zu wanken, so daß sie sich ernstlich mit Todesbetrachtungen beschäftigte; daher das bekannte Lied:

Herr, lehr' mich stets mein End' bedenken,
Und, wenn ich einmal sterben muß,
In Jesu Tod die Seele senken,
Und ja nicht sparen meine Buß'.
Mein Gott! ich bitt' durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut.

Mit dem Refrain, wie dieser Vers, schließen alle übrigen.

Ihr Gottvertrauen und ihre Gottergebenheit sprach sie aus in dem Liede:

Ich lasse Gott in Allem walten,
Er mach' es nur, wie's ihm gefällt,
Ich will ihm gerne stille halten,
So lang ich leb' in dieser Welt;
Wie er, mein lieber Gott, es fügt,
So bin ich auch sehr wohl vergnügt.

Ebenso in dem andern:

Gott weiß es Alles wohl zu machen,
Als der nichts Böses je gethan;
Wer nur sein Weinen und sein Lachen
Nach Gottes Willen fügen kann,
Der hält im Glück und Unglück still
Und will, was Gottes Wille will.

Während der letzten Jahre ihres Lebens bestimmte sie besondere Stunden, um sich in der rechten christlichen Weise auf ihr Ende vorzubereiten; sie erreichte jedoch ein Alter von nahezu 69 Jahren. Niemals aber erkaltete die Sehnsucht in ihr, abzuscheiden, um bei Christo zu sein. Darum so manche Lieder von ihr, welche diese Sehnsucht ausdrücken, z. B.:

Ach! wenn werd' ich dahin kommen,
Daß ich dich, mein Jesu, seh?

oder:

Wird mein Bräut'gam nicht bald kommen,
Daß er abholt seine Braut?

oder:

Ach, wie sehnlich wart' ich drauf,
Herr Jesu! meinen Geist nimm auf;
Er will zu dir, mein Tausendschatz,
Ach, mach ihm doch bald Raum und Platz!
Verzieh nicht länger, o Herr Christ,
Ich muß dich sehen, wie du bist,
Von Angesicht zu Angesicht,
Und preisen dich im ewigen Licht.

Am 3. Dezember 1706 wurde ihre Sehnsucht erfüllt. Man schreibt ihr 587 Lieder zu, welche alle die innige Jesusliebe ihrer Pflegeschwester athmen.

Sie sagt in einem Abendmahlsliede:

Ach, wenn ich mich doch könnt' in Jesu Liebe senken.

In Vers 3:

Ich bin ganz durch und durch von Jesu angefüllet,
Kein' Ader ist in mir, die nicht von Jesu quillet,
Das Herz, das triefet noch von's Liebsten Jesu Blut,
Und brennet lichterloh in Jesu Liebesgluth.

Ein Theil ihrer Lieder erschien neben andern in den von ihr wahrscheinlich besonders zu ihrem eigenen Gebrauche abgefaßten erbaulichen Schriften:

„Spezereien zu süßem Geruch für den Herrn."

„Kühlwasser in großer Hitze des Kreuzes. Rudolstadt 1685."

„Tägliches Morgen-, Mittag- und Abendopfer. Rudolstadt 1685, mit 355 Liedern. 2. Aufl. 1699."

Von ihren Liedern seien nur folgende erwähnt:

„Bis hierher hat mich Gott gebracht."
(Danklied für Gottes Hülfe.)

„Gott sei Lob! der Tag ist kommen."
(Morgenlied am Abendmahlstag.)

„Ich bin in Allem wohl zufrieden."
(Gelassenheit in Krankheit.)

„Jesu Güte hat ein Ende."

„O heil'ge Dreieinigkeit, erhalt uns unsre Obrigkeit."

Sophia Elisabetha, Herzogin von Sachsen-Zeitz, eine geborene Prinzessin von Holstein-Sonderburg, geboren 1653 zu Homburg v. d. Höhe, von wo aus sie die Spenerschen Erbauungsstunden in Frankfurt besuchte. In ihrem 23. Jahre vermählte sie sich mit dem Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz. Nach fünf Jahren wurde sie Witwe und zog nach Schleusingen, wo sie 1684 in einem Alter von 31 Jahren starb. Sie war auf ihr frühes Ende gefaßt und wählte sich daher den Leichentext Hiob 19, 25, über welchen sie in ihrem 30. Lebensjahre das Lied verfaßt hatte:

So komm, geliebte Todesstunde.*)

---

*) Koch a. a. O. IV, 221.

Johanna Ursula von Geusau, geborene Rhediger, lernte schon in früher Kindheit Mangel und Noth kennen, denn nach dem Tode ihres Vaters mußte ihr Stammgut versteigert werden. Sie wurde in ernster Gottesfurcht erzogen. Als sie zwölf Jahre alt war, wurde ihre Mutter in Folge des Schmerzes über einen an ihr begangenen Diebstahl von 12,000 Thalern vom Schlage gerührt, so daß man sie fünf Jahre lang heben und tragen mußte. Auch von hartherzigen Verwandten wurde ihr viel Bitteres bereitet. Johanna verfaßte zur Beruhigung ihrer Seele das Lied:

Stille, mein Herze, nur Stille und Ruh!
Was hilft dein Grämen?
Lern dich bezähmen,
Beuge dich willig, das Kreuz aufzunehmen;
Schmerzhafte Wunden, die schmerzen nur mehr,
Wenn man sich regt und beweget zu sehr.
Drum sei zufrieden, unruhiges Herz,
Such dich zu stillen
Blos in dem Willen,
Welchen dein Vater an dir will erfüllen.
Führt er durch Wellen, durch Feuer und Pein,
Geht es doch endlich zum Himmel hinein.

1684 kam sie als Kammerfrau in den Dienst der Herzogin von Würtemberg=Bernstatt; sie verließ diesen Hof wieder, weil sie daselbst zu sehr in die Unruhen der Welt verwickelt wurde. 1688 vermählte sie sich mit dem Grafen Günther von Geusau, mit dem sie 13 Jahre in glücklicher Ehe lebte. 1701 wurde sie mit drei unerwachsenen Söhnen und einer Tochter zur Witwe. 1718 trat sie als Hofmeisterin in den Dienst des Grafen von Solms=Wildenfels;

sie starb 1718 mit christlicher Ergebung und seliger Hoffnung. Sie ist die Verfasserin des Liedes:

„Ich bin fröhlich von der Reise,“

in welchem der Vers vorkommt:

O, wie will ich fröhlich singen,
Hallelujah! Amen! Amen!
Mit dem auserwählten Samen,
Denn ich seh' sie schon von ferne
Funkeln, wie die hellen Sterne;
Ja, Herre, laß es mir gelingen,
Daß ich kann im Himmel singen.

Magdalena Sibylla, Herzogin vom Würtemberg, geboren 1652; sie war eine Tochter des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt und der Maria Elisabetha, Herzogin von Schleswig-Holstein. Fromm erzogen, erwählte sie sich frühe den Wahlspruch: „Mein Schatz ist die Ehre, mein Leitstern die Tugend.“

Nach dem Tode ihrer Mutter wurde sie bei ihrer Tante, der Königin Hedwig Eleonore von Schweden, erzogen; 1674 heirathete sie den Erbprinzen Wilhelm Ludwig von Würtemberg. Als dieser in demselben Jahre zur Regierung kam, ließen sich beide das Wohl ihres Volkes angelegen sein, weshalb ihnen dieses mit großer Liebe ergeben war. Schon nach wenigen Jahren, 1677, starb der Herzog; Magdalena Sibylla aber bewahrte in allem Kreuz ein unerschütterliches, getrostes Heldenherz und ertrug alle Widerwärtigkeiten geduldig, wie sie selber in einem zu ihrem Troste abgefaßten Liede aussprach:

Geduldig sein und still ertragen,
Was ihm wird immer aufgelegt,

An seinem Schöpfer nicht verzagen,
Wenn er mit herber Ruthe schlägt,
Das ist's, woran man Glauben spüret,
Der uns zur sanften Ruhe führet.

Sie erhielt die Mitvormundschaft über den jungen Herzog und sorgte mit männlichem Muthe in jener bösen betrübten Zeit für das Wohl des Landes. Als die Franzosen 1688 in's Land einfielen, blieb sie in Stuttgart zurück, während die Administratoren und viele höhere Beamte die bedrohte Hauptstadt verließen. Der französische General, Marquis von Feuquières, trat unangemeldet in ihr Zimmer, um durch harte Drohungen eine schwere Contribution zu erzwingen; die Herzogin ging in solcher würdigen Haltung dem General entgegen, daß dieser mildere Maßregeln ergriff. Ein anderes Mal hatten sich die Bürger der Residenz den einziehenden Franzosen widersetzt und mehrere Soldaten und Offiziere getödtet. Darum sollte die Stadt geplündert und niedergebrannt werden. Die Herzogin bewirkte es durch ihre Klugheit, daß sich der General mit einer leidlichen Brandschatzung begnügte.

Besonders zeigte sie sich als eine liebende Mutter der Armen. „Wenn ich," sagte sie, „nicht allen Nothleidenden zu helfen vermag, so will ich doch darauf sehen, daß Niemand seufzend von mir gehe. O, nur keine Seufzer der Bedrängten auf sich laden!"

Auch der geistlichen Noth des Volkes wollte sie aufhelfen, darum verfaßte sie mehrere Andachtsbücher; z. B. die „Krankenapotheke," 2 Theile; „Die betrübte Zeit und freudenvolle Ewigkeit."

In Beziehung auf den Kirchenbesuch und die häuslichen Andachtsübungen bot die Herzogin ein nachahmungs-

würdiges Vorbild dar. Nimmer verabsäumte sie den Gottesdienst, wenn sie nicht absolut genöthigt war, wegzubleiben. Zu Hause pflegte sie das gehörte Wort sorgfältig aufzuzeichnen, so daß sie von diesen Aufzeichnungen mehrere Bände hinterließ. Täglich hielt sie mit ihrem Hofpersonal Betstunde und sprach nicht selten in eigener Person knieend das Gebet vor; auch die Dienerschaft durfte dabei nicht fehlen.

Wie mag sich aber die fromme Fürstin betrübt haben, da sie die Verirrungen ihres Sohnes, Eberhard Ludwig, gewahrte und dieselben nicht zu hindern vermochte! Derselbe kam in seinem 16. Jahre zur Regierung und wurde alsbald in das Kriegsgetümmel hineingezogen, so daß er die heilsamen Lehren seiner Mutter im Gewühl des Soldatenlebens außer Acht ließ. Er ahmte alsbald dem französischen Hofe auch in dessen Ausschweifungen nach, wie seine Verbindung mit der berüchtigten von Grävenitz, einer Adelstochter aus Mecklenburg, beweist. Doch hörte die Mutter nicht auf, für den verlorenen Sohn zu beten und über denselben zu weinen. Es erfolgte auch eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen der Schwiegertochter und ihrem Gemahl. Die Grävenitz mußte weichen, kehrte aber als Gemahlin des Grafen von Würben wieder zurück und kostete dem Lande ungeheuere Summen.

Die fromme Frau sehnte sich unter solchen Umständen fort und fort nach der ewigen Ruhe, um so mehr, da sie sich schon frühe mit dem Todesgedanken ernstlich beschäftigt hatte. Sie hatte sich sogar schon in jungen Jahren einen Sarg mit allerlei gottseligen Inschriften verfertigen lassen, wie sie selbst sagte, „als ein Denkmal leiblicher Vergänglichkeit zur Verleugnung aller irdischen Hoheit.“ Sie traf noch vor ihrem Ende bestimmte Anordnungen wegen ihrer

Beerdigung und dichtete eine Trauerarie, welche bei ihrem Begräbniß gesungen werden sollte. Dieselbe beginnt:

Hallelujah, mit Freuden geb' ich dir, bitteres Thränenthal,
Du Unglückshaus, du Martersaal,
Die letzte gute Nacht,
Gottlob! es ist vollbracht!

Sie starb am 11. August 1712.

Außer den früher genannten Andachtsbüchern sind noch folgende Schriften von ihr zu erwähnen:

1) „Kreuzpreß, d. h. das mit Jesu gekreuzigte Herz — mit neuen Liedern vermenget." Stuttg. 1691.

2) „Gott geweihtes Andachtsopfer, darin eine gottgelassene Seele ihrem Jesu täglich Morgens, Mittags und Abends in heißer Andachtsgluth mit Gebet und Liedern demüthigst aufopfert" u. s. w. 1690.

Folgende Lieder sind am meisten von ihr bekannt geworden:

„Ach, treuer Gott! barmherziges Herz,
Sieh hier zu deinen Füßen."
(Kreuz= und Trostlied.)

„Fahr' hin, o Eitelkeit, mein Hoffen, mein' Betrübniß."
(Weltverschmähung.)

„Hier liegt mein Heiland in dem Garten."
(Passionslied.)

„Nun, so komme, mein Verlangen."
(Ueberdruß der Welt.)

„Was ist wohl höher hoch zu schätzen."
(Gottgelassenheit.)*)

---

*) Koch, Kirchenlied V, 24—36. Glöckler, Schwäbische Frauen 68—104.

Die Schwester der Vorigen, Auguste Magdalena (geb. 1657, gest. 1674), brachte die Psalmen in deutsche Verse. Sie hinterließ einen ganzen Band deutscher Gedichte unter dem Titel: „Die Thür zur deutschen Poesie.“ Als Probe ihrer Dichtung theilen wir folgendes Epigramm mit:

Was der rechte Adel sei?
Du rühmst dich edel geboren,
Und bist doch dein eigener Knecht.
Hast du dir den Adel erkoren,
Schau, daß du ihn habest mit Recht;
Der Knechtschaft entzieh dich fein recht,
Die du dir hast sonsten erkoren;
Sei nicht der Affekten ihr Knecht,
So bist du recht edel geboren.*)

Magdalena Sibylla Rieger, Tochter des würtembergischen Prälaten Weissensee, geb. 1704, war die Pathin der eben erwähnten Herzogin gleichen Namens. Frühe schon wurde sie von außerordentlichen Nerven- und Kopfleiden geplagt; sie erhielt einen weiter gehenden Unterricht, als es sonst bei Mädchen jener Zeit gewöhnlich war, da ihr Vater zwei hoffnungsvolle Söhne verloren hatte und erklärte, er wolle die Tochter als Sohn erziehen lassen; daher wurde sie nicht blos mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt gemacht, sondern auch mit der Natur- und Weltgeschichte, besonders wurde sie in der Musik sehr gründlich unterwiesen. In ihrem 16. Jahre heirathete sie den frommen Stadt- und Landvogt Emanuel Rieger in Blaubeuern; 1730 fing sie an, „zu Gottes Lob und

*) Klemm VI, 281.

Preis" Nebenstunden anzuordnen. In diese Zeit fallen die „andächtigen Sonntagübungen," fromme Lieder, welche sie mit Klavierbegleitung vortrug. 1731 wurde ihr Gatte nach Stuttgart versetzt, wohin ihr Vater schon früher als Consistorialrath berufen worden war. Hier wurden ihr manche Heimsuchungen beschieden, welche sie mit Geduld und Ergebung ertrug. Die Nerven- und Kopfleiden, von denen sie schon früher geplagt worden war, nahmen immer zu; besonders quälte sie 1737 ein lange andauernder Magenkrampf. Hierbei verfaßte sie ein Gebetslied, in welchem es heißt:

Fahr fort mit deiner Zucht, beug selbsten meinen Rücken,
Damit ich mich recht lern' in deine Wege schicken,
Und mach mein Herz vor dir geduldig, willig, still,
Bis du den Zweck erreichst, der mein Heil schafft und will.
Heißt aber mich dein Rath aus dieser Hütte fliehen,
Dein Will' ist auch mein Will'; ich werd' ihn gern vollziehen;
Hier bin ich, deine Magd, mach's nur durch Jesu Blut —
Dies Einzige ding ich aus — mit meinem Ende gut!

Trotz aller angewandten Mittel wurden ihre Leiden immer größer; da lernte sie die Gedichte des Fürstlich Weißenfels'schen Arztes Dr. Triller kennen. Diese flößten ihr solches Vertrauen ein, daß sie demselben in einem poetischen Schreiben ihre Noth klagte. Sie äußert in demselben über ihre Person:

Sie sucht und findet zwar die wahre Panacee
In ihres Heilands Blut, in seinen tiefen Wunden,
In dieser Uebergab: Herr! nur dein Will' gescheh,
So oft sie Trost bedarf, auch in den schwersten Stunden;

Die stärkt sie mit Geduld, ihr schwacher Glaube siegt,
Wenngleich Vernunft und Muth bisweilen unterliegt.

Die von Triller vorgeschlagenen Mittel wirkten besser als die früher gebrauchten. Zugleich bat sich dieser poetische Arzt die Gedichte seiner Patientin aus. Erst nach wiederholten dringenden Bitten gab diese nach, da sie in ihrer Bescheidenheit keine Veröffentlichung ihrer poetischen Ergießungen wollte. Triller übergab dieselben 1743 dem Drucke und sie fanden solchen Beifall, daß die Verfasserin alsbald von der Universität Göttingen zur kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Die deutsche Gesellschaft zu Göttingen erwählte sie zu ihrem Mitglied und viele angesehene Männer ihrer Zeit gaben ihr brieflich ihren Beifall zu erkennen. Das Lob ihrer Gedichte wurde auch poetisch ausgesprochen, z. B.:

Was gründlich, lehrreich, nett, vernünftig, reizend, schön,
Kann man in dieser Schrift in einem Bande seh'n;
Hier gehen Sylb' und Reim und Ausdruck und Gedanken
Voll Feuer, Witz und Geist in reinen Tugendschranken.*)

Auch bei ihren weiteren Dichtungen verlor die fromme Frau ihre Demuth nicht, wie folgender Vers beweist:

Nicht mir, nein! sondern Gott, der mich dazu begehret,
Sei Ehr' und Furcht allein; Er laß dies schlechte Lallen
Nur ihm geheiligt sein, und ihm zum Dienst gefallen.

1758 verlor sie ihren Gatten, der von gleicher Denkungsart wie sie war. Sie ertrug diesen schweren Verlust mit frommer Ergebung und stärkte ferner ihren Glauben durch Beten, Bibellesen, Dichten und durch den Verkehr mit

*) Finauer, das gelehrte Frauenzimmer S. 167.

frommen Gottesmännern ihres Vaterlandes. Sie starb in hohem Alter 1786. Ihre in biblischem Tone abgefaßten Lieder finden sich in zwei Sammlungen: 1) Frau Magd. Sib. Riegerin Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte, in Druck übergeben von Daniel Wilhelm Triller. Frankfurt 1744. 2) Magd. Sib. Riegerin: Geistlicher, moralischer, auch zufälliger vermischter Gedichte. Neue Sammlung. Stuttg. 1746.

Die bekanntesten ihrer Lieder sind:

„Auf, auf, betrübte Sinnen."

„Meine Seele in die Höhle."

„Nein, ich warte keines Andern."

„Selig soll die Losung bleiben."*)

Henriette Katharina, Freifrau von Gersdorf, geborene von Friesen, geboren zu Sulzbach 1648, verheirathete sich mit Nicolaus von Gersdorf, welchem sie 13 Kinder gebar; gestorben 1726. Sie war eine vertraute Freundin von Ph. J. Spener, A. H. Francke, v. Canstein u. A. und trug wesentlich zur Erbauung des Haller Waisenhauses und des Magdalenenstiftes zu Altenburg, welches die Erziehung adeliger Fräulein in der reinen protestantischen Lehre zum Zwecke hatte, bei; sie besaß ausgezeichnete Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, verkehrte mit vielen Gelehrten und dichtete geistliche Lieder, die in viele Gesangbücher übergegangen sind. Ihre Tochter, Charlotte Justina (geb. 1675), war der griechischen, lateinischen und französischen Sprache mächtig und in der Theo-

---

*) Vgl. Frau M. S. Riegerin eigener Lebenslauf, von ihr selbst poetisch entworfen. In der Sammlung ihrer Gedichte, Schwäbische Frauen von Glöckler. Koch, Kirchenlied V, 20.

logie und Poesie bewandert; sie wurde die Gemahlin des Grafen Georg Ludwig von Zinzendorf und somit die Mutter des bekannten Nicolaus von Zinzendorf, des Stifters der Brüdergemeinde.

Die geistlichen Lieder*) der Genannten gehören zu den besten ihrer Zeit. Ein Jahr vor ihrem Tode, also in ihrem 76. Jahre, drückte sie ihre Neujahrsgedanken poetisch aus in einer Weise, daß von der Schwachheit des Alters keine Spur zu bemerken ist. Sie betete:

Herr! stärk' in mir die Zuversicht, durch Kreuz auf deine Huld zu schauen,
Und nur in Allem, was mich trifft, das Beste dir stets zuzutrauen,
In stiller Hoffnung stark zu sein; so geht in dickster Finsterniß
Dein Gnadenlicht mir immer auf; deß bin ich sicher und gewiß
Und sorge nur für dies allein, wie in der ganz gelass'nen Stille,
In Buße, Glaube und Geduld, ich meines Lebens Rest erfülle.
Laß nimmer ab, den müden Geist durch deinen Beistand zu erquicken,
Daß nur von innen meine Ruh, bei aller Unruh, die ich noch
Nach deinem Willen dulden muß, weil dieses morschen Lebens Joch
Mir noch auf meinem Nacken liegt,
Zu keiner Zeit gestört muß werden,

---

*) Geistreiche Lieder und poetische Betrachtungen der seligen Frau H. K. v. Gersdorf. Halle 1729.

Bis nach erfülltem Leidensmaß du selbst auf jener neuen
Erden
Zu deiner Ruh mich bringen wirst, wo uns den seligen
Genuß
Des Himmelsfriedens Nichts mehr stört, kein Feind, noch
Unruh, noch Verdruß.

Ihre geistlichen Lieder sind kurz vor ihrem Tode gesammelt worden unter dem Titel: „Geistliche Singstunde." In der Vorrede heißt es: „Sie sind von einer vornehmen Standesperson geschrieben, welche Gott in ihrem ganzen Lebenslauf auf gar vielerlei Weise geläutert und unter vielfältigen innerlichen und äußerlichen Demüthigungen auserwählt gemacht hat. — — — Es werden fromme Seelen, die in vielerlei Anfechtung fallen, hieraus manche Erquickung und Stärke für ihren inwendigen Menschen bekommen, wenn sie erkennen werden, wie Gott seine Kinder niemals ungetröstet und unerquicket lasse" u. s. w.

Die fromme Frau war selbst unerschütterlich fest im Vertrauen auf Gott, darum sang sie:

Befiehl dem Herren deine Wege
Und mache dich von Sorgen los,
Vertraue seiner Vaterpflege;
Vor ihm ist Nichts zu schwer und groß,
Das er zu seines Namens Ehre
Nicht herrlich auszuführen weiß.

Um den Schutz der Kirche betete sie mit folgenden Worten:

Treuer Hirte deiner Heerde,
Deiner Glieder starker Schutz,
Sieh doch, wie die Asch' und Erde,
Großer Gott, mit Grimm und Trutz

Tobt und wüthet wider dich
Und vermißt sich freventlich,
Deine Kirche zu zerstören,
Und dein Erbtheil zu verheeren.

Nach ihrem Tode wurde eine vollständige Sammlung aller ihrer Poesien veranstaltet unter dem Titel: „Poetische Betrachtungen“ 1729. Wir erwähnen nur:

„Ein Jahr der Sterblichkeit.“ (Neujahrslied.)
„Gott, der an allen Enden.“ (Von der göttlichen Vorsehung.)
„Ich bin in meinem Gott zufrieden.“ (Geduld und Gelassenheit.)

Johanna Madalena von Gersdorf, die Pflegetochter der Vorhergehenden, geboren 1706 zu Großhennersdorf, wo ihr Vater, Gottlob Ehrenreich von Gersdorf, seinen Wohnsitz hatte. 11 Jahre alt, verlor sie ihre Mutter und wurde von ihrer genannten Pflegemutter in aller Gottseligkeit erzogen; sie lernte die lateinische, griechische und französische Sprache; 1740 kam sie an den frommen Königshof nach Kopenhagen; zwei Jahre später vermählte sie sich mit dem Freiherrn Rudolf von Geusau, welcher bei dem frommen Herzog Christian Ernst von Saalfeld Hofmarschall war, wo sie in ihrem frommen Sinne gestärkt wurde.

Auf den Tod einer gleichgesinnten Freundin verfaßte sie ein Trauergedicht, in welchem sie ihre Sehnsucht nach der eigenen Seligkeit aussprach; es lautet:

Dein Geist ist nun gelangt zur frohen Geisterschaar,
Die ihren Heiland sehn; mein Herz geht mit hinein,
Wo nach vollbrachtem Lauf auch ich will fröhlich sein;

Wir schmücken uns darauf und gehen fröhlich aus,
Sobald der Bräut'gam ruft, in's frohe Hochzeitshaus.
Du singst nun schon voraus das Lied im höhern Chor,
Wir heben Herz und Haupt dazu im Geist empor.

Ihre Sterbensfreudigkeit sprach sie aus in dem bekannten Liede:

„So ruh' ich denn getrost, mein Heil, in deinen Wunden."

Der Schlußvers lautet:

So bleibt es denn dabei: ich ruh' in deinen Wunden,
Die sind mein festes Schloß, da kann ich sicher sein,
Im Tode werd' ich einst darinnen auch erfunden
Und dadurch geh' ich einst ins rechte Salem ein,
Da werd' ich ungestört in Friedenshäusern wohnen,
Geschmückt nach Kampf und Sieg mit einer Siegeskronen.

Benigna Maria, Gräfin von Reuß-Ebersdorf (geb. 1695), genoß eine fromme christliche Erziehung, erwarb sich aber auch ausgezeichnete Kenntnisse in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache; sie blieb ihr Leben lang unvermählt und zog sich nach ihrer Eltern Tode von dem Hof ihres Bruders, Heinrich XXIX. von Lobenstein, in das Dorf Pottige zurück. Hier lernte sie den bekannten Johann Jakob Moser kennen, der sich wegen ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit zu ihr hingezogen fühlte und sie zum Taufpathen für seinen jüngsten Sohn erwählte. Auch später noch stand sie in einem erbaulichen Briefwechsel mit demselben. Drei Stücke rühmt vorzugsweise dieser fromme Staatsmann an ihr: 1) eine gründliche Herzensdemuth, 2) eine in Gott mit aller Macht eindringende Gabe des Gebets und 3) eine sanftmüthige Liebe. Kinder Gottes

aus dem Bauernstand wie von edlem Geschlecht waren ihr gleich lieb; sie war tolerant gegen Andersdenkende, so fest sie auch bei ihren als wahr erkannten Ansichten stehen blieb. Mit dem Auftreten und Wirken ihres Schwagers Nicolaus von Zinzendorf war sie wenig zufrieden, weil derselbe eine große Zerrüttung in der evangelischen Kirche anrichte; doch zeigte sie sich gegen denselben, sowie gegen dessen Anhänger fortwährend sanftmüthig und wohlwollend.

Ihre Hauptbitte war:

Ich eil', mein Heil, mich von mir selbst zu retten,
Ach! sieh mich hier in meinem Sündenjammer an,
Zerbrich, zerstich die starken Sündenketten,
So ring und dring ich durch zur Freiheitsbahn.
O, daß ich sonst Nichts wüßte,
Und nichts mehr kennen müßte,
Als nur dich, Jesum Christ.
Weg Fleisch, weg Welt, weg, weg ihr Sündenlüste,
Mein Herz sei nur, wo du, o Jesu, bist.

Ihre körperlichen Leiden nahmen mit dem Alter zu. Sie schrieb 1750 an Moser: „Ich bin sehr verlassen, von Gott aber keineswegs. Meine Umstände werden von Jedem jämmerlicher befunden, als man es sich vorstellen kann, ich bin ganz ungestalt und zugleich ein Wunder, daß ich noch lebe. Aber wie lange? wie lange? bis ich dahin komme, wo der Zweck unseres Lebens, Leidens und Glaubens erreicht ist. Doch ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein ganz eigener Gott ist, daß er mir überschwänglich hält und halten wird, was sein Wort den mit ihm Leidenden verspricht, und er schenkt mir auch Zufriedenheit und sein offenes Herz, da ich zum Segen aus- und eingehen kann."

1751 war das Jahr ihrer Erlösung. Ihre Lieder athmen den Geist Zinzendorfs, wiewohl sie nicht zu dessen Anhängern gehörte. Von ihr sind u. A. folgende Lieder:

„Das ist mir lieb, daß ich mein' Stimm'." (Loblied.)
„Freue dich, das läßt Jesus sagen dir." (An einem Sterbebette.)
„Komm Segen aus der Höh." (Tägliches Gebet.)
„So ruht mein Muth in Christi Blut und Wunden."*)

Ihre Schwester, Erdmuthe Dorothea, Gemahlin Zinzendorfs, über welche wir später noch Näheres mittheilen werden, stand ihr als Dichterin würdig zur Seite. Man sieht aus ihren Liedern, wie Spangenberg sagt, daß unser Herr Jesus Christus und sein für uns vergossenes Blut der Grund war, darauf sie sich gründete. Ihr Sinnen und Streben drückt sie in dem Liede aus:

Das, was ich, treuer Gott! hier Sorge nenne,
Ist dies, damit ja nicht
Von mir Etwas geschicht,
Was mich hernach von deiner Liebe trenne.

Dies ist mein einziger Zweck und Wille,
Daß nur allein dein Aug,
Weil ich zu sehen nicht taug,
Mich leite und an mir dein Wort erfülle.

Wohlan! ich lege mich in deine Arme
Als wie ein liebes Kind,
Das sich gar bald recht wohl befindt,
Wenn's auf dem Schooß der Mutter kann erwarmen.

---

*) Koch IV, 460.

Andere Lieder von ihr sind:

Es bleibt dabei, daß nur e i n Heiland sei,
Ein Heiland, der in allen Fällen wichtig,
Und dessen Rath und That beständig ist und richtig,
Bei dem man find't die rechte wahre Treu.
Es bleibt dabei.

Was liebst du, großer Seelenmann?
(Am Geburtstage ihres Gatten.)

Anna Nitzschmann, die zweite Gattin von Zinzendorf, ist geboren 1715 zu Kunewalde in Mähren, wo ihr Vater, David Nitzschmann, als schlichter, ehrlicher Handwerker — er war ein Wagner — lebte. Um seines Glaubens willen wurde er in's Gefängniß gesetzt; doch erhielt seine Tochter die Erlaubniß, ihn bisweilen zu besuchen; sie jammerte nicht, sondern stärkte seine Glaubensfreudigkeit mit dem Verse:

Band und Striemen sind uns Kronen,
Unser Schmuck und Eigenthum,
Und die Kerker sind uns Thronen,
Schmach und Schande unser Ruhm.

1725 folgte sie mit ihrer Mutter dem nach Herrnhut vorausgeeilten Vater nach; sie erlangte bald durch ihre Geistesgaben und Herzensfrömmigkeit eine hervorragende Stellung in der Brüdergemeinde, indem sie Chorpflegerin der ledigen Schwestern wurde. Bald darauf schloß sie mit 17 anderen Jungfrauen den sogenannten „Jungfrauenbund," dessen Ziel war, ein wahrhaft christliches Jungfrauenleben zu verwirklichen. 1733 zog sie mit 13 Schwestern in das Jungfernhaus, wo vornehmlich das Gebet gepflegt

wurde. Zwei Jahre später kam sie in die Familie des Grafen selbst, wo sie mit der jungen, frommen Gräfin Benigna in inniger Verbindung lebte. Als im Jahre 1536 der Graf aus Sachsen verbannt wurde, zog sie mit demselben auf die Ronneburg in der Grafschaft Büdingen, unfern Frankfurt a. M., in die „Wohnung der Eulen und Fledermäuse," wie sie sagte. Sie nahm sich besonders der Kinder der in der Gegend umherschweifenden Zigeuner und anderer Vagabunden an, für welche sie das Lied dichtete:

Du blutverwandte Liebe,
Errege deine Triebe
In unseren Kindelein.

Zinzendorf selbst bekannte von ihr: Wenn man nicht wußte, was man thun sollte, so fand man bei ihr stets guten Rath. 1740 begab sie sich mit ihrem Vater nach Amerika, und begleitete den Grafen nebst seiner Tochter auf dessen Missionsreisen. 1743 kehrte sie mit demselben nach Europa zurück.

Als später die Gräfin Erdmuthe Dorothea starb und die Aeltesten den Grafen aufforderten, aus der Einsamkeit, in die er sich als Witwer zurückgezogen hatte, herauszutreten, wählte er Anna zu seiner zweiten Gemahlin. 1760 wurde Anna Witwe; sie lag zu dieser Zeit selbst auf dem Krankenbette und sagte: „Ich habe den seligsten Prospekt; ich werde bald zu ihm kommen." Einige Tage später, den 21. Mai, ging das Wort in Erfüllung. Sie hatte die Todesfurcht schon längst überwunden, wie ihr Lied bezeugt:

Sollt's aber auch geschehen,
Bald zu dir heim zu gehen,
So segne meinen Gang.

Ich gehe Wunden schauen,
Auf die ich mein Vertrauen
Gesetzet habe Lebens lang.

Von ihr sind die Lieder:

„In den ersten Gnadentagen
Wird man von dem Lamm getragen.“
(Von der Nachfolge Christi.)

„Theurer Freund, hier ist mein Herz.“
„Ach! mein verwund'tes Leben.“

Gehen wir nun zu den Frauen über, welche hauptsächlich oder allein weltlichen Stoff besungen haben, so müssen wir zuerst eines jungen Mädchens gedenken, das für sein Lebensalter Ausgezeichnetes geleistet hat. Es ist: Sibylla Schwarz, geboren 1621 zu Greifswalde. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung, lernte Latein und wurde mit den neueren Dichtern, besonders den holländischen, bekannt, wodurch sie schon in ihrem 16. Jahre zu poetischen Versuchen angeregt wurde. Obgleich sie sich dabei den spöttischen Aeußerungen ihrer Bekannten und anderer Leute ausgesetzt sah, blieb sie doch der Dichtkunst treu bis zu ihrem, im 17. Lebensjahre erfolgten Tode. In fast allen ihren Gedichten gibt sich ein heiteres, für Freundschaft empfängliches, Gott ergebenes Gemüth zu erkennen. Auch in größeren Dichtungen hat sie sich versucht, z. B. dichtete sie, dem Geiste der Zeit gemäß, ein Schäfergedicht „Faunus,“ in Prosa mit eingemischten Liedern. Ferner hat sie „Geschichte der Daphne“ in einer Reihe balladenähnlicher Gesänge geschrieben und die Erzählung von Susanna dramatisch bearbeitet. Am bedeutendsten sind ihre kleinen Gedichte, unter welchen ihre 16 Sonnetten besonders

hervorzuheben sind. Trotz ihres heiteren, fröhlichen Sinnes konnte sie den ernsten Geist ihrer Zeit nicht verleugnen. Beispielsweise theilen wir folgendes Lied mit:

Pfui, pfui! dich, du schnöde Welt,
Du trübe Jammerschule!
Du Störenfried, du Kummerfeld,
Du rechter Satansbuhle!
Fahr hin, fahr hin, ich lasse dich,
Gott, mein Erlöser, fordert mich.

Fahr hin mit deiner stolzen Pracht,
Mit deinem geilen Haufen;
Wie schwerlich wirst du Gottes Macht
Und seinem Zorn entlaufen?
Fahr immerhin, Gott ist bei mir,
Mein Bleiben ist nicht mehr bei dir.

Wer ist, der in dir Ruhe find',
Der Besserung verspüret?
Gottlob! mich als ein seligs Kind
Die Allmacht Gottes führet;
Da ich, entbürdet aller Last,
Soll' sein ein wahrer Himmelsgast.

Drum schwinge, schwinge dich empor,
Du mein geplagtes Herze,
Auf, auf, gib Keinem nicht das Ohr,
Das Zagen macht und Schmerze;
Wirf Alles frei aus deinem Sinn,
Was Welt und eitel ist, dahin.

Sieh da, des Jakobs Leiter steht
Schon himmelwärts erhoben;
Das Englische Geleite geht
Und bringt die Post von oben.
Auf, auf mit uns in schneller Flucht,
Der Zeiger abgelaufen ist.

Kein Noth und Tod erschrecke dich,
Kein Böses laß dir träumen,
Da Lotes Weib sah hinter sich,
Mußt sie die Stätte räumen.
Drum gehe frisch und freudig fort
Den engen Weg zur Himmelspfort'.

Den harten Todeskampf tritt an,
Du, meine liebe Seele!
Geh' an die werthe Himmelsbahn,
Laß deines Körpers Höhle;
Der wird gern zu seiner Zeit
Dir nachzufolgen sein bereit.

Denen, welche sich über ihr poetisches Treiben spöttische Bemerkungen erlaubten, entgegnete Sibylla:

Gefällt dir nicht mein schlechtes Schreiben
Und meiner Feder edles Saft,
So laß nur bald das Lesen bleiben,
Eh denn es dir mehr Unruh schafft;
Das, was vom Anfang ich geschrieben,
Wird kein verfälschter Freund belieben.

Weißt du mir gleich viel fürzuschwätzen,
Von meiner Leyer abzustehn,

So soll mich doch allzeit ergötzen,
Das arbeitsvolle Müßiggehn,
Laß aber du dein Leumden bleiben,
Damit du mich meinst aufzureiben.

Sie weiß, daß der Neid selbst den Phöbus angegriffen, daß aber Tugend doch bestehe; darum sang sie weiter über den Neid:

Ein grimmes Thier hat dich erzeuget,
Die Höllgöttinnen haben dich
An ihrer harten Brust gesäuget,
Und Momus nennt dein Vater sich.
Dein Vaterland ist in der Wüsten,
Da Basilisk' und Eulen nisten.

Sollt' ich um deinetwillen hassen
Den allzeit grünen Helikon,
Und mich zu dir herunter lassen,
So hätt' ich wahrlich schlechten Lohn.
Nein, ich bleib' auf Parnassus Spitzen,
Du magst in Plutons Reiche sitzen.

Was würde wohl mein Phöbus sagen,
Wenn ich das grüne Lorbeerlaub
Mir würde selbst vom Haupte schlagen
Und werfen in den Erdenstaub;
Euterpen würd' es ja verdrießen,
Wenn ihre Magd wär' ausgerissen.*)

---

*) Klemm VI, 277. Sibyllen Schwarzin vohn Greiffswald in Pommern deutsche poetische Gedichte, herausgegeben von M. Samuel Gerlach. Danzig 1650. Lehms deutsche galante Poetinnen. Kurz, Gesch. der Literatur II, 251.

Man sieht also, daß Sibylla viele Anfechtung wegen ihrer Dichtungen gehabt haben muß. Man war den dichtenden Frauenzimmern nicht günstig gestimmt. Das erfuhr auch Susanna Elisabeth Zeidlerin, in Fienstadt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Sie veröffentlichte: „Jungfräulicher Zeitvertreib, das ist allerlei deutsche Gedichte, bei häuslicher Arbeit und stiller Einsamkeit verfertigt und zusammengetragen. 1684.“ In der Vorrede lesen wir: Ich zweifle nicht, es werden sich Viele finden, so dieses geringe Werklein nicht wenig durch die Hechel ziehen und für ein unnöthiges Ding und vorwitzige Vermessenheit ausrufen werden, dieweil den Frauenzimmern übel anstehe, wenn sie sich dergleichen Sachen, die über ihren Verstand und dazu ihrer Profession nicht wären, unterstehen wollen, davor sie lieber bei ihrem Spinnrad und Klöppelkissen sitzen bleiben und anderer Hausarbeiten warten sollten. Darauf antworte ich kürzlich, daß mich zur Verfertigung dieser deutschen Gedichte veranlasset hat zweierlei: erstlich, damit ich bei meinen häuslichen Geschäften und äußerlicher Handarbeit auch zugleich meinen Gedanken keinen Müßiggang gestattete, noch Anlaß gebe, etwas Unnützes oder Sündliches zu gedenken, habe ich gegenwärtige, sowohl geistliche als weltliche Gedichte, in welchen ich doch verhoffe nicht aus den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit geschritten, zugleich ersonnen; denn wie der Christ bei allen Verrichtungen gute Gedanken haben, beten, singen und Gott loben, auch danken soll; also kann auch ein Gedicht, darinnen nichts Aergerliches enthalten, dem Höchsten nicht mißfallen. Zum Andern, dieweil ich bei meinem einsamen Dorfleben, von aller anmuthigen Gesellschaft anderes Frauenzimmers entfernt, sonst keine Ergötzlichkeiten haben können, als habe ich solche in seinen

Historienbüchern, lusterweckenden Gesängen und dergleichen gesuchet. Dieweil ich von Kindheit auf eine Liebhaberin der deutschen Verse gewesen und mich in Lesung derselben sonderlich delectirt, wiewohl ich mich vor keine Poetin ausgebe und meine Verse gar gerne von gelehrten Leuten corrigiren lasse, maßen ich auch niemals von Jemand hierinnen unterrichtet worden, sondern nach dem alten Sprüchwort: „Lust und Liebe zu einem Dinge machen alle Mühe und Arbeit geringe," solches von mir selber ein wenig begriffen. Daß es aber in Druck gegangen, solches ist fast wider meinen Willen geschehen aus der Ursache, weil sich etliche gefunden, welche die von mir gefertigten Gedichte nicht vor meine, sondern fremde Arbeit gehalten, deßwegen ich auch endlich überdrüssig geworden, als ein unnützes Ding wenig geachtet und hingeworfen, so daß auch viel davon verloren worden, nunmehr aber das Uebrige von meinem Bruder Pastore substituto allhier fleißig zusammengelesen, fleißig abgeschrieben und von ihm und anderen guten Gönnern zum Druck befördert worden. — — — Denn, warum sollte das Frauenzimmer nicht auch von Natur fähig sein, allerhand Künste und Sprachen zu lernen, sowohl als die Mannspersonen? wie solches mit vielen Exempeln könnte bewiesen werden" u. s. w.

Die Gedichte bestehen großentheils in Gelegenheitsgedichten, z. B. auf die 1681 erfolgte Erbhuldigung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Magdeburg, Hochzeits- und Trauergedichte, ein Gedicht auf die 1678 erfolgte poetische Krönung ihres Bruders, Adventsoden, Abschiedsverse u. dergl. Als Probe stehe hier ein Epigramm von den Lilien:

Obgleich die Lilien in weißem Silber stehen,
So pflegt der Wind doch bald die Blätter abzuwehen,

Und so bricht auch der Tod der Menschen Schönheit ab,
Allein die Tugend bleibt beständig bis ins Grab.

In späterer Zeit, da sie Hausfrau geworden war, scheint die Dichterin Nichts mehr veröffentlicht zu haben. Vielleicht hatte sie keine Zeit mehr zum Dichten, da die Prosa der Haushaltung sie in Anspruch nahm.*) Alle ihre Gedichte sind von inniger Frömmigkeit durchdrungen; vornehmlich leitete sie das Verlangen, Gottes Güte, Weisheit und Allmacht zu preisen, wie wir aus dem Liede sehen mit der Ueberschrift: „Gott lobende Frühlingsluft:“

Jauchzet Bäume, Vögel singet, jauchzet Blumen, Felder lacht,
Springt ihr Blümlein, Bächlein rauschet, spielet ihr gelinden Winde,
Walle, luftbewegtes Traid(?)! süße Flüsse, fließt geschwinde,
Opfert Lobgerüch' dem Schöpfer, der euch frisch und neu gemacht,
Jedes Blümlein sei ein' Schale, drauf Lobopfer ihm gebracht;
Jedes Gräslein eine Säule, da sein Namens Ehr' man finde,
An die neu belebten Aestlein Gottes Nam' und Ruhm man binde,
Daß, so weit sein' Güt' sich strecket, werde seiner Ehr' gedacht.

u. s. w.

Noch berühmter ist Gertrud Möller, geborene Eysler von Königsberg in Preußen, Ehefrau von Peter

*) Klemm VI, 283.

Möller, Professor der Chemie und Chirurgie; sie war Mitglied des Blumenordens unter dem Namen „Mornilla." Von ihr haben wir geistliche Lieder und Oden, welche Johann Sebastianus in Melodien gesetzt und zu Hamburg in Folio 1673 herausgegeben hat.*)

Daniel Buxholz, kaiserlicher gekrönter Dichter, singt von ihr:

Wer spielt so trefflich hier; wer ist es, der hier schreibt?
Läßt Opitz oder Dach sich etwa wieder hören?
Will durch ein neues Lied Titz seinen Ruhm vermehren?
O nein! ein Frauenbild die goldenen Saiten treibt;
So wird's Mestona**) sein, die unvergessen bleibt!
Und die von Sussenegg, die würdig höchster Ehren,
Vielleicht ist's Schurmännin mit ihren klugen Lehren?
Nein, die hier spielet, ist die edle Möllerin,
Der Zeiten Zier und Ruhm, die zehnte Kunstgöttin,
Die durch des Himmels Geist und ihren schönen Sinn
Sich nach den Sternen schwingt, und bringt gleich Adlern hin,
Die, liebes Preußen, dich schmückt, adelt und erhebet,
Und preißbar in der Welt auch mit der Dichtkunst lebet.

Sie lebte als Witwe bis Ende des Jahrhunderts von einem Gnadengehalt, den ihr Friedrich I. in Anerkennung ihrer Verdienste auszahlen ließ. Zuletzt mußte sie noch auf königliche Kosten beerdigt werden.***)

Eine merkwürdige Erscheinung unter den Dichterinnen der zweiten Hälfte des siebzehnten und des ersten Viertels

---

*) Weitere Gedichte, Königsberg 1696; Geistliche Oden, 1696; Kräuter- und Blumengarten aus dem Evangelio, 1704.

**) Eine gelehrte Engländerin.

***) Talvj, Deutschlands Schriftstellerinnen in Raumers Jahrb. 1861.

des achtzehnten Jahrhunderts war Margaretha Susanna Kuntzsch, geborene Förster, deren sämmtliche, geistliche und weltliche Gedichte ihr Enkel Christoph Gottlieb Stockmann in Halle 1720 herausgegeben hat. Sie ist geboren am 7. September 1651 im kurfürstl. sächs. Schlosse zu Allstädt und verheirathete sich 1669 mit dem sächs. goth. Rath von Kuntzsch in Altenburg; sie war die Mutter vieler Kinder, die aber alle, bis auf eine Tochter, frühe starben; auch war sie selbst leidend; sie starb am 27. Mai 1717. Ihre Gedichte zeugen durchgängig von einem ernsten religiösen Sinn, wie schon folgende Strophe beweist:

Mein Herz in die Höhe, was suchst du hienieden,
Wo nichts ist zu finden, was wirklich ergötzt?
Dort ist dir ein besseres Erbtheil beschieden,
Das Niemand kann rauben, kein Feuer verletzt,
Das sicher, daß es nicht durch Fluthen vergeh';
Drum Herz in die Höh.

Sie wählte sich ernste Gegenstände zum Stoff ihrer Gedichte: Vorbereitung zum Tode, schwere Krankheiten, Abschiede, Hiob, Sirach, die Evangelien u. a. m. Als der Sarg ihrer vierten Tochter in das Grab ihres sechsten Sohnes gesenkt wurde, sang die Mutter:

Nimm hier, mein liebster Sohn, die Schwester zu dir hin,
Und ruhet beide nun in einer kühlen Höhle,
Im Leben waret ihr ein Herz und eine Seele,
Die Friederika wollt' zu ihrem Friedrich zieh'n;
Ihr Wille ist erfüllt, da euch ein Grab beschleußt,
Wo sich die Asche küßt, gleichwie vor Gott der Geist.

Eltern, die 1692 eine hoffnungsvolle Tochter als Braut verloren, schickte sie folgendes Trostlied:

Betrübteste, es ward die holde Braut,
Ihr Kind, geliebt von Zweien;
Dem Ersten haben Sie sie anvertraut
Bald bei der Tauf'; des andern Freien
Fing an, da sie in schönster Blüthe stand.
Drum muß ja wohl der letzte Liebesbund
Der Ersten Treu und Jawort weihen.
Der Seelenbräutigam,
Der Himmelsfürst, der Held aus Davids Stamm,
Will nicht sein näher Recht verlieren.
Er schickt den Tod und läßt die Braut entführen,
Ob dieß gleich herzlich kränkt,
Muß man sich dennoch drein ergeben;
Sie soll bei Jesus leben.

Ueber die Wegnahme Straßburgs durch die Franzosen erhebt die Dichterin klagend ihre Stimme:

Wo ist das feste Thor von Deutschlands besten Straßen?
Hat der verschmitzte Hahn auch Straßburg weggerafft?
Ach, leider ist es weg, ja fast wie weggeblasen,
Es blieb kein Mann davor; es fiel durch Geldes Kraft!
Da ließe sich allhier ein schelm'sches Rathglied blenden.
So ginge Straßburg hin, das beste Thor ist hin.
Nimm, Deutschland, dich in Acht! Hat man das Thor in Händen,
So nimmt man gerne auch die Gassen zum Gewinn.*)

Christina Rosina Spitzlin, geb. Corvinus, ließ 1731 „poetische Erquickstunden" veröffentlichen. Auch sie glaubte sich noch durch die Vorrede und einige belobende

*) Klemm VI, 29 ff.

Gedichte Augsburger Gelehrter und Dichter wegen der Abfassung und der Veröffentlichung ihrer Gedichte entschuldigen zu müssen. Die Sammlung enthält eine Reihe moralisch-theologischer Betrachtungen, z. B. über die Zeit, den Tannenbaum, das Gehör, die Schiff-Fahrt, das Licht, den Bettler, den Pfau, das Chamäleon, Cantaten, Morgen- und Abendlieder, Geburtstagsgedichte, Arien u. s. w. Mitunter scheint sie bei der Wahl und der Ausführung den damals berühmten Prediger Abraham a Sancta Clara im Auge gehabt zu haben. Sie trug kein Bedenken, eine böse Frau mit scharfen Zügen zu schildern:

Bei Löwen, Tigerthier, bei Bären, Wölf' und Drachen,
Bei Hydern, Krokodill und bei Cerastenbrut
Kann man vergnügter noch und ohne Sorgen lachen,
Als wenn man leben muß bei böser Weiber Wuth;
Denn ihre Raserei ist doch nicht auszusagen,
Weil sie den Teufel selbst dort auf dem Lechfeld jagen.

Sieben Jahre später gab Frau Spitzlin einen zweiten Theil ihrer „poetischen Ergötzungsstunden" heraus, der fast ausschließlich geistliche Gedichte, Kirchenlieder und einige Hochzeitsgedichte enthält.*)

Aus der Stadt Brandenburg war Anna Barbara, geborene Teuberin, verwitwete Knackrüggin, deren Gedichte auf guter Freunde Zurathen 1735 dem Druck übergeben wurden**); sie waren dem tugendhaften märkischen Frauenzimmer gewidmet. In der Vorrede spricht sie wie einige ihrer Vorgängerinnen ihre Ansichten über Frauenwissen und Frauendichten aus. Sie versichert, daß sie ihren

---

*) Klemm VI, 297.
**) Vermischte Gedichte, Brandenburg 1735.

beiden Männern — sie war zweimal verheirathet — und ihren Freunden durch die Poesie manche frohe Stunde bereitet habe, und fordert ihre Schwestern auf, sich die Last des Alltagslebens durch Ausbildung des Geistes zu mildern. Ihre Gedichte bestehen aus Bearbeitungen der Psalmen Davids, der Klagelieder Jeremiä, sowie vieler sonstigen Sprüche der heiligen Schrift und Gebete aus Arnd's Paradiesgärtlein. Es folgen: „Gute Gedanken bei der Arbeit, von der Geduld, unnöthigen Sorgen, auf des Sohnes erste Predigt, über einen Donnerschlag bei dem Tode des ersten Gatten, Geburtstags- und Gelegenheitsgedichte u. s. w." Die Weibertugend schildert sie in folgenden Worten:

Ein Weib, das reinlich ist, den Stank und Unflath hasset,
Ein Weib, das sparen kann, das Ihre nicht verprasset,
Ein Weib, das fleißig bleibt, die Kinder wohl regiert,
Ein Weib, das ihr Gesind' mit Lust zur Arbeit führt,
Ein Weib, dem Mann getreu, doch mehr dem Himmelskönig,
Ein Weib, das freundlich ist, lacht leise, redet wenig,
Ein Weib, das Gott, den Mann und ihre Kinder liebt,
Verdient ein größer Lob, als hier die Feder gibt.

Sie behandelte recht prosaische Gegenstände, z. B. Gedanken bei der Wäsche, beim Aderlassen, beim Gesindemiethen u. s. w., allerdings nicht mit poetischem Schwunge, aber doch nicht ohne poetische Auffassung.

Eine hoch gefeierte Dichterin war Christiane Mariane von Ziegler, Tochter des Leipziger Bürgermeisters Romanus, zuerst mit einem Herrn von Könitz, verheirathet, und nach dessen Tode mit dem Hauptmann von Ziegler. 1728 gab sie ihren „Versuch in gebundener Schreibart" heraus.

In der Vorrede suchte sie gleichfalls die Berechtigung ihres Geschlechts zu poetischen Arbeiten zu erweisen. Zehn Jahre später erschienen in Göttingen ihre „Vermischte Schriften,“ meistens Cantaten, poetische Episteln und Scherzgedichte. 1733 wurde sie von der Universität Wittenberg zur kaiserlichen Dichterin gekrönt und in vielen Oden und Gedichten gepriesen, z. B. auch von Gottsched in folgenden Worten:

Was prahlt ihr Welschen doch so viel
Mit eueren stolzen Dichterinnen?
Kann der von Ziegler Saitenspiel
Nicht auch in Deutschland Lob gewinnen?

Unzählige Gedichte jener Zeit sind angefüllt mit Anspielungen auf die weltberühmte Zieglerin. Und doch sind ihre Produkte großentheils gar bald der Vergessenheit anheimgefallen. Sie selbst äußerte über ihre poetischen Beschäftigungen:

Bin ich der Arbeit überdrüssig,
Die man von Damen fordern kann,
So kommt mir, weil ich kann nicht müssig,
Wie Viele gehn, das Dichten an;
Da greif' ich gleich nach meiner Feder,
Ob selb'ge gleich nur, wie ihr wißt,
Von schlechtem Gänserumpf und Leder,
Und nicht vom Schwan geborget ist.

In einem andern Gedichte nimmt sie von der Poesie Abschied; der Anfang lautet:

Nun leg' ich meine Feder nieder,
Ihr Musen, laßt mich ungedrillt;

Da habt ihr vollends meine Lieder,
Der Appetit ist ganz gestillt,
Der mir sonst Trieb und Sehnsucht machte,
Als ich zählt selbst die Jahre nach,
Mich euch zum Lehrling überbrachte
Und mich mit eurem Prinz besprach.

Sinnreich ist die kurze Beschreibung eines wahren Christen:

Ein rechter Christ, der muß des Mondes Bild und Schein
Dafern er redlich ist, vollkommen ähnlich sein,
Denn ob der Mond gleich mit der Welt Gewerbe treibt,
So sieht man doch, daß er dem Himmel treu verbleibt.

Sie ist in ihren Bildern bisweilen etwas kühn und derb; so vergleicht sie die höhnische Lise mit einem schädlichen Stachelschwein. Einem Verliebten setzte sie folgende Grabschrift:

Die Gluth verzehrte mir das Mark in den Gebeinen,
Und diese machet auch die Gruft zu Feuersteinen.
Ihr Tabaksbrüder kommt und tretet nah heran,
Zieht Stahl und Schwamm heraus und schlagt das Feuer an.

Sie verheirathete sich noch einmal mit dem Professor der Geschichte und des Naturrechts zu Frankfurt a. O., Herrn von Steinwehr, und starb 1752.*)

---

*) Versuch in gebundener Schreibart, Leipzig 1728. Zwei moralische und vermischte Sendschreiben in gebundener und ungebundener Rede, Leipzig 1739.

Höher steht als Dichterin Sidonie Hedwig Zäunemann, geboren 1714 zu Erfurt; sie scheint eine gute Erziehung genossen zu haben und stand mit mehreren namhaften Gelehrten ihrer Zeit in Briefwechsel, so wie auch der Prinz Eugen von Savoyen sie mit einem eigenhändigen Schreiben beehrte. Sie zeigte schon in früher Jugend Neigung zum Dichten, und brachte ganze Stücke der Bibel in Verse; später aber vernichtete sie wieder Alles, was sie vor dem sechszehnten Jahre geschrieben hatte. Durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten scheint sie sich ihr Taschengeld, vielleicht ihren Unterhalt verdient zu haben. Am liebsten besang sie öffentliche Angelegenheiten, z. B. den Durchzug des Heeres gegen Frankreich, den Brand von Erfurt, die Stiftung der Universität Göttingen. Für Letzteres wurde sie zur kaiserlichen Poetin ernannt und vom Grafen Heinrich XI. von Reuß mit dem Lorbeerkranz gekrönt.

Großen Beifall fand von ihr ein Bergmannslied, poetische Beschreibung des Bergwerks zu Ilmenau. Unter den kleineren Gedichten, Madrigalen u. s. w., finden sich manche von poetischem Werth, z. B.:

Je mehr der Himmel sich ergeußt,
Und Regen auf die Erde fleußt,
Je rein und klarer wird alsdann die Luft.
So auch, je mehr aus deiner Augen Licht
Ein Thränenguß der Sünde wegen bricht,
Je reiner wird dein Herz auf dieser Erden
Vom Sündenschlamm gesäubert werden.

Wenn das Wasser in den Nächten stille, klar und ruhig
fleußt,
Sich der helle Glanz der Sterne in demselben lieblich
weist.
Also ist ein frommer Christ in des Kreuzes Noth gelassen;
Hält er Gott geruhig still, weiß er sich getrost zu fassen,
O so funkelt Gottes Gnade, ei, so wirkt die Kraft des
Herrn,
Hell und stark in seiner Seele, wie der schöne Abend-
stern.

Der süße Perlenthau wird erstlich nach der Nacht
Der Saat und Wiesenschmuck und Kräutern dargebracht,
So kann ein Christ nicht eh'r als nach der Angst und
Schrecken
Den süßen Trost des Herrn und Gottes Liebe schmecken.

Auf die gelehrten Frauenzimmer:

Ihr Männer, bildet euch nicht ein,
Als ob Vernunft, Verstand, Gelehrsamkeit und aufge-
klärter Sinn
Sollt euer Eigenthum und Erbrecht sein;
Nein wahrlich, der das Firmament gesetzt,
Der hat das Frauenvolk nicht minder hoch geschätzt,
Und ihnen auch Verstand und Witz verliehen.
Es soll wie ihr des hohen Geistes Gaben
Auch im Besitze haben.
Drum muß ihr Lorbeerzweig sowie der eure blühen,
Zürnt, tobet, lästert, neidet immerhin,
Ihr werd't es doch nicht hindern können,
Ihr sollt und müßt demselben doch die Ehre gönnen,
Drum bildet euch, ihr Männer, ja nichts ein.

Sidonie war ein kühnes, herzhaftes Mädchen; sie hatte etwas Männliches an sich und fand sich in ihrem gewöhnlichen Berufe zu Hause nicht wohl; daher stieß sie durch ihr ganzes Auftreten vielfach gegen die Sitte an; doch hielt sie sich immer in den Schranken weiblicher Sittsamkeit und war gegen Männer mehr spröde und abstoßend als zuvorkommend. Sie besuchte bisweilen zu Pferde ihre Schwester in Ilmenau und stürzte bei einem solchen Ritte in einen angeschwollenen Bach, wobei sie ertrank. Es geschah dies 1740, da sie das 27. Jahr erreicht hatte.

Eine eigentliche Romanschreiberin findet sich während unserer Periode noch nicht; es wurde dies noch für unanständig und das weibliche Zartgefühl verletzend gehalten. Nur vereinzelte Produkte der Art kamen zum Vorschein. So schrieb eine Predigerfrau in Würtemberg, Sibylla Schuster, „der verkehrte und wieder bethörte Ophiteles.“ *) Auch erlaubten sich einige Frauenzimmer fremde Romane in die deutsche Sprache zu übersetzen; z. B. übersetzte die Tochter des Professors Schelhammer zu Kiel den französischen Roman „Almanzoide.“

Dem Theater waren die Frauen bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ferne geblieben; auch die weiblichen Rollen wurden von Männern gespielt. Zuerst führte Magister Velten, seit 1670 Direktor der kurfürstl. sächs. Komödiantenbande, die Frauen, darunter seine eigene Gattin, auf die Schaubühne. Frau Velten oder Veltheim setzte nach dem Tode ihres Mannes die Thätigkeit desselben fort und erfreute sich der Gunst des Publikums und der Unterstützung des sächsischen Hofes. Als viele Geistliche an dem

---

*) Oettingen 1685.

Komödienwesen Anstoß nahmen, vertheidigte sie dasselbe in einer besonderen Schrift, welche die zweite Auflage erlebte. Sie starb 1711 zu Frankfurt a. M., durch allerlei Unglücksfälle, nicht durch ihre Schuld, in eine traurige Lage versetzt.

Einzelne dramatische Versuche von Frauen haben wir schon erwähnt; doch war die ganze Periode noch arm an eigenen Produkten; auch hierbei beschränkten sich die schriftstellerischen Frauen auf Uebersetzungen und deren waren sehr wenige.

Fünftes Kapitel.

Fürstenfrauen.

Das Leben der fürstlichen Frauen war zu Anfang unserer Periode in vielfacher Beziehung einfacher und häuslicher als in späterer Zeit. Großentheils bekümmerten sich dieselben um das Detail der Haushaltung; sie führten die Aufsicht über Küche und Keller, besorgten oder überwachten die nöthigen Einkäufe, mietheten Mägde und anderes Dienstpersonal u. dergl. m. So besorgte die Herzogin von Preußen selbst Flachs und Leinen aus Lüttich; sie bestellte bei dem Burggrafen zu Tilsit 15 Schock Garn zu ihrem Bedürfniß; sie verschreibt venetianische Seife aus Polen, Nesselleinwand, Gold= und Silberfäden, die sie einnähen will, aus Nürnberg, u. s. w. Wenn sie kein Geld hat, läßt sie sich mit dem Kaufmann auch wohl in Honigtausch ein. Sie bestimmt es, wie die Hemden für ihren Gemahl gemacht werden sollen; sie schreibt der Näherin: „Nachdem sein Lieb das Hemd nicht so enge wie zuvor, sondern etwas weiter zu haben gesinnt, so schicken wir Euch hiermit bei dem Hemd auch das Maß, wie weit die Aermel sein sollen." Sie besorgt es, wenn trockener Lachs und Fische geliefert werden sollen, nimmt von der Frau von Heideck

zwei ihr als Geschenk angebotene Schweine an, schreibt an den Amtmann zu Ragnit um eine Tonne Butter. Sie bestellt es selbst bei Georg Schultheiß zu Nürnberg, daß er ihr aus Frankfurt Weintrauben, frische Käse und Mispeln und Gurken schicken möge; dem Seifensieder zu Marienburg schreibt sie, daß die von ihm geschickte Seife der venetianischen nicht gleichkomme und daß sie solche nicht brauchen könne.*) Ihr Beispiel steht nicht vereinzelt da. Die Herzogin Elisabeth von Braunschweig, welche wir im zweiten Kapitel kennen gelernt haben, greift ebenso in die Einzelheiten der Haushaltung ein; sie führt eigenhändig ein genaues Haushaltungsbuch, in welchem Einnahmen und Ausgaben genau verzeichnet sind. Andere Beispiele werden wir noch im Verlaufe betrachten.

Aber diese Einfachheit erstreckte sich nicht auf die fürstliche Kleidung und die mitunter zahlreichen Hoffeste. Bei letzteren, namentlich bei Hochzeiten, glänzten Fürsten und Fürstinnen gerne in kostbarer Pracht. Sammet und Atlas, Damast, Silber- und Goldstoffe gehörten zum fürstlichen Staate. Man fing an, die Mode des Auslandes nachzuahmen, und ließ sich aus weiter Ferne Modelle zu Kopfputz und Kleidung kommen; man rief selbst ausländische Putz- und Kleidermacher in's Land. So schrieb 1533 die Herzogin von Preußen an ihren Geschäftsträger in Rom, „er möge ihr etliche säuberliche Formen und Modelle, wie auf die welsche Art die Leinwand ausgestochen und durch sonderliche Kunst Rosen und Blumenwerk wieder mit weißem Zwirn eingezogen, bestellen und mitbringen, auch wo möglich ein feines, tugendsames Weib oder Jungfrau, die nicht

*) Vgl. Fürstenleben und Fürstensitte im 16. Jahrhundert von Joh. Voigt. Raumer, H. T. 1835.

leichtfertiger Art wäre, oder auch, wo dieses zu erlangen wäre, eine Mannsperson, die dergleichen Arbeiten verstände, ihr zu senden." Solche neue Kleider- und Haubenmodelle sandten sich auch die Fürstinnen einander als willkommene Geschenke zu.

Die feinen Kleiderstoffe, wie Damast mit Gold und Silber durchwirkt, waren sehr theuer; die Elle kostete 10—12 Gulden und mehr. Zwei Stück Damast von rother und aschgrauer Farbe für 170 Gulden fanden der Herzog von Preußen und seine Gemahlin zu schlecht. Außerdem waren die Kleider mit kostbarem Pelz von Hermelin u. dergl. besetzt.

Verschwenderisch war man vorzugsweise in Schmucksachen, Kleinodien, Halsbändern, Medaillen, goldenen Ketten und Gehängen, Kreuzen, Kopfschmuck, Armbändern und vornehmlich in kostbaren Ringen. Dergleichen Gegenstände wurden am schönsten und kunstreichsten zu Nürnberg verfertigt; sie waren reich mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzt.

Dieser Kleideraufwand an den Fürstenhöfen stand nicht selten im grellsten Widerspruch mit den Einkünften des Landes. In Augsburg, Nürnberg und Leipzig waren eigene Handelshäuser blos für die Versorgung der Fürstenhöfe mit Prachtgewändern und Schmucksachen. Dem Kurfürsten Joh. Sigismund von Brandenburg brachte bei der Vermählung seine Braut einen Kleinodienschrein zu, dessen Inhalt einen Werth von 14,000 Mark hatte.

Fürstliche Hochzeiten wurden großentheils mit wahrhaft verschwenderischem Aufwand gefeiert. Die Zahl der geladenen Gäste belief sich bisweilen auf viele Hunderte, ja Tausende. In feierlichem Zuge begab man sich in die Kirche, dann folgten Gastgelage, Turniere, Scherzspiele und Mummereien aller Art, Feuerwerke, theatralische Vor-

stellungen und dergl. und zwar nicht blos während eines oder einiger Tage, sondern öfters Wochen hindurch. Reiche Hochzeitsgeschenke wurden den Neuvermählten von den Gästen und andern Personen, auch wohl von Städten und von der Landschaft gegeben. Als im Jahre 1496 der Herzog Georg von Sachsen mit Barbara, der Tochter des Königs von Polen, zu Leipzig, weil in Dresden die Pest herrschte, vermählt wurde, waren mehr als 6000 polnische und deutsche Edelleute zugegen; es wurden verzehrt 99 Lägel süßer Wein, 1300 Eimer anderer Wein, 444 Eimer Bier; die Gäste blieben vom Sonntag bis Freitag zusammen. *)

Bei der Vermählung des Herzogs Wilhelm V. von Bayern mit Renate von Lothringen im Jahre 1548 dauerten die Festlichkeiten zu München vierzehn Tage; sie kosteten 194,000 Gulden. Verschiedene Arten von Turnieren, Aufführungen und Schauspiele wechselten mit einander.

Im Jahre 1585 heirathete der Herzog Joh. Wilhelm III. von Jülich-Cleve-Berg die Tochter des Markgrafen Philibert von Baden; die Hochzeit wurde in Düsseldorf gefeiert. In der herzoglichen Residenz war alles auf's Beste hergerichtet, um die zahlreichen Gäste zu empfangen und zu bewirthen. Im Schlosse selbst wurden für die fürstlichen Gäste die Zimmer mit den kostbarsten Teppichen und anderen Zierrathen ausgestattet. Auch für Küche und Keller wurde wohl gesorgt, nicht blos zur Nothdurft, sondern zur Wohllust und zum Ueberfluß. Die Braut fuhr mit einem zahlreichen Gefolge den Rhein herab und hielt auf einem sechsspännigen Wagen ihren Einzug in die reichgeschmückte Stadt. Am folgenden Tage wurde die Trauung

*) Klemm III, 313.

in der Schloßkapelle vollzogen. Die Braut trug ein weit ausgeschnittenes Kleid von Silberstoff mit Gold durchwirkt, sie hatte ein kostbares Halsband, sowie auf dem Kopfe einen Schmuck von Diamanten und Rubinen. Die Tänze, Maskeraden u. s. w. dauerten mehrere Tage.

Als 1674 der Erbprinz Wilhelm Ludwig von Würtemberg eine hessische Prinzessin*) heirathete, bildeten 7000 Mann zu Fuß und zu Pferd ein Spalier; die Hochzeit dauerte vom 12.—19. Februar. Am 16. Februar wurde ein Feuerwerk gegeben, wobei 7100 Raketen, 31,000 Schwärmer, 120 Sturmhüte, 9400 Salven ꝛc. ꝛc. abgebrannt wurden.

Die Hochzeit, welche der Kaiser Leopold I. mit der spanischen Infantin, Margaretha Theresia, feierte, dauerte sogar vom 5. Dezember bis 21. Februar. Der Glanzpunkt war der Einzug selbst, wobei die Braut von 1500 Edelleuten begleitet wurde. Von den Festlichkeiten erwähnen wir nur ein prachtvolles, mit mythologischen und allegorischen Schauspielen verbundenes Feuerwerk, eine Jagd im Prater mit Schlittenfahrt, wobei ein ungemein großer Aufwand getrieben wurde, ein Roßballet, an dem sich der Kaiser nebst 1000 Personen betheiligte und das dem Erfinder eine Gratifikation von 20,000 Gulden, sowie einen Jahresgehalt von 1000 Gulden und die Erhebung in den Freiherrnstand eintrug.

Doch wir erkennen das fürstliche Frauenleben am besten, wenn wir einzelne hervorragende Fürstinnen näher betrachten. Aus der Reformationszeit erwähnen wir außer den im zweiten Kapitel genannten Fürstenfrauen:

---

*) Vgl. Kapitel 4 S. 133 (Magdalena Sibylla).

1) Die Pfalzgräfin Maria.

Dieselbe ist geboren 1519, eine Tochter des Markgrafen Kasimir von Brandenburg=Culmbach, Schwester des unruhigen Abenteurers Albrecht von Brandenburg.*) Ihre Mutter starb frühe, und ihr Vater wurde als Geisteskranker auf der Plassenburg festgehalten. Maria erhielt ihre Erziehung unter der Obhut ihres Oheims, Georg von Ansbach. Sie lernte nicht mehr und nicht weniger als ihre meisten Standesgenossen: Religion, Lesen, Schreiben, vielleicht auch Rechnen; dabei wurde sie in der Haushaltung unterwiesen und geübt; besonders erwarb sie sich in der Kochkunst große Geschicklichkeit, ebenso in weiblichen Handarbeiten, Stricken, Nähen, so wie in künstlichen Stickereien. Später heirathete sie den Pfalzgrafen Friedrich von Simmern, dessen Vater, Johann, der katholischen Lehre zugethan blieb, während sich das junge Paar für die Reformation entschied. Hierdurch entstand ein Zwiespalt zwischen diesem und dem Vater, so daß dieser jegliche Unterstützung verweigerte, auch wenn die Noth bei der Hofhaltung seines Sohnes einkehrte. Maria mußte ihren Vetter in Ansbach, so leid es ihr that, öfters um Unterstützung ansprechen. So schreibt sie einmal: „Denn ich in großen Nöthen gesteckt bin, habe auch wahrlich jetzt wieder 200 Thaler leihen müssen, habe nichts Anderes zu meiner lieben Schwester, der Markgräfin von Baden, Zehrung gehabt. Gott weiß, wo ich's noch überkomme, daß ich's bezahle; man will mir nicht länger borgen, denn bis auf Johannis des Täufers Tag des Jahres 1553."

Diese drückende Lage änderte sich, als ihr Gemahl

---

*) Siehe Kapitel 2 Seite 70.

1556 seinem Vater in Simmern und 1559 seinem Vetter Otto Heinrich in der Regierung der Kurpfalz nachfolgte. In beiden Territorien führte er die Reformation ein; doch herrschte gerade in dieser Beziehung nicht völlige Uebereinstimmung zwischen ihm und seiner Gemahlin. Friedrich neigte sich zu calvinischen, wenigstens melanchthonischen Ansichten, während Maria am strengen Lutherthum festhielt. Nicht selten stritt sie mit dem Kurfürsten über die Abendmahlslehre. Sie äußerte öfters: „Wenn alle seine Prädikanten daständen, so sollten dieselben sie nicht von ihrem Bekenntniß abbringen." Sie überzeugte sich wohl immer mehr, daß das Herz ihres Gemahls gut sei; aber der Gedanke, daß derselbe immer mehr verführt würde, da der Teufel umherschleiche wie ein brüllender Löwe, läßt ihr keine Ruhe. Friedrich nahm es ernst mit der Religion; er forschte Tag und Nacht in der Bibel und besprach sich mit verschiedenen Gottesgelehrten. Je mehr die strengen Lutheraner eiferten, desto ernstlicher forderte er von seinen Geistlichen, daß sie sich, bis durch Gottes Hülfe der Streit endlich geschlichtet würde, beim Abendmahl keiner anderen Formel bedienten, als der Augsburgischen Confession.

Endlich ordnete er das Kirchenwesen entschieden nach reformirten Grundsätzen. Er ließ den bekannten Heidelberger Katechismus abfassen und einführen. Maria wurde es schwer, ihrem Gemahl auf dem betretenen Wege zu folgen. Doch blieb das Verhältniß Beider im Ganzen ein inniges und zärtliches; ja sie fand sich immer mehr in das reformirte Kirchenwesen, wenn sie auch ihrem lutherischen Glauben niemals untreu wurde.

Ihre beiden Töchter verheiratheten sich mit den beiden Söhnen des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Ihr mütterliches Herz begleitete dieselben in ihre

neuen Verhältnisse; sie freute sich über das Gedeihen ihrer Enkel. Mit Hülfe ihres Gemahls, der in Krankheiten ungemein bewandert ist, weiß sie Rath in Krankheitsfällen; sie schickt ihren Enkeln Geschenke u. s. w. Darum wurde sie auf das tiefste betrübt, als ihr Schwiegersohn, Johann Friedrich II., der Gemahl ihrer Tochter Elisabeth, sich in die Grumbachischen Händel trotz aller Warnungen einließ, so daß derselbe Land und Freiheit verlor. Sie schrieb, als sie diese Hiobspost erhielt, an ihre Tochter: „Ich will Dich nicht lassen, so lange ich einen Heller oder Pfennig habe. Iß und trink, so gut ich's habe. Denn Du weißt, mein Herz, wie es allewege mit Dir gewesen, so soll es, so Gott will, bleiben, so lange ich lebe. Ich kann Dir Nichts mehr schreiben; es ist mir das Schreiben sauer geworden." Vergebens wendete sie sich an die Kurfürstin Anna von Sachsen, Gemahlin des Kurfürsten August, und an andere Fürstinnen; sie vermochte dem Schwiegersohne seine Freiheit nicht wieder zu verschaffen. Am 31. Oktober 1567 erlöste sie der Tod von ihren Leiden. Sie starb mit herzlichem, sehnsüchtigem Verlangen nach dem ewigen Leben. Drei Tage nach ihrem Tode schrieb ihr Gemahl an die älteste Tochter, und gab die Hoffnung zu erkennen, daß sie selig entschlafen sei; sie sei ihm eine liebende Gattin gewesen und habe ihm seine Sorgen erleichtert. Auch die Unterthanen gedachten ihrer als einer liebenden Landesmutter und einer unermüdlichen Wohlthäterin der Armen. Ihr Andenken blieb als das einer Gerechten in Segen.*)

*) Pfalzgräfin Maria, von August Kluckhahn. Raumer, Hist. Jahrb. 1872.

2. Sibylla von Sachsen.

Sibylla war die Gemahlin des unglücklichen Johann Friedrich von Sachsen, Tochter des Herzogs Johann III. von Cleve, geboren 1512. Als ihr Gemahl in der Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen wurde, begab sie sich in das kaiserliche Lager, um durch einen Fußfall dessen Freilassung zu erflehen. Alle ihre Bitten waren umsonst. Sie legte nun während der fünfjährigen Gefangenschaft des Kurfürsten die Trauerkleider nicht ab; um denselben unterstützen zu können, verkaufte sie ihre Kleinodien. Täglich hielt sie mit ihrem Hofgesinde in der Kirche eine Betstunde und drei Mal mußten die Schulkinder in der Schloßkirche zu Weimar die Litanei für die Erlösung ihres „besten Herrn" singen. Ihr Gemach war wenig von dem einer einfachen Beamtenfrau unterschieden. Gebetbuch, Bibel, Spinnrocken, Nähapparat, bildeten einen integrirenden Theil ihres Hausrathes. Sie äußerte öfters, sie glaube gewiß, daß sie nicht eher sterben würde, bis sie ihren befreiten Gemahl wieder gesehen habe. Am 10. September 1552 konnte sie dem Kurfürsten mit ihrem älteren Sohne in Coburg entgegen gehen, zum ersten Mal wieder nach Ablegung der Trauerkleider in festlichem Schmucke. Die Freude des Wiedersehens wirkte so gewaltig auf sie ein, daß sie in Ohnmacht fiel, als sie den lange Entbehrten wieder in ihre Arme schloß. Ihre Lebenskraft war gebrochen; sie kränkelte von nun an. Täglich ließ sie sich während ihrer Krankheit aus der Bibel vorlesen und hörte gerne eine erbauliche Erklärung derselben. Die Psalmen soll sie ganz auswendig gewußt haben. „Alles in Ehren," war ihr Wahlspruch. Als ihre Sterbestunde schlug, rief sie: „Ach! lieber Gott! willst du nicht bald kommen?" Ihr letzter

Trost war der Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren wären, sondern das ewige Leben haben.“ Sie starb am 21. Februar 1554. Der Kurfürst erkannte es wohl und sprach es auch nach ihrem Tode aus, welche große Gabe der liebe Gott ihm in der „liebsten Gemahlin“ gegeben habe. Obwohl von königlichem Stamme entsprossen, habe sie sich ihm als eine dienstwillige, treue, gehorsame Gehülfin gezeigt.

3. Elisabeth von Thüringen.

Bekannter noch ist die Tochter der oben erwähnten Maria von der Pfalz, Elisabeth, die Gemahlin Johann Friedrich II., oder des Mittleren, von Sachsen; sie ist geboren am 30. Juni 1540 zu Birkenfeld. Von Kindheit an in Gottesfurcht und Frömmigkeit erzogen, blieb sie ihr Leben lang, auch im größten Leiden, das Muster einer gottseligen Fürstin. Sie war, da sie in ihrem achtzehnten Jahre ihrem Gemahl nach Weimar folgte, gar bald eine Landesmutter im wahrsten Sinne des Wortes, welche durch ihre Freundlichkeit und Leutseligkeit die Herzen Aller, die mit ihr in Berührung kamen, zu gewinnen wußte. Leider konnte sie ihren Gemahl nicht abhalten, daß sich derselbe mit dem unruhigen Ritter Wilhelm von Grumbach verband. Es wurde deshalb die Reichsacht über die Verbündeten ausgesprochen und der Kurfürst August von Sachsen mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragt. Gotha, die Residenz des Herzogs, wurde erobert, und der Herzog als Gefangener nach Wienerisch-Neustadt abgeführt, während Grumbach mit einigen Genossen unter großen Martern geviertheilt wurde. Elisabeth konnte nur mit Gewalt aus

den Armen des fest umschlungenen Gatten weggerissen werden. Sie befand sich von nun an in einer höchst traurigen Lage; zur Bezahlung der Kriegsschulden mußte sie alle ihre Kleinode hergeben, und sah, fast von allen Mitteln entblößt, mit ihren drei unmündigen Kindern einer traurigen Zukunft entgegen. Sie nahm ihre Zuflucht zu ihrer Schwiegermutter Sibylla, welche in ähnlicher Lage wie sie gewesen war. Sie wendete alle ihre Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder, welche sie durch Wort und Beispiel zur Gottesfurcht anhielt. Täglich versammelte sie dieselben, so wie die übrigen Hausgenossen, zum Gebet und Hausgottesdienst. Aber die Geldnoth blieb nach wie vor. Elisabeth konnte manchmal den Bringerlohn für die erhaltenen Briefe nicht bezahlen. 1568 zog sie nach Eisenach in den ihr zugesprochenen Zollhof, hatte aber immer noch mit Mangel und Noth zu kämpfen. Wohl hätte sie unter solchen Umständen selbst eines Trösters bedurft; aber sie unterließ es nicht, in zahlreichen Briefen fort und fort ihrem Gemahl Muth und Trost einzusprechen. Beispielsweise: „Herzlich gerne wollte ich bei Ew. Liebden sein und dieselben in schwerem Kreuz und Leid trösten, wenn es Gottes Wille wäre. — — Ich habe die Zeit nicht viel trockene Augen gehabt. Ich will zu Gott flehen, seine göttliche Allmacht soll Ew. Liebden ferner in Geduld erhalten, und es mit uns schicken nach seinem väterlichen Willen, wie es uns gut und nützlich ist. — — — Ich will Alles für Ew. Liebden hergeben, was ich habe, und sollt' ich betteln gehen, da ich wohl erfahren habe, wie es einer Frau geht, die ihren Herrn nicht bei sich hat."

Dabei überschickte sie ihrem Gemahl, so oft sie konnte, ein Labsal, bald ein Trostbüchlein, das ihr selbst tröstlich gewesen, bald Tücher und Hemden, die sie genäht, bald

Quittensaft, den sie selbst bereitet hatte, bald Coburger Bier u. s. w.

Unermüdlich war auch das treue Weib, beim Kaiser, beim Kurfürsten August und bei anderen Fürsten, wo sie konnte, Fürbitte für die Begnadigung ihres Gemahls einzulegen. Alles umsonst, wiewohl sie dabei von ihrem Vater und ihrer Mutter unterstützt wurde. Nicht einmal die Erlaubniß, den Gefangenen zu besuchen, konnte sie sich erwirken. Nur das erreichte sie durch einen Reichstagsbeschluß, daß ihre Söhne wieder in das väterliche Erbe eingesetzt werden sollten. Endlich, 1572, wurde ihr auf ihr persönliches Bitten in Wien gestattet, zu ihrem Gemahl zu gehen; sie fand diesen in engem Gewahrsam und brachte es mit Mühe dahin, daß demselben einige Erleichterung gewährt wurde. Bald überzeugte sie sich, daß ihre Gegenwart für den Gefangenen fast unentbehrlich wäre. Darum hielt sie an mit Bitten und Flehen, bis der Kaiser es gestattete, daß sie die Gefangenschaft ihres Gemahls als treue Lebens- und Leidensgefährtin theile, und so blieb sie 22 Jahre lang, bis an ihren Tod, im Kerker, ohne jemals ihre hingebende Selbstverleugnung zu bereuen. Nichts versäumte sie, was dazu dienen konnte, den Gefangenen ruhiger zu stimmen. Sie las demselben aus der Bibel, besonders aus den Psalmen, vor, und bewog ihn, den ersten Psalm aus dem Hebräischen, das er verstand, in die deutsche Sprache zu übersetzen. Dabei ließ sie ihre Kinder nicht aus dem Auge; sie correspondirte häufig mit denselben, ermahnte sie, Gott vor Augen und im Herzen zu haben, sich das Lernen angelegen sein zu lassen, und unermüdlich um die Befreiung ihres Vaters zu bitten. Ihr ältester Sohn starb während ihrer Abwesenheit als neunjähriger Knabe.

Wenn sie einmal ihren Gemahl für kurze Zeit verließ,

so geschah es in dessen Interesse, meistens, um wiederholt Fürbitte für denselben vorzubringen. Aber weder der Tod des Kaisers Maximilian II. 1576, noch die Verlobung ihres Sohnes Johann Kasimir mit der jüngsten Tochter des Kurfürsten August, des heftigsten Gegners von Johann Friedrich, verwirklichten ihre Hoffnungen. Nicht einmal der Tod von August selbst führte zu diesem erstrebten Ziele.

Dessen ungeachtet verließ Elisabeth ihren Gatten nicht. Nur zwei Mal, nämlich 1578 und 1583, besuchte sie ihre heißgeliebten Kinder. Noch wurden ihre Leiden dadurch vergrößert, daß ihr Sohn Kasimir, da er in den Besitz des väterlichen Erbes gekommen war, die auf ihn gestellte Hoffnung nicht erfüllte; er gewährte den Eltern die Unterstützung nicht, welche dieselben so sehr bedurften. Doch suchte Elisabeth das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn zu erhalten und jeden weiteren Zwiespalt zu verhüten. Ihr Gottvertrauen blieb unerschütterlich, wie ihr tägliches Gebet beweist: „Ich weiß, mein Gott, du wirst mich nicht verlassen, und sollte deine Hülfe erst angehen in der Stunde des Todes." Wie sich der Herzog die fünf Buchstaben: A. E. J. O. V. („allein Evangelium ist ohne Verlust") zum Wahlspruche erwählt hatte, so erwählte sich Elisabeth vier H. („Hilf Herr, himmlischer Hort.")

Ihre Leiden nahmen erst mit ihrem Tode ein Ende. Schmerzlich war ihr der Tod ihrer treuen Schwester, Dorothea Susanna, Witwe des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen, ihr ähnlich in liebevoller Thätigkeit für ihre Unterthanen, besonders die Armen. Noch mehr wurde sie betrübt über die unglückliche Ehe ihres Sohnes Kasimir mit Anna von Sachsen, die wegen wiederholter Untreue von ihrem Gemahl mußte verstoßen werden. Elisabeth forderte ihren Sohn auf, er solle sich durch das Hauskreuz

zu Gott und seinen Eltern zurückführen lassen. 1594 mehrten sich bei der edelen Frau die Zeichen des nahenden Todes; sie beschwor ihre Diener, sie möchten ihre Sorgfalt bei dem Herzog verdoppeln, und ihm das zu werden suchen, was sie ihm zu sein bemüht gewesen wäre. Sie starb am 8. Oktober 1594 in einem Alter von 54 Jahren. Ihre Leiche sollte zu Coburg bestattet werden, wozu auch der Kaiser die Erlaubniß gab, aber die Gläubiger konnten erst durch das wiederholte Versprechen, bald Zahlung zu empfangen, zur Freigebung der Leiche bewogen werden. Ihr Gemahl folgte ihr am 9. Mai 1595 nach 28jähriger Gefangenschaft in die Ewigkeit.

Elisabeth wurde in der Moritzkirche zu Gotha beigesetzt. Der Leichenpredigt lag ihr Lieblingsspruch zu Grunde*): „Du leitest mich nach deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an.“ Ueber ihrem Grabe findet sich eine einfache Tafel mit der Aufschrift: „Sie war ein sonderliches Exempel ehelicher Liebe und Treue gegen ihren Gemahl, welchem sie in's Elend folgte, und half ihm tragen und lindern.“**)

4. Mutter Anna von Sachsen.

Anna von Sachsen, auch Mutter Anna genannt, war die Tochter des Königs Christian III. von Dänemark, geboren 1531 und 1548 vermählt mit dem nachherigen Kurfürsten August von Sachsen. Die Hochzeit wurde mit ungewöhnlicher Pracht und verschwenderischem Aufwand gefeiert. Unter Anderem war ein Türkenschloß auf der

---

*) Ps. 73, 24.

**) Merz, christliche Frauenbilder VI, 296—312.

Elbe errichtet, das von einer kostbar orientalisch gekleideten Mannschaft vertheidigt und von eben so prächtig gekleideten Kämpfern angegriffen wurde, bis es den Letzteren gelang, dasselbe durch Feuer zu zerstören. Dabei ergötzte Feuerwerk jeglicher Art die Zuschauer. Anna zeigte recht achtbare Eigenschaften; sie stand 37 Jahre lang ihrem Gatten zur Seite und war während dieser Zeit nur wenige Wochen von demselben entfernt. Ihre Ehe wurde mit 15 Kindern gesegnet, von denen jedoch 11 frühe wieder starben. Sie übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte aus, doch meistens einen wohlthätigen, namentlich was das Finanzwesen betrifft. Besonders unterstützte sie ihren Gemahl, wo es galt, den Wohlstand des Volkes zu fördern. August ließ sich die Hebung des Obstbaues angelegen sein; er schrieb deshalb „Künstliches Obst- und Gartenbüchlein" und gab den Befehl, daß jedes junge Ehepaar im ersten Jahre zwei Obstbäume pflanzen müsse. Er führte auf seinen Reisen stets ausgesuchte Obstkerne bei sich, um sie den Landleuten zu geben. Meistens theilte Anna dieselben aus; auch war sie ihrem Gemahl bei der Abfassung der erwähnten Schrift behülflich. Bei der Bewirthschaftung der kurfürstlichen Domänen griff die hohe Frau mit höchst eigener Hand zu; sie nahm sich mit Rath und That des Kleinsten an und brauchte mitunter selbst Hacken und Spaten. Der Kurfürst nahm aus Liebe zu seinen Glaubensgenossen und um die Industrie in seinem Lande zu heben, eine große Anzahl aus ihrer Heimath vertriebener evangelischer Niederländer auf. Anna bot hierzu in jeder Beziehung hülfreiche Hand.

Vornehmlich war sie auf dem Ostravorwerk bei Dresden eine geschäftige Martha; sie ging im Sommer oft zu Fuß nach Ostra, um daselbst mit eigener Hand Butter für ihren

Gemahl zu waschen und zu salzen. Charakteristisch ist folgende, auch dichterisch bearbeitete Erzählung. Einst an einem heißen Sommertage kam der Kurfürst nach dem genannten Vorwerk und bat die Magd um einen Trunk Milch. Er erhielt solche, aber, weil er nicht erkannt wurde, keine von der besten. Der Kurfürst leerte, durstig, wie er war, das Glas, bemerkte aber, daß die Milch nicht besonders gut gewesen sei. Die Magd, etwas beleidigt, erwidert: „Ja, wenn der alte Brummbär — damit meinte sie die Kurfürstin — uns nicht immer die beste Milch nähme, dann könnte man hier bessere haben." Ohne sich zu erkennen zu geben, ging der Kurfürst von dannen und erzählte den Vorfall seiner Gemahlin. Diese ließ die Magd vor sich kommen und schalt sie wegen ihrer rohen Aeußerung, sagte aber nicht, wer der Gast gewesen sei. Da erwiderte die Magd: Hätte sie gewußt, daß sie einem solchen Schlingel, der Alles ausplaudere, Milch gegeben habe, dann hätte sie gewiß Nichts gesagt. Der Kurfürst, welcher hinter der Thür dieser Unterredung zuhörte, konnte das Lachen nicht unterdrücken; er trat hervor und sagte zu seiner Gemahlin:

„Drum tragen wir in stiller Ruh,
Den Brummbär ich, den Schlingel du!"

Wir wollen nicht entscheiden, ob die Erzählung bis in's Einzelne Wahrheit enthält; sie ist bezeichnend für das, was das Volk seiner Kurfürstin zutraute. Darum erwähnen wir auch der gewiß falschen Sage, daß Anna selbst von den Produkten des Vorwerks auf dem Markte verkauft habe.

Bekannt ist die Kurfürstin durch ihre Beschäftigung mit chemischen Arbeiten; sie hatte ein großes chemisches Laboratorium, in welchem vier Oefen standen. Während

ihr Mann in Alchymie die Fabrikation des Goldes erstrebte, suchte sie heilsame Medikamente zu entdecken. 1579 entdeckte sie ein weißes Magenpflaster, wovon man in der Hofapotheke zu Dresden noch lange Proben aufbewahrte. Sie führte auf ihren Reisen selbstverfertigte Medikamente bei sich und vertheilte solche unentgeltlich. Auch im Gebrauche des Stickrahmens, sowie der Spindel und Nadel war die Kurfürstin wohlerfahren und unermüdlich thätig; noch jetzt wird in der Kunstkammer zu Dresden ihr Arbeits- und Reisegeräth aufbewahrt.

In anderer Beziehung können wir derselben weniger Beifall zollen. Sie bestärkte ihren Gemahl in der Härte gegen den gefangenen Herzog Johann Friedrich. Auch soll sie in ähnlicher Weise mitgewirkt haben, daß der Kurfürst mit unerbittlicher Strenge gegen die Professoren, Geistlichen und Beamten verfuhr, welche vom reinen Lutherthum abgewichen waren und sich zum Calvinismus geneigt hatten (Kryptocalvinisten). Anna unterlag 1585 der Pest, welche mehrere Jahre hindurch in Dresden furchtbar wüthete.*)

5. Die gute Dorel.

Eine der edelsten Fürstinnen nicht blos unserer Periode, sondern aller Zeiten, war unstreitig Dorothea Sibylla, Herzogin von Liegnitz und Brieg, geboren am 19. Oktober 1590. Ihr Vater war der Markgraf und Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, und ihre Mutter Elisabeth eine Prinzessin von Anhalt. Nach dem Tode des Vaters bezog die Mutter den Witwensitz zu

*) Ramshorn, Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen. Leipzig 1843, II, 53.

Crossen; sie sorgte für die Erziehung und Bildung ihrer Tochter, so weit sie irgend konnte; sie ließ dieselbe in fremden Sprachen und anderen nützlichen Dingen unterrichten und lehrte sie selbst die Frauenarbeiten, namentlich die Hauswirthschaft. 1610 verheirathete sich Dorothea mit dem Herzog Johann Christian von Liegnitz; sie drang alsbald auf Vereinfachung der Hofhaltung und auf Abtragung der fürstlichen Schulden, da es einem Landesfürsten mehr Ehre bringe, Schulden zu bezahlen, als einen zahlreichen Hofstaat und eine reiche Tafel zu halten. Sie hatte sechs Lehrjungfern aus armen adeligen Familien und sechs, welche nur Kost und Logis bezogen. Gegen alle war sie leutselig, aber auch strenge. So ließ sie einst eine Lehrjungfer mit Ruthen züchtigen, weil dieselbe die unanständige Zudringlichkeit eines Junkers nicht ernstlich genug abgewiesen hatte. Auf Reinlichkeit und Ordnung sah sie bei ihrer Hofhaltung und selbst in andern Häusern; sie besuchte öfters früh Morgens die Bürgerfamilien der Stadt, und wenn sie das Zimmer nicht sauber und in Ordnung fand, kam sie nicht wieder. Ueberhaupt verkehrte sie mit Leuten jeglichen Standes ohne Stolz und doch ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Ihre Kleidung war so außerordentlich einfach, daß man in derselben die Fürstin nicht erkannte; sie trug für gewöhnlich ein graues, wollenes Kleid mit schwarzen Schnüren besetzt, darüber ein schwarzseidenes, mit Pelz gefüttertes und verbrämtes Mäntelchen. Nur bei festlichen Gelegenheiten erschien sie mit Geschmeide und Schmuck. Durchlauchtig wollte sie nicht genannt werden; sie sei nicht durchsichtig, und es möchte manchem regierendem Haupte übel stehen, wenn man es durchschauen könnte. Gnädige Frau möge man sie nennen, doch nicht ihr, sondern Gott zu Ehren. Sie durchwanderte mit ihren Jungfrauen Feld

und Wald, um heilsame Kräuter zu suchen und die Mädchen mit den Giftpflanzen bekannt zu machen. Zu den Kranken in der Stadt und deren Umgebung kam sie mit Trost und Hülfe. Für die Kinder hatte sie gewöhnlich Zuckerwerk in der Tasche; darum riefen dieselben meistens von ferne: Die gute Dorel kommt.

Im Winter, besonders nach dem Abendessen, mußten sich die Jungfern an das Spinnrad setzen; das Gesponnene durften sie zu ihrer Ausstattung behalten; auch die niederen Hofmägde durften zu diesen Spinngesellschaften kommen, um zum Fleiß angetrieben zu werden und von der Unterhaltung etwas zu profitiren.

Die Jungfern mußten selbst die Betten machen, die Gemächer reinigen und Alles besorgen, was zur Hauswirthschaft gehörte. Die Herzogin sagte zu jeder, wenn sie an den Hof kam: „Meine Tochter! solche Arbeit mußt du gründlich lernen, das wird dir frommen, wenn du selbst eine eheliche Hausfrau sein wirst; denn wie willst du dein Gesinde tadeln und strafen ob böser Arbeit, so du sie selbst nicht verstehst? Siehe, ich bin aus kurfürstlichem Stamme, und hab's doch bei meiner Mutter selig zu meinem großen Nutzen und Frommen auch verrichten müssen."

Hatten nun die Hofjungfern diese Dinge erlernt, so erhielten sie von der Fürstin ein goldenes Kettlein, am Hals zu tragen, woran ein Geldstück von der Größe eines doppelten ungarischen Dukatens hing; auf der einen Seite war das Bildniß der Herzogin, auf der andern ein Spinnrocken mit der Umschrift: „Bete und arbeite!"

Wenn eine von den Hofjungfern in den Ehestand trat, so wurde sie reichlich ausgestattet und feierlich zum Altar geführt; sie erhielt eine zweite Denkmünze, worauf

das herzogliche Paar und das Schloß abgebildet war mit der Ueberschrift:

Gedenk' an uns und unsere Lehren,
Gott wolle deinen Wohlstand mehren!

Jede Bürgerstochter, welche sich ehrbar und gottesfürchtig gehalten hatte, erhielt von der Herzogin einen von ihr selbst gefertigten Strauß von künstlichen Blumen, in welchen der Name der Braut mit goldenen Buchstaben genäht war. Wollte die Fürstin einer Stadtjungfer eine besondere Ehre erweisen, so schickte sie derselben einen Pelz, den sie selbst getragen hatte. Diesen mußte die Braut während der Trauung anziehen und dann zurückgeben. Eine solche Frau hatte ihre Lebenszeit den Vorzug vor den übrigen Bürgersfrauen, die Rathsfrauen ausgenommen. Besondere Aufmerksamkeit widmete Dorothea den Stadt- und Landschulen; sie besuchte dieselben oft unversehens und prüfte die Kinder; die fleißigen beschenkte sie mit einem harten Thaler. Der Herzog pflegte sie öfters seinen Consistorial- und Schulrath zu nennen. Ebenso war die Armenpflege der Gegenstand ihrer besonderen Sorgfalt; sie veröffentlichte eine besondere Armenordnung. Arbeitsfähige Personen sollten zur Arbeit angehalten werden, andere genügende Unterstützung aus der Stadtkasse und durch Privatwohlthätigkeit erhalten. Ehrsame Bürger mußten sich in der Stadt und auf dem Lande nach den Hülfsbedürftigen und Nothleidenden erkundigen.

In der Arzeneikunde für Menschen und Vieh war Dorel wohlerfahren; sie eiferte gegen ausländische und zusammengesetzte Mittel; jedes Land bringe seine eigenen Heilkräfte hervor. Namentlich sprach sie sich gegen die damals in den Apotheken viel gebrauchten Mumien aus.

Eifriges Gebet zu Gott, festes Vertrauen auf dessen Hülfe, Mäßigkeit und Bewegung sei besser als alle Apotheken. In ihren sanitätlichen Bestrebungen wurde sie von der Mutter Grethe unterstützt, einer Hebamme aus edelem Geschlecht. In Gemeinschaft mit derselben schrieb sie eine Gesundheitslehre, besonders für Frauen; darin bekämpfte sie den unbesonnenen Gebrauch von hitzigen Getränken, besonders von Branntwein. Diese Unterweisung wurde in allen Gemeinden unentgeltlich ausgegeben.

In der heiligen Schrift war die Herzogin ungemein bewandert, indem sie sich täglich mit dem Lesen derselben beschäftigte; namentlich wußte sie alle Trostsprüche auswendig. Den Gottesdienst versäumte sie niemals, wenn sie nicht absolut gehindert war; wiewohl selbst reformirter Confession, besuchte sie doch öfters die lutherische Kirche. Das heilige Abendmahl genoß sie alle Vierteljahr mit ihrem ganzen Hofstaat. Sie eiferte für den wahren Christenglauben ohne confessionelle Unduldsamkeit. Aber eben so sehr wirkte sie dem Aberglauben ihrer Zeit, besonders dem Hexenglauben, entgegen. Einem Geistlichen, der sich für die Möglichkeit der Hexerei und Zauberei ausgesprochen hatte, ließ sie einen ernstlichen Verweis zugehen, mit der Drohung ernsterer Maßregeln, wenn er sich mehr dergleichen erlaube.

Bei allem sittlichen Ernst, den sie niemals verleugnete, war sie mitunter selbst zu lustigen Streichen geneigt, namentlich wenn sie zu Hochzeiten und Kindtaufen geladen war; sie ermunterte die Gäste zum Gesang, lehrte die Leute allerlei harmlose Spiele u. dergl.

Als sie sich einstens in der Schule mit einem Kinde sehr freundlich unterhielt und die Frage an dasselbe richtete, wer sie wäre, antwortete dieses unbefangen: „Die

gute Dorel.“ Einer der Anwesenden wollte das Kind entschuldigen, indem er sagte, daß dasselbe diesen Namen von andern Leuten gehört habe. Darauf bemerkte die Herzogin, das wäre ihr der liebste Name, den sie erhalten könne; sie wolle keinen andern.

Ihr eheliches Leben war ein Vorbild für alle ihre Unterthanen, ohne Hader und Zwietracht; sie mischte sich nicht unberufen in die Regierungsangelegenheiten; doch faßte der Herzog nicht leicht einen wichtigen Beschluß, ohne ihren Rath zu hören. Reiste er außer Land, so übergab er ihr die Regierung. Die herzoglichen Kinder wurden in Kost und Kleidung einfach gehalten, damit sie nicht üppig und übermüthig würden, sondern schmecken lernten, wie Leute geringen Standes leben müßten. Schon in ihrem 35. Jahre, am 19. März 1625, ging sie ein in die Wohnung der Seligen. Gewiß! sie verdiente den Leichentext Offenb. Joh. 14, 13: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; denn sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Auch die Katholiken nahmen zahlreich an der Leichenfeier Theil, so daß der katholische Geistliche einen Gottesdienst für dieselben hielt, und äußerte: Wenn die Calvinisten einen Papst hätten, so hätte derselbe nichts Eiligeres zu thun, als die verstorbene Herzogin unter die Heiligen zu versetzen.

6. Amalie Elisabeth von Hessen.

Aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges haben wir über eine Fürstin zu berichten, welche in dieser bösen, betrübten Zeit mit männlichem Muth und seltener Charakterstärke, so wie mit bewunderungswürdiger Einsicht den Herrscherstab führte, und sich eine rühmliche Stelle in der

Geschichte ihres Landes erworben hat. Wir meinen Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel, eine Tochter des Grafen Ludwig II. von Hanau-Münzenberg, geboren 1602. Sie hatte in ihren jüngeren Jahren eine ausgezeichnete Bildung empfangen und besaß vorzügliche Sprachkenntnisse, im Französischen sogar fast eine gleiche Fertigkeit wie in der Muttersprache. In ihrem siebzehnten Jahre verheirathete sie sich mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel. Ein gleichzeitiger französischer Schriftsteller äußert über dieselbe*): Diese Fürstin war geboren zur Ehre und Zierde ihres Jahrhunderts, und man konnte von ihr sagen, daß sie durch ein Männerherz die weiblichen Schwachheiten vertilgt habe. Ein solches Zusammentreffen von Tugenden hat man nie gesehen; sie besaß die eines großen Feldherrn, um eine Armee zu commandiren, die eines großen Staatsmannes, um ihre Länder wohl zu regieren, und die ihres eigenen Geschlechtes. Bei ihr war Alles wohl zusammengefügt, daß Eins Schimmer und Glanz auf das Andere warf. Was die Regierung ihres Landes angeht, so hat zu keiner Zeit Jemand mit so viel Vernunft, Mäßigung und Gerechtigkeit regiert; sie war die Liebe und das Vergnügen der Völker, und obgleich diese außerordentlich während des unglücklichen Krieges gelitten hatten, so hat man nie die geringste Klage aus ihrem Munde gehört, und alle Nachbarn beneideten sie um ihr Schicksal. Ihr Gemahl hatte sich aus Liebe zur evangelischen Kirche, und, was wir nicht leugnen wollen, auch aus persönlichem Interesse an den Schwedenkönig Gustav Adolf angeschlossen, als dieser nach Deutschland kam. Er hatte nämlich Streit mit seinem Vetter Georg II. von

*) Justi, 235.

Hessen-Darmstadt wegen einer Erbschaftsangelegenheit, und das Reichskammergericht hatte einen für den Letzteren günstigen Bescheid gegeben. Ein Vergleich schien im Jahre 1627 dem Streite ein Ende zu machen; aber das berüchtigte Restitutionsedikt von 1629 machte den Stand der Dinge wieder mißlich für den Landgrafen Wilhelm. Darum glaubte dieser durch ein Bündniß mit dem Schwedenkönig für die Sache der evangelischen Kirche und für sich selbst zu sorgen. Er blieb auch diesem Bündniß treu, als Gustav Adolf fiel und die Nördlinger Schlacht für die Schweden verloren ging. 1636 wurde der Landgraf durch den Kaiser in die Reichsacht erklärt; mit der Verwaltung des Landes wurde sein Vetter Georg II. beauftragt. Die Bewohner hatten durch die kaiserliche Soldateska unendlich viel zu leiden; 15 Städte, 47 adelige Wohnsitze und gegen 300 Dörfer, von welchen letzteren viele nicht wieder aufgebaut worden sind, wurden zerstört und es schien, als ob ganz Hessen ein Schutthaufen werden solle. In dieser Zeit starb am 21. September 1637 zu Leer in Ostfriesland der Landgraf Wilhelm, erst 36 Jahre alt. Er hatte schon früher für diesen Fall seine Gemahlin als Regentin bestimmt. Diese erklärte vor den versammelten Landständen, sie werde mütterlich für ihr Land wie für ihre Kinder sorgen; das habe sie fest beschlossen und Niemand solle sie daran hindern. Sie brachte noch in demselben Jahre 20,000 Mann auf die Beine, um für die Sache ihres Verbündeten einzustehen und ihrem Vetter Georg von Darmstadt wieder zu entreißen, was dieser von Hessen-Kassel im Besitze hatte. Natürlich handelte sie bei allen ihren Kriegsunternehmungen, die von ihrem Feldherrn Melander geleitet und ausgeführt wurden, nur in Uebereinstimmung mit den Schweden und besonders mit Bernhard

von Weimar, der ihr persönlich zugethan war und entschlossen gewesen sein soll, sie zu heirathen. Sein plötzlich erfolgter Tod machte diesem Projekte ein Ende. Aber auch alleinstehend und selbst von ihrem bisherigen Feldherrn Melander, der zu den Kaiserlichen übergetreten war, verlassen, hielt sich die Landgräfin in einer Weise, daß die Schweden beim Friedensschlusse erklärten: „Man muß etwas thun für eine Fürstin, wie die Landgräfin ist; darum, meine Herren! überwinden Sie sich selbst und suchen Sie diese Fürstin zu befriedigen." Nur darin wollten die französischen Gesandten nicht willigen, daß katholische Landestheile unter deren Herrschaft gelangten. „Lieber ein protestantisches Königreich, als ein katholisches Dorf," sagten sie. In Folge davon war Amalie so glücklich, nicht allein ihr ganzes Land unversehrt zu erhalten, sondern auch einzelne Theile, wie die Abtei Hersfeld u. a. m., dazu zu bekommen.

Die letzten Jahre ihres Lebens wollte die Fürstin in Ruhe verbringen; sie übergab die Regierung ihrem von ihr selbst erzogenen, heißgeliebten Sohn. Ihr vielbewegtes, unruhiges Leben hatte ihre Kraft und ihre Gesundheit gebrochen; sie starb am 8. August 1651 im 50. Jahre ihres Lebens.

Wie sie sich auch bei einer Hiobspost stark zu halten wußte, zeigt folgende Thatsache: Im Jahre 1646 belagerte ihre Armee die Stadt Paderborn; diese erhielt Hülfe und die Hessen mußten sich mit Verlust zurückziehen. Als diese Nachricht einlief, saß die Landgräfin gerade bei der Mittagstafel; sie las den Brief und legte ihn wieder ruhig zusammen mit den Worten: „Das ist eine schlimme Nachricht; doch man muß das Unglück auch ertragen und im Glück nicht übermüthig werden." Darauf sprach sie fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Nach aufgehobener Tafel

versammelte sie ihre Räthe und berathschlagte mit denselben, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei. Sie war äußerst vorsichtig und geschickt in diplomatischen Unterhandlungen, so daß der dänische Gesandte seinem Könige meldete: er habe Amalie nach Art der alten Orakel zweideutig gefunden, daß kaum herauszubringen sei, was der König von ihrer Zuneigung zu erwarten habe. In dem geheimen Staatsrath führte sie selbst den Vorsitz und prüfte Alles auf's genaueste, was zur Prüfung vorlag; sie las alle Verfügungen, welche sie unterschreiben sollte, sorgfältig, und arbeitete oft bis in die Mitternacht, um zu erledigen, was zu erledigen war. Mit unerschütterlicher Treue hing sie an der evangelischen Lehre, und sie äußerte oft: Lieber wolle sie mit ihren Kindern davongehen, als von der wahren Lehre abweichen. Bei den Friedensverhandlungen arbeitete sie darauf hin, daß neben den Lutheranern die Reformirten freie Religionsübung erhielten.

Körperliche Schmerzen ertrug sie mit fast mehr als männlicher Standhaftigkeit. In den letzten Jahren bekam sie ein Uebel an einem Bein, deshalb mußte sie sich schmerzlichen chirurgischen Operationen unterwerfen. Sie reiste nach Heidelberg und zeigte solche Selbstüberwindung, daß sie dem Arzte zurief, er solle nur zuschneiden, unbekümmert um ihre Schmerzen, wenn er es für vortheilhaft halte. Da sie nicht in einem Wagen fahren konnte, schiffte sie auf dem Neckar, Rhein und Main bis Höchst a. M., von wo aus sie auf einem besonderen Reisestuhl bis Kassel getragen wurde. Sie ließ sich noch am Sonntage vor ihrem Tode in die Kirche tragen, und sagte hierauf zu dem Hofprediger, wenn sie sich auch als eine Sünderin erkenne, so vertraue sie doch auf Gottes Gnade in Christo. In der Martinskirche, wo sie begraben war, wurde auf ihren

Befehl eine Tafel zu ihrem Gedächtniß angebracht mit der Inschrift: „Amal. Elis., Landgräfin von Hessen; zur Ehre des höchsten Gottes lasse ich Euch dieses Zeichen und Ausdruck meines Wohlwollens zurück, weil die wahre Liebe sich bildlich nicht darstellen läßt, die ich gegen Euch im Herzen trage. Lebet glücklich, sendet Eure Gebete zum Himmel für das Wohl Euerer Fürsten, damit unter ihrer gerechten Regierung Euch nichts fehle zu einem glücklichen Leben. Das wolle Gott geben." *)

7. Luise Henriette von Brandenburg.

Die in der Ueberschrift genannte Fürstin ist geboren in Haag am 17. November 1627; sie war eine Tochter von Friedrich Heinrich, Fürst von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, und von dessen Gemahlin, Anna von Solms-Braunfels. Der Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg lernte diese vortreffliche Prinzessin während eines längeren Aufenthaltes in den Niederlanden kennen; er warb um ihre Hand und vermählte sich mit derselben am 27. Dezember 1646. In der That besaß Luise Henriette alle Eigenschaften, die dazu dienen konnten, ihren Gatten glücklich zu machen. Sie war eine äußerst gebildete junge Dame und von ihrer Mutter angehalten, in der Haushaltung selbst Hand anzulegen und in sonstigen weiblichen Arbeiten sich eine große Geschicklichkeit zu erwerben. Zudem besaß sie eine nicht geringe Dichtergabe, und, was noch mehr in die Wagschale fiel, Herzensgüte und einen

---

*) Ramshorn a. a. O. II, 108. Justi, Amalie Elisabeth. Gießen 1812.

christlichen frommen Sinn. Als sie 1648 ihren ersten Sohn gebar, dichtete sie das hübsche Lied, dessen Anfang lautet:

Gott, der Reichthum deiner Güte,
Dem ich Alles schuldig bin,
Ursacht, daß mir mein Gemüthe
Gegen dir für Freude wallt.
Meinen Wohlstand, meine Zier
Dank' ich, Vater, einzig dir.
Du hast reichlich Leib und Leben,
Ehr' und Wohlthat mir gegeben.

Wo sich hin mein' Augen wenden,
Was mein Herz bedenken kann,
Da erkenn' ich aller Enden,
Was du, Herr! an mir gethan;
Berg' und Thäler neigen sich,
Leut' und Länder ehren mich,
Wild und Wald sammt tausend Flüssen,
Liegen da zu meinen Füßen.

Sollt ich solcher Gnaden wegen
Dir nicht danken, wie ich weiß,
Weil der Geist mein Herz wird regen,
Sollst du sein mein Lied und Preis,
Meine Freude, meine Kron'
Und mein tausendfacher Lohn.
Was ich von dir werde singen,
Soll die Ewigkeit durchdringen.

Doch sollte die Mutterfreude der Fürstin nicht von langer Dauer sein. Die Kurfürstin suchte und fand Trost

im Glauben an den Erlöser und in dieser Stimmung dichtete sie das bekannte Lied: Jesus, meine Zuversicht!

Es war ihr nun eine schwere Aufgabe gestellt, ihrem Gemahl behülflich zu sein, die Wunden des dreißigjährigen Krieges zu heilen und die in ihrem Wohlstand geschädigten Landestheile wieder zu heben. Sie suchte darum die erworbenen wirthschaftlichen Kenntnisse bestens zu verwerthen. Ein Lieblingsaufenthalt war ihr das an der Havel gelegene Schloß Bötzow, später Oranienburg genannt; hier legte sie einen großen Nutzgarten an; sie verschrieb aus Holland Gärtner und Landwirthe, so wie die nöthigen Geräthe, um hier für die ganze Umgegend eine Musterwirthschaft einzurichten. Auch sorgte sie für die Wiederherstellung des Gottesdienstes, so wie des Unterrichts der Jugend. Wenn sie wegen Unwohlsein nicht in die Kirche gehen konnte, so wurde in ihrer Nähe gebetet und gesungen. Des Nachmittags wiederholte sie mit ihrem Hofgesinde die gehörte Predigt und wandte solche auf sich und die Anwesenden an. In der Bibel las sie einen Tag wie den andern; ihr Hofprediger und Seelsorger Stosch hatte die strenge Weisung, ihr alle Sünden und Schwachheiten unverhohlen vorzuhalten. Ihr bußfertiges Herz sprach sie in dem Liede aus:

Ich will von meiner Missethat
Zum Herren mich bekehren.

So eifrig sie dem reformirten Bekenntnisse ergeben war, so hatte sie doch kein Wohlgefallen an den damaligen Zänkereien der beiden Confessionen, welche von den Geistlichen selbst in den Predigten geführt wurden. Sie bezeugte auch den Lutheranern herzliches Wohlwollen und stand mit lutherischen Liederdichtern, z. B. mit Paul Gerhard, in

freundlichem Verkehr; es war nicht ihre Schuld, daß der Letztere von seinem Amte entfernt wurde. Jedermann hatte Zutritt zu ihr. Bisweilen entzog sie sich den Bissen von ihrem Munde, wie man zu sagen pflegt, um den Armen geben zu können, und sie war tief betrübt, wenn ihr die Mittel fehlten, zu helfen, wie sie gerne gewollt hätte.

Was sie für ihre Pflicht hielt, das zu thun, dafür war ihr kein Opfer zu schwer; darum bot sie ihrem Gemahl, wie sehr sie demselben auch in Liebe zugethan war, die Ehescheidung an, damit er sich eine andere Gemahlin nehmen könne, die ihn und das Land mit einem Thronerben erfreue. Der Kurfürst erwiderte nach kurzem Bedenken: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“ Da sie noch etwas weiter bemerken wollte, fiel er ihr in die Rede und sagte: „Was mich betrifft, so werde ich meinen Eid halten, und so es ihm dabei gefällt, mich und das Land zu strafen, so müssen wir's uns gefallen lassen.“ Ihr Sehnen und Hoffen sollte nicht zu Schanden werden. Am 16. Februar 1655 gebar sie einen Thronerben. Es war ein Dienstag; darum gelobte sie zum Dank für die erwiesene Gnade, jeden Dienstag dem Herrn zu weihen, durch Fasten, Beichten, Beten, Predigt u. s. w. Sie hielt das Gelübde bis zu ihrem Ende. Erst nach Sonnenuntergang pflegte sie ein mäßiges Mahl zu genießen.

Auch in weiteren Kreisen suchte sie für Hebung des vernachlässigten Gottesdienstes zu wirken. Auf ihre Veranlassung gab der als Tonsetzer berühmte Johann Crüger, welcher auch die Melodie zu dem Liede „Jesus meine Zuversicht“ componirt hatte, ein Gesangbuch heraus, in welchem sich ihre eigenen Lieder befanden.

Ihre Dankbarkeit für die Geburt des Erbprinzen trieb sie auch dazu, eine Versorgungsanstalt für 24 vaterlose

Kinder zu errichten. Selbst gegen treulose Diener verleugnete sie ihre Barmherzigkeit nicht. Da einstens einer derselben als Dieb entdeckt wurde, und der Kurfürst in seinem Zorne schwur, denselben hängen zu lassen, steckte sie dem Bedrohten heimlich einige Dukaten zu und verhalf ihm zur Flucht, indem sie erklärte: „Meinetwegen soll kein Menschenblut vergossen werden.“ Zucht und Mäßigkeit wurde bei der Hofhaltung strenge gehalten.

Einer der bevorzugten und begünstigten Hofcavaliere während der Regierung Georg Wilhelms, des Vaters von Friedrich Wilhelm, war H. von Burgsdorf, ein Mann nicht ohne Verdienst, aber im höchsten Grade dem Trunke ergeben. Das ging unter dem früheren Kurfürsten, aber bei der jetzigen Hofhaltung konnte sich der Mann nicht besonders wohl fühlen. Eines Tages sagte er zu dem Kurfürsten: „Gnädigster Herr, ich weiß nicht, wie Sie leben. Bei Ihrem Herrn Vater ging es viel lustiger zu; es wurde viel tapferer herumgetrunken, da war dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu gewinnen, und ich weiß mich der Zeit noch zu erinnern, in welcher ich zehn Maß Wein bei einer Mahlzeit getrunken habe. Die Kurfürstin erwiderte: „Man hat schön gewirthschaftet; so viele Schlösser und Güter für das leidige Saufen zu verschenken.“ Sie ruhete nicht, bis der hochgestellte Mann sein Ehrenamt verlor und den Hof verlassen mußte. In den Haushaltungsangelegenheiten war sie eine vortreffliche Wirthin und Rechnerin; durch weise Sparsamkeit wußte sie mit Wenigem viel zu leisten. Noch findet sich in der Bibliothek zu Berlin ein Haushaltungsbuch, in welchem sie die Ausgaben und sonstige Notizen in holländischer Sprache einzutragen pflegte. Doch konnte sie sich eben so wenig als der Kurfürst den Sitten der Zeit in Beziehung auf großen Aufwand ganz entziehen, so sehr

es Beide wünschten. Allein in den Marställen von Cleve und Berlin wurden 130 Reit= und Kutschpferde für den Kurfürst und 38 für die Kurfürstin gehalten.

In die eigentlichen Staatsangelegenheiten mischte sich die Kurfürstin nicht, wenigstens übte sie nie verderblichen Einfluß aus, wenn auch der Kurfürst öfters zu ihr kam, um bei ihr Rath zu holen. Da die preußischen Stände nach dem Frieden von Oliva hartnäckig die Huldigung verweigerten, hoffte der Kurfürst, daß seine und seiner Gemahlin persönliche Anwesenheit dieselben zum Nachgeben bewegen werde. So war es auch und zwar nicht zum geringeren Theil in Folge des freundlichen und doch würdevollen Auftretens der Kurfürstin.

Mit aller Sorgfalt der treuesten Mutterliebe bekümmerte sich die Kurfürstin um die Erziehung der Kinder, die ihr Gott der Herr am Leben gelassen hatte. Sie schrieb deshalb, wenn sie nicht selbst zugegen war, an den Oberhofmeister derselben, den Grafen Schwerin, und legte auch hierbei ihre fromme Gesinnung an den Tag. „Sie können sich denken," heißt es in einem solchen Briefe, „mit welcher Freude ich meinen Kindern entgegen sehe. Gott vergelte Ihnen zwiefältig die Fürsorge, die Sie ihnen widmen. Ich weiß wohl, daß die Kinder nicht ohne Fehler sein können. Der Kurfürst und ich haben Gott dafür gedankt, daß der Kurprinz zu Landsberg so schön von der Religion gesprochen hat; ich sehe, daß Sie ihn gut anhalten, Gott zu fürchten. Ich glaubte nicht, daß er hierin so viel wüßte; ich hoffe auch, Gott wird ihm den heiligen Geist geben, und ihn stets auf seinen Wegen wandeln lassen. Kurz, es liegt Alles daran, daß das Herz wohl gegründet ist; Alles Andere ist eitel."

Das ganze Leben der Kurfürstin fiel in eine vielbe=

wegte, trübe Zeit. 1650, also bald nach dem 30jährigen Kriege, wurde ihr Gemahl genöthigt, sich mit den Schweden zu verbinden und gegen seinen Lehnsherrn, den König von Polen, zu Felde zu ziehen. In Folge davon fielen die Polen in's Land, sie brannten 13 Städte nieder und ermordeten 30,000 Einwohner grausamer Weise. Auch später, da dieser Krieg 1660 durch den Frieden von Oliva beendigt war, wurde der Kurfürst in den Kampf mit den Franzosen verwickelt und gezwungen, gegen die Schweden die Waffen zu ergreifen. Die Kurfürstin setzte in allen Leiden und Heimsuchungen ihre Zuversicht auf den Herrn. Sie äußerte: „Wenn Jesus noch auf Erden ginge, ich wollte mich noch mehr demüthigen, noch mehr ihm anhängen als das kananäische Weiblein. Was ich aber auf leibliche Weise nicht thun kann, das will ich im Geiste und im Herzen thun, in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und Heiland sei, der Mitleid haben kann und hilft."

Die Kurfürstin war immer auf den Tod gefaßt und sah demselben mit Ruhe und gottesfürchtigem Sinne entgegen; sie starb am 18. Juni 1667, nachdem sie ihrem Gatten sechs Kinder geboren hatte, wovon bei ihrem Tode noch drei Prinzen am Leben waren. Der Kurfürst soll öfters ausgerufen haben: „O Luise, wie vermisse ich dich!"

Er heirathete zum zweiten Mal Sophia Dorothea von Holstein-Glücksburg, Witwe des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg-Celle. Man sagt von derselben, sie sei eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, eine grausame Stiefmutter und eine unbarmherzige Fürstin gewesen, also gewiß keine ganz würdige Nachfolgerin der Verstorbenen.*)

*) Merz, christl. Frauenbilder II. Koch, Kirchenlied III, 158.

8. Maria von Preußen.

Alle die genannten Fürstenfrauen waren in ebenbürtiger Ehe mit den regierenden Herren verbunden; es wurde mit Strenge auf die Ebenbürtigkeit bei fürstlichen Heirathen gesehen. Ueberhaupt suchte man den Unterschied der Stände aufrecht zu erhalten und geltend zu machen, und nicht jede fürstliche Dame konnte so ungehindert mit den niederen Ständen verkehren, als die gute Dorel, welche sich trotz ihrer Herablassung in fürstlichem Ansehen zu erhalten wußte. Anders war es bei Maria, der zweiten Gemahlin des Herzogs Albrecht von Preußen, welche sich in jugendlichem Alter mit dem schon bejahrten Fürsten vermählte. Der Adel hatte am Hofe eine solche Stellung eingenommen, daß er dadurch übermüthig wurde. Selbst der jungen Fürstin legten die vornehmen Herren und Damen ihren hoffährtigen Sinn an den Tag, so daß sich dieselbe zurückgestoßen fühlen mußte und sich mehr den bürgerlichen Familien näherte. Sie empfing bürgerliche Frauen an dem Hofe und ging vertraulich mit denselben um; auch näherte sie sich in ihrer Kleidung einigermaßen den Bürgerfrauen; so trug sie die Haube, die bei diesen gewöhnlich war.

Der Adel sah mit Verachtung und grimmigem Neide die ihm schimpflich dünkende Selbsterniedrigung der Herzogin. Als einstens Prinz Magnus von Dänemark, ein Verwandter der ersten Gemahlin Albrechts, nach Königsberg kam und an der herzoglichen Tafel speiste, tadelte er mit derben, beleidigenden Worten den Anzug der Herzogin. Nach dem Essen begab man sich zum Tanze und die Herzogin nahm lebhaften Antheil an demselben. Der dänische Prinz sprach auch jetzt sein Mißfallen über die veränderten Hofsitten aus; der verletzte Anstand müsse wieder hergestellt

werden; man müsse der Fürstin die Bürgermütze vom Kopfe thun. Der Hofmarschall warnte die Herzogin; dieselbe ließ sich aber nicht irre machen, sondern blieb unbefangen in der Gesellschaft. Plötzlich nahm ihr der rohe Gast mit Brutalität die Mütze vom Kopfe, so daß allgemeine Bestürzung und Verwirrung entstand, wobei die adeligen Herren und Damen ihre Schadenfreude kaum zu unterdrücken vermochten. Der Herzog unterließ es, seiner schwer beleidigten Gemahlin Genugthuung zu verschaffen. Es kam zu weiteren Verhandlungen, wobei die bürgerliche Partei gestürzt wurde und einige bürgerliche Räthe mit dem Leben büßen mußten. Die Herzogin mußte ihrem Hauptfeind, Truchseß von Waldhausen, eine Ehrenerklärung geben; sie zog sich in das Schloß zurück, ohne sich jemals wieder öffentlich zu zeigen.

Zwei Jahre lebte sie noch, sich mit Studien und literarischen Beschäftigungen die Zeit verkürzend. Nach dem Beispiel ihrer Mutter, Elisabeth von Braunschweig*), schrieb sie für ihren Sohn 100 Vorschriften in deutscher Sprache nieder.

9. Philippine Welser.

Doch finden wir einige Frauen niederen Standes in rechtmäßiger Ehe mit Fürsten verheirathet. Die bekannteste darunter ist Philippine Welser, eine Augsburger Patrizier-Tochter. Von ihrer Familie singt ein deutscher Dichter (Theodor Hell):

Rühmlich mit erworbenen Schätzen
Pranget das Geschlecht der Welser

---

*) Siehe Kapitel 2 S. 65 u. Folge.

Unter Augsburgs Edelbürgern,
Und es wehten seine Flaggen
Werbend in den fernen Meeren,
Und hin nach Venezuela
Ließ sie Karl der Fünfte segeln,
Daß sie dort die weite, reiche
Pfandverliehene Länderstrecke,
Mit der Waffen Macht besetzten;
Und es schifften sich die Deutschen,
Nahe an fünfhundert Männer,
Ein für diese Unternehmung;
Kamen, stritten, überwanden
In Amerika's Gefilden
Stolze Reich' am Meergestade.

Ein besonderes Kleinod dieser Familie war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Philippine Welser*), geboren 1530, mit den herrlichsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet. Im Herbste 1547 hielt der Kaiser einen Reichstag zu Augsburg, auf dem viele Fürsten versammelt waren; auch der jugendliche Neffe des Kaisers, Ferdinand, ein Sohn des Königs Ferdinand, befand sich unter den Anwesenden. Er sah die Perle von Augsburgs Töchtern und wurde von Liebe zu ihr gefesselt, so daß er seine Gefühle nicht verbergen konnte; auch fand er Gegenliebe. Wiewohl er den Zorn seines Vaters zu fürchten hatte, ließ er sich doch die schöne Augsburgerin, welche jede andere Verbindung verweigerte, 1550 durch priesterlichen

---

*) Die Welser gehörten damals zu den reichsten Familien Deutschlands. Bartholomäus Welser, zur Zeit Karls V., ließ acht ausgerüstete bewaffnete Schiffe auf dem Meere gehen und konnte dem Kaiser noch zwölf Tonnen Goldes leihen.

Segen als Gattin vermählen. Der Vater war, wie der Kaiser, über die Mißheirath höchst erzürnt. Ferdinand sollte verstoßen und enterbt werden, wenigstens mußte er den Hof verlassen und durfte weder allein, noch mit seiner Gemahlin daselbst erscheinen. Häusliches Glück, gegründet auf innige, gegenseitige Liebe, entschädigte Beide. Wer Gelegenheit hatte, Philippine näher kennen zu lernen, mußte sie lieb gewinnen; so tadellos hielt sie sich in jeder Beziehung. Selbst der erzürnte Schwiegervater konnte am Ende der Liebenswürdigkeit derselben nicht widerstehen. 1558, als Ferdinand, nun auf den Kaiserthron erhoben, sich zu Prag befand, überreichte ihm Philippine in verhüllter Gestalt fußfällig eine Bittschrift, in welcher, ohne Nennung der Namen, ihr Verhältniß geschildert wurde. Ferdinand bewunderte die Anmuth, Sittsamkeit und Schönheit der Unbekannten, und da er erfuhr, wer sie wäre, verzieh er seinem Sohne und erkannte im September 1561 die Ehe als rechtsgültig an; doch sollten die aus derselben entsprossenen Söhne nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzöge von Oesterreich genannt werden; aber nach dem Aussterben des österreichischen Mannsstammes sollten sie in allen Erblanden — Böhmen und Ungarn ausgenommen — erbberechtigt sein. Vorerst bekam Ferdinand Tyrol und Vorderösterreich zur Regierung übergeben. Er führte auf dem reizenden Ambras bei Innsbruck ein glückliches Leben, vom ganzen Volke mit seiner Gemahlin geehrt und geliebt. Beide sorgten auch für das Wohl ihrer Unterthanen, namentlich in dem Hungerjahre 1570. Sie ließen eine Menge Getreide aufkaufen und billig wieder verkaufen. Philippine hatte eine eigene Kasse für arme und dürftige Leute und theilte fleißig und reichlich Almosen aus; auch zeigte sie eine große Liebe zu den Wissenschaften und Künsten. Sie

starb 1580 zu Innsbruck in einem Alter von 50 Jahren. Ferdinand ehrte ihr Andenken dadurch, daß er eine Münze mit ihrem Bildniß und der Umschrift: Divinae Philippinae (der göttlichen Philippine) prägen ließ.

10. Anna Luise Föhse.

Auch ein Mädchen bürgerlichen Standes finden wir mit einem deutschen Fürsten ehelich verbunden; es war Anna Luise Föhse, die Tochter eines Apothekers zu Dessau, geboren am 22. März 1677. In ihrem sechzehnten Jahre zog sie die Blicke des um ein Jahr älteren Prinzen Leopold, der unter der Vormundschaft seiner vortrefflichen Mutter, Henriette Katharina, stand, auf sich; da diese die Neigung ihres Sohnes erfuhr, war sie, wie sich's denken läßt, schmerzlich dadurch berührt. Sie schickte deshalb den Prinzen, um ihn zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen, auf Reisen, und ließ ihn zwei Jahre in Italien verweilen, von wo aus er über Wien zurückkehrte. Leopold konnte über dem vielen Schönen, was er zu sehen bekam, die Apothekerstochter nicht vergessen; seine Liebe hatte die Probe bestanden und die Mutter sah, daß sie jedenfalls noch einen andern Versuch machen müsse, um den Prinzen von dem Gegenstande seiner Zuneigung abzubringen. Sie ließ ihn noch in demselben Jahre einen Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo der Prinz Beweise seiner Tapferkeit gab. 1698 übernahm Leopold die Regierung seines Ländchens. Nun hielt ihn Nichts weiter ab, der schönen Apothekerstochter die Hand zu bieten, und die Mutter erkannte, daß fernerer Widerstand vergeblich sein werde. Im September desselben Jahres erfolgte die kirchliche Trauung. Drei Jahre nachher wurde die junge Frau

mit Zustimmung ihrer Schwiegermutter und der Prinzen des Hauses durch den Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben. Alle ihre Kinder, die schon geborenen wie die noch zu erwartenden, wurden für erbfähig erklärt. Auch wußte sich Anna Luise in ihre neue Stellung zu finden, daß sie sich allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Ihr eheliches Leben war ein überaus glückliches; durch ihre Klugheit und Sanftmuth wußte sie die Ausbrüche der Leidenschaften ihres Mannes zu mildern, und es ist bekannt, daß der alte Dessauer — dies war ihr Gemahl — zwar gutmüthig, aber auch sehr strenge und zum Zorne geneigt war. 1745 erfolgte der Tod der vortrefflichen Frau, und da man wußte, wie sehr die Nachricht davon den Fürsten aufregen würde, so wagte keiner der Diener demselben die Trauerbotschaft zu überbringen; jeder fürchtete, mit einem Stocke dafür belohnt zu werden.*)

11. Sidonie Borke.

Einen minder glücklichen Ausgang hatte das Liebesverhältniß zwischen Sidonie Borke (geb. 1540) und dem jungen Herzog Ernst von Pommern-Wolgast. Sidonie stammte aus einem alten pommerschen Adelsgeschlecht, und meinte auch, zu etwas Höherem berufen zu sein. Mit der ihr eigenthümlichen Heftigkeit erwiderte sie die Liebe des jungen Fürsten; sie träumte von einer schönen Zukunft, wenn sie an dessen Seite den Thron besteigen würde. Als aber der alte Herzog von dem Verhältnisse seines Sohnes zu Sidonie Kunde erhielt, sprach er mit aller Entschieden-

---

*) Ramshorn II, 205. Varnhagen von Ense, Biogr. Denkmale II.

heit zu demselben: „Nur einer Prinzessin gehört deine Hand; der Umgang mit dem nicht ebenbürtigen Mädchen muß aufhören. Ist derselbe edel, so führt er Euch in's Verderben; ist er schlecht, so taugt er ebenfalls nichts." Ernst wagte nicht, seinem strengen Vater zu widersprechen; er entsagte seiner Verbindung mit der Geliebten. Diese, leidenschaftlich wie sie war, überhäufte den Wortbrüchigen mit den heftigsten Vorwürfen. „Gehet hin," sprach sie, „und lebet mit der Euch zugeführten Gattin, so gut Ihr könnt. Ihr werdet kinderlos sterben, wie ich." Sidonie ließ sich alsbald in das protestantische Fräuleinstift Marienfließ aufnehmen. Hier lebte sie bis an ihr 80. Jahr; sie bekleidete längere Zeit die Würde einer Oberin, und erlebte, daß ihre Weissagung bei dem Herzog in Erfüllung ging; er starb, ohne einen Erben zu hinterlassen. Durch ihr stolzes, hochfahrendes Wesen zog sie sich die Feindschaft ihrer Umgebung zu. Gerne benutzten die andern Glieder des Stiftes jede sich darbietende Gelegenheit, die alte Frau in's Verderben zu stürzen. Man wußte es, daß sie öfters mit Zigeunern verkehrte und daß sie sich gegen den Hexenglauben als gegen eine bedauernswerthe Verirrung aussprach. Als eine Zigeunerfrau als Hexe ergriffen und auf die Folter gebracht wurde, gab sie Sidonie als Mitschuldige an. Diese betheuerte ihre Unschuld, bekannte aber auf der Folterbank Alles, was man haben wollte. So wurde sie 1610 vor dem Mühlenthor zu Stettin enthauptet und hierauf verbrannt.

Sechstes Kapitel.

Evangelische Frömmigkeit; sodann Mysticismus und Pietismus.

Beispiele weiblicher Frömmigkeit haben wir schon einige betrachtet, namentlich aus den höheren Lebenskreisen; gewiß ein unwiderleglicher Beweis, daß die Zeit der todten Orthodoxie, wie man zu sagen pflegt, nicht ganz dem Tode anheimgefallen war, sondern immer noch die Kraft hatte, christliches Leben zu erzeugen, ganz besonders bei dem weiblichen Geschlecht. Wir fügen den gegebenen Beispielen noch einige andere bei und zwar zunächst einige Pfarrfrauen.

1. Sibylle Matthesius.

Sibylle Matthesius, geborene Richter, Ehefrau des bekannten Bergmannspredigers in Joachimsthal, Johann Matthesius, welcher Predigten über Luthers Leben gehalten hat. Dieser ihr Gatte sagte nach ihrem Tode zu seinen Kindern: „Eure liebe Mutter hat dies Zeugniß männiglich in dieser Gemeinde, auch bei mir und ihrem Beichtvater hinter sich gelassen, daß sie eine gottesfürchtige, gläubige

und christliche Matrone ist gewesen, die den Sohn Gottes, sein Wort und seine Diener lieb und werth gehalten. Ihr wisset, daß sie keine Predigt versäumt und allezeit ihr Psalterlein mit zur Kirche getragen und daheim sehr gerne gelesen hat. — — — O, wie eine fleißige Zuhörerin war sie! Darum sie auch allemal den Text, den man auslegte, vor sich hatte. Die ganze Bibel hat sie ihrem Mann nach Tische dreimal fein deutlich gelesen. Dabei blieb sie stets in Demuth dessen eingedenk, daß der Mann des Weibes Haupt ist. Sie war liebreich, freundlich, holdselig gegen Jedermann. Nie hörte man ein unschön, unfreundlich Wort von ihr, oder sah eine übelstehende Gebehrde. Nie ist sie uneins mit mir geworden; sie hat nur zu Glimpf und Sühne helfen reden, ist verschwiegen, pünktlich und reinlich gewesen und meine treue Schatzmeisterin. War ich in Nöthen und Betrübniß, so tröstete sie mich mit Gottes Wort und rieth mir, daß ich ja Nichts wider das Gewissen thun solle. Sie war willig und bereit, mit mir bis an der Welt Ende zu ziehen, so es in die Noth erforderte. Einmal, da es mit meiner Stellung in Joachimsthal sehr übel stand, tröstete sie mich: „„Seid getrost, lieber Hauswirth; ich will über Berg und Thal mit Euch; man wird uns unseres Herrn Gottes Land wohl nicht können verbieten. Denn die Erd' ist des Herrn und was darin ist. Er wird uns kraft seiner Verheißung nicht Waisen lassen, sondern schon ein Hüttchen und Oertlein geben. — — — Thut was recht ist; um meinetwillen handelt bei Leib nicht wider Euer Gewissen!“ “

Sie erfreute ihren Gatten mit sieben Kindern, darunter waren vier Söhne. Einer von diesen hatte eine abschreckende Hasenscharte und aufgespaltenen Gaumen mit auf die Welt gebracht. Als die Mutter dieses Kind sah, war sie natürlich

sehr erschrocken und betrübt; doch tröstete sie sich alsbald und sagte: „Am jüngsten Tage wird dies Alles heilen, wenn Christus uns von allem Jammer und Herzeleid erlösen wird."

Das Eheglück hatte nun etwa zehn Jahre gewährt, als Sibylle zu kränkeln anfing und sich immer mehr mit dem Gedanken an den Tod befreundete. Sie tröstete ihren trauernden Gatten: „Wie stellt Ihr Euch also? Haben nicht Eure guten Freunde auch ihre liebsten Hausfrauen zu Gott wieder heimgehen lassen und die sind unverloren. Ihr werdet mich auch wieder finden."

2. Anna Maria Gerhard.

Der berühmte Paul Gerhard, dem wir das Lied: „Befiehl du deine Wege" und so viele andere geistliche Lieder verdanken, erhielt erst in seinem 45. Lebensjahre eine Anstellung zu Mittenwalde, 4 Meilen von Berlin. Er heirathete Anna Maria Berthold, die Tochter eines Advokaten zu Berlin. Weß Geistes Kind sie war, sehen wir aus ihren Aufzeichnungen in der Familienbibel, wovon wir Einiges mittheilen wollen.

„Am Sonntage Cantate, den 19. Mai 1622, ward ich geboren. Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch (Joh. 3, 5. 6.). Herr, zu mir komme dein Reich."

„Am Dienstage, den 21. Mai, ward ich durch die Taufe meinem Herrn Jesu Christi zugeführt. — Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wie viel euerer getauft sind, die haben den Herrn

Jesum angezogen (Gal. 3, 26. 27.). Herr, laß mich dein Kind sein!"

„Am 11. Febr. 1655. Der ehrwürdige Herr Probst Behr segnet in meines Vaters Hause den Bund meines Herzens mit meinem lieben Paul Gerhardt ein. — Freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein (2. Kor. 13, 11.)."

„Am 14. Januar 1657. Unser Kind, Maria Elisabetha, stirbt, kaum acht Monate alt. Herr, warum nimmst du mir meiner Augen Lust und meines Herzens Freude? Doch ich will nicht klagen und weinen. Schlaf wohl, mein Kind, in deinem Ruhebettlein! Wenig und böse war die Zeit deines Lebens, du lieber, flüchtiger Gast auf Erden! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet! (Hiob 1, 21.)"

„Am 12. Januar 1568. Unser zweites Kind, Anna Katharina, wird geboren. So hast du, Herr! die Wunden wieder geheilt, die du geschlagen hast. Ach! segne uns dies Kind, daß es dir wohlgefällig ist. Es ist vor euerem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Jemand von diesen Kleinen verloren werde. (Matth. 18, 24.)"

„Am 25. März 1659. Unsere Anna Katharina ist in ihr Ruhekämmerlein getragen. Ach, soll ich denn sein, wie Eine, die ihrer Kinder beraubt wird? Warum, Herr! züchtigest Du mich so sehr? Wie habe ich's verschuldet, daß du auch diese Freude in Herzeleid verwandelst? Mein Gerhard tröstet mich: Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft! Ja wohl, es schläft, aber so, daß es die Mutterstimme nicht aufwecken kann. Ich weiß, Herr, du hast Macht, zu thun mit dem Deinen, was du willst, aber

laß mich weinen und klagen. (Lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w. Mark. 10, 14.)"

Aehnlich bei dem Verlust ihres dritten und ihres fünften Kindes; dieselbe Glaubenstreue bei sonstigen Heimsuchungen.

„Am 6. Februar 1666. Mein lieber Herr ist heute seines Amtes entsetzt worden. Auch diese Prüfung noch! Meine Kraft ist schwach; aber der Herr weiß, wie viel ich noch tragen kann. Halte du aus, mein Gerhard! schäme dich des Evangelii von Christo nicht und lege immerdar ein gutes Zeugniß ab vor vielen Zeugen. Ich folge dir in's Elend, in die Wüste, in Noth und Tod. Fürchte dich nicht vor denen, die wohl den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten. — — — Bleibe treu, sieh nicht auf mich und unser Kind; ohne Gottes Willen fällt ja kein Sperling vom Dache — wir werden nicht Hungers sterben. Halt' aus, mein Gerhard! bis du gekommen bist zu dem Berge Zion, zu dem himmlischen Jerusalem, zu der Menge vieler Tausend Engel und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind u. s. w. Gott segne dich, mein Gerhard! Jetzt fühle ich, wie groß du bist und wie gering ich bin, deine arme Magd."

„Am 29. Februar 1668. — — Ein unheimlicher Hauch geht durch meine Glieder, der mich von hier erkältet. Es wird wohl der Bote sein, der mich abruft. Soll es also sein, Herr! so gieb, daß ich die Schwachheit meines Herzens besiege. Dir befehle ich mein einziges Kind, das du mir armen, sündigen Magd aus großer Gnade gelassen hast. In deine Hände befehle ich Seele und Leib!"

Ihre Todesahnung täuschte sie nicht. Bei ihrem Begräbniß bewies die allgemeine Theilnahme, welche große Liebe und Achtung sie bei ihren Mitbürgern genossen hatte.

3. Margaretha Juliane Adelung.

M. J. Adelung war die Tochter von Wilhelm Barthold, Hofprediger der Herzogin von Würtemberg zu Mömpelgard; sie verheirathete sich zuerst mit dem Prediger Fritzsche zu Halbau in Schlesien, sodann in zweiter Ehe mit J. Paul Adelung, Pfarrer zu Schwanebeck bei Berlin. Bei den mancherlei Leiden, von denen sie heimgesucht wurde, namentlich Krankheiten der Ihrigen und ihrer eigenen Schwachheit, zeigte sie einen frommen, gottergebenen Sinn; sie starb am 21. November 1704. Von ihr heißt es in ihrer Lebensbeschreibung: „Alle, die sie näher kennen lernten, fanden in ihr eine aufrichtige Liebe Gottes und ihres Heilandes und eine Bereitwilligkeit, ihm durch Kreuz und Leid nachzufolgen. Ihren Eheherrn und ihre Kinder liebte sie herzlich und war um ihr zeitliches und ewiges Wohl stets bekümmert. Dem Geize war sie von Herzen gram und den Armen that sie so viel Gutes, als sie nur konnte. Im täglichen Umgange hatte sie stets das im Auge, daß Andere durch sie und sie mit ihnen zur Liebe Gottes möchten ermuntert werden; daher auch aller Orten ihr Umgang gesegnet war.“

Sie hinterließ ihren Kindern schriftliche Ermahnungen zu einem gottseligen Leben. Aus den Ermahnungen an ihre Töchter theilen wir einige Stellen mit: „Weil ich spüre, daß ich euch bald verlassen werde und ihr alsdann vater= und mutterlose Waisen sein werdet, so habe ich meiner mütterlichen Pflicht ein Genüge thun und euch noch mit dieser Anrede zu Statten kommen wollen. Du, meine liebe Susette! weißt, was ich dir oft und viel gesagt. Ach, vergiß es nicht und nimm es wohl in Acht. Du hast von Natur ein stilles Gemüth empfangen; siehe zu, daß dasselbe

durch die Heiligung in die rechte Ordnung gebracht wird. Merke fleißig auf das, was dir schädlich werden will. Seufze und streite dawider in der Kraft Gottes. Muntere dein Gemüth täglich auf mit guten Betrachtungen und bedenke, daß dich der liebe Gott fleißig und getreu in deinem Berufe haben will, daß er auf dein Thun genau Achtung gibt und daß du Rechenschaft geben mußt von Allem, was er dir anvertraut hat. Liebes Kind! die Zeit ist theuer; kaufe sie wohl aus. Verliere nicht einen Augenblick. Sei willig, dienstfertig, gehorsam, freundlich gegen Alle, mit denen du zu thun hast, ohne Leichtsinn. Insbesondere bitte ich dich, hüte dich vor vertraulichem Umgang mit Mannspersonen. Meide ihn, so viel du kannst. Bedenke, wie gefährlich es ist, mit ihnen umzugehen, und wie leicht dein Herz berückt werden könnte. Schenke deine Liebe Jesu, dem Liebenswürdigsten, der allein treu und wahrhaftig ist und dich hier und dort ewig glücklich machen kann. Du bist Zeuge gewesen des Leidens, das ich habe ausstehen müssen. Der Herr weiß es; er hat es tragen helfen. Es ist wahr, daß ich an eurem Vater einen frommen, liebreichen und treuen Mann gehabt. Allein mein Ehestand war doch ein Wehestand. Was habe ich für Kreuz, Leid und Ungemach erduldet, die ich im ledigen Stande nicht gehabt hätte. So ist doch bei dem größesten Glücke viel schweres Leiden. Darum, weil ich die Last so schwer gefunden, die dich gewiß nicht weniger drücken würde, wofern du in den Ehestand trätest, so wollte ich dich gerne verschont wissen und dich warnen, daß du die Menschen wollest fahren lassen. Opfere dich dagegen Gott mit Leib und Seele und diene ihm in keuscher Liebe. Halte dich gering in Kleidung, mäßig im Essen und Trinken, demüthig in Gebehrden, abgeschieden von Menschen. Suche, was droben

ist, nicht, was irdisch und vergänglich ist. Erwähle mit Maria das beste Theil. Bleibe in täglicher Erneuerung eine Jungfrau, die dem Lamme nachfolgt. Der Herr gebe dir ein gläubiges, keusches Herz!"

„Und du, Gretchen! meine jüngste Tochter, wache ja über dein Herz. Laß dasselbe nicht ausschweifen, wirf dich in die Arme Jesu und bitte, daß er deine Seele stillen möge, damit du nicht von ihm entwöhnt werdest. Siehe beständig auf dein Inwendiges und laß den Begierden des Herzens nicht Raum. Wirf deine Augen nicht hin und her und laß dein Gemüth nicht in die Eitelkeit der Welt ausflattern. Ach, mein Kind! nimm dich wohl in Acht und hüte dich vor aller Verführung. Folge nicht, wenn man dich zum Bösen leitet. Meide alle Weltlust; denn sie ist die Thüre zum Abgrund. Betrübe nicht den heiligen Geist, der in der Taufe über dich ausgegossen ist. Thue deinen armen Eltern nicht Schande auf Erden. Du bist eines frommen Vaters Tochter; darum sei behutsam in deinem Wandel. Bitte Gott ohne Unterlaß um die Regierung des heiligen Geistes. Dämpfe dein hitziges Gemüth mit Fasten, Beten, Wachen und Arbeiten."

„Liebe Kinder! Ich hinterlasse euch nicht viel Geld und Gut, aber dennoch einen großen Segen; denn das Wenige, das ihr finden werdet, ist ein lauteres Geschenk des lieben Gottes. Es ist Wenig in den Augen des Geizhalses, aber Viel vor meinen Augen und vor meinem Herzen. Es ist Viel, ja vielleicht Mehr, als ich mir noch einbilden kann, denn den verborgenen Segen, der daran ist, kann ich jetzt nicht sehen, aber ich wünsche, daß ihr ihn nicht von euch stoßet" u. s. w.

4. Beata Sturm.

Beata Sturm, gewöhnlich die würtembergische Tabea (Apostelg. 9, 36) genannt, ist geboren am 17. Dezember 1682 zu Stuttgart. Schon in ihrem zehnten Jahre bekam sie an beiden Augen den Staar und erlangte durch eine fünfmalige Operation nur ein nothdürftiges Augenlicht. Ihr Vater, Joh. Heinr. Sturm, Oberjustizrath, war ein äußerst frommer Mann; er wurde Jahre lang als Geisel in französischer Gefangenschaft festgehalten. Ihre Mutter starb während seiner Abwesenheit, so daß eine alte herrschsüchtige, lieblose Magd dem jungen Mädchen das Leben verbittern konnte. Als ihr Vater 1709 gestorben war, führte Beata mit ihrem jüngeren Bruder die Haushaltung fort; hierauf fand sie bei einem Herzensfreunde ihres Vaters, dem Prälaten Esenwein zu Blaubeuren, ebenfalls zwei Jahre lang eine gastliche Aufnahme. Von 1713 bis zu ihrem Ende blieb sie bei ihrem älteren Bruder, Advokat und Sekretär der Landschaft in Stuttgart. Von Zeit zu Zeit mußte sie zur Stärkung ihrer schwachen Augen eine Badekur brauchen. In ihrem, von ihr selbst verfaßten kurzen Lebensabrisse sagte sie, wie ihr Taufname Beata, d. h. die Selige, ihr stets eine Aufmunterung zu einem frommen Wandel gewesen sei. Sie habe, obwohl von vortrefflichen Eltern geboren und erzogen, doch von Natur ein trotziges und verzagtes Herz gehabt, aber erst nach und nach durch die Gnade Gottes solches erkannt. Ihr Vater war ein Verehrer der heiligen Schrift, der sich sein hebräisches altes und sein griechisches neues Testament in bestimmte Abschnitte eingetheilt hatte, daß er die ganze Bibel in einem festgesetzten Zeitraume durchlas. Auch Beata befolgte diese Ordnung, so daß sie etliche dreißig Mal diese

erbauliche Lektüre vollendete. Sie wurde auf diese Weise mit der ganzen Bibel so bekannt, daß sie nur den Anfang eines Abschnittes zu hören brauchte, und dann auswendig fortfahren konnte. Auch fehlte ihr nie ein passender Bibelspruch, wenn sie eines solchen zu ihrem Troste, zur Stärkung ihres Glaubens oder zum Kampfe wider die Versuchung bedurfte. Außer der Bibel las sie kein einziges Buch; sie meinte, bei ihren schwachen Augen, die sie nicht anstrengen dürfte, müsse sie ihre Lektüre auf das Nothwendigste und Nützlichste beschränken. Nur später, als ihr Luthers Schriften geschenkt wurden, beschäftigte sie sich auch mit diesen und bekannte öfters, welche köstliche und kräftige Geistesnahrung sie aus denselben geschöpft habe. Daß sie eine eifrige Beterin war, versteht sich wohl nach dem Erwähnten von selbst. Das Abendmahl genoß sie, so oft ihr Herz Verlangen danach hatte, bisweilen alle Vierteljahr. Bei ihrer ängstlichen Gewissenhaftigkeit und bei ihrem ernsten Ringen nach Heiligung hatte sie oft innere Anfechtungen, daß sie sich einmal sogar für unwürdig hielt, das heilige Abendmahl zu genießen. Da fielen ihr die Worte ein aus Spr. Sal. 9, 4. 5: „Kommt, ihr Albernen, und esset von meinem Bissen“ und Joh. 6, 37: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinaus stoßen.“ So gewann sie wieder die verlorene Freudigkeit. Einige Male hatte sie selbst Anfechtungen zum Selbstmord, aber auch in solchen bösen Stunden gedachte sie an das Wort des Herrn: „Du sollst nicht tödten“ und so wurde sie vor einer so schweren Sünde bewahrt.

Daß ihre Frömmigkeit nicht in einer kraftlosen Gefühlsschwelgerei und Schwärmerei bestand, zeigte ihr rastloser Wandel in der Liebe. Wir haben schon gehört, wie sie durch eine Magd ihres Vaters in ihrer Kindheit Viel zu leiden hatte. Niemals beklagte sie sich hierüber bei

ihrem Vater, weil jene Magd diesem diente, was sie bei ihren blöden Augen nicht konnte. Nach ihres Vaters Tode kam die Person in ein anderes Haus. Beata machte sich Vorwürfe, daß sie die Kränkungen von Seiten derselben nicht mit mehr Liebe und Sanftmuth ertragen habe. Sie fühlte sich durch ihr Herz getrieben, die Magd deshalb um Verzeihung zu bitten. Anfangs lachte diese über die vermeintliche Einfalt; denn sie mußte sich sagen, daß sie nicht die Beleidigte, sondern die Beleidigerin gewesen sei. Doch bald darauf wurde auch ihr Herz von solcher Sanftmuth und Demuth ergriffen und sie that alles Mögliche, um Beaten ihre Liebe zu beweisen. Als sie von einer ekelhaften Krankheit befallen wurde, daß Niemand um sie bleiben mochte, stand ihr Beata tröstend und helfend zur Seite, besuchte sie fleißig und vollendete ihre Bekehrung.

Ueberhaupt widmete Beata, so weit sie konnte, ihr ganzes Leben dem Dienste christlicher Samariterliebe. Sie ging umher, die Mühseligen und Beladenen aufzusuchen und zu erquicken. Sie besuchte die Hütten der Armen, das Lager der Kranken, insbesondere die Spitäler, um Trost und Hülfe zu bringen, geistliche und leibliche Speise, je nachdem die Leute derselben bedurften. Ihr väterliches Erbe an Kleidern und Schmuck verkaufte sie, damit sie Mittel erlange, Gutes zu thun. Sie selbst kleidete sich unter ihrem Stande, um desto besser Nackende kleiden zu können. Als sie einstens einer armen Frau Essen brachte und diese äußerte, wenn sie jetzt nur Jemand wüßte, der ihr ein altes Kleid zukommen ließe, in welchem sie sich auch nach einem Stück Brot umsehen könne, zog Beata alsbald ihr Oberkleid aus und schämte sich nicht, in dem Untergewand nach Hause zu gehen. Es war ihr vom Arzte verordnet worden, bei Tisch ein Glas Wein zu trinken; sie meinte, an einem halben

habe sie auch genug, die andere Hälfte könne sie zur Labung von Kranken verwenden. Einstens wurden ihr so viele Unterstützungsbedürftige bekannt, daß ihr geringes Einkommen nicht hinreichte, Allen zu geben, wie sie wünschte; da ruhte sie nicht eher, bis ihr gestattet wurde, einige hundert Gulden ihres eben nicht großen Vermögens aufzukündigen und das Geld für die Armen zu verwenden. Wollten Leute Geld von ihr leihen, so schenkte sie ihnen lieber Etwas, weil sie wußte, daß die Schuldner leicht ihr Herz gegen die Gläubiger verschließen. An sich selbst dachte sie so wenig, daß sie öfters aus Mangel an Geld die Badekur für ihre Augen unterlassen mußte; sie behauptete in solchem Falle, ihre Augen wären den Winter über so gestärkt worden, als wenn sie im Bade gewesen wäre. Wo sie nicht selbst helfen und geben konnte, da wußte sie die Herzen Anderer zu erwärmen.

Sie wollte ihren Mitmenschen dienen, aber Niemandem lästig werden; darum nahm sie für sich selbst, auch wenn sie in Noth war, keine Geschenke an. Um nicht besser zu leben als so viele Tausende ihrer armen Mitmenschen, entzog sie sich dem Tische ihres Bruders und kochte für sich ganz einfach. Wurde ihr von irgend einer Seite besseres Essen geschickt, so brachte sie es den Armen und Kranken. Einmal kam sie selbst so in Noth, daß sie zwei Tage lang Nichts zu essen hatte; sie klagte nicht, sondern freute sich, daß sie an sich selber erfahren habe, wie entsetzlich es sei, Hunger leiden zu müssen.

Erst nach und nach lernte sie, daß auch bei der Mildthätigkeit Vorsicht nothwendig sei, um nicht selbst in Noth zu gerathen und um nicht durch die Freigiebigkeit an unwürdige und schlechte Personen mehr zu schaden als zu nützen. Manche schmerzliche Erfahrung diente dazu, ihr

die Augen zu öffnen. Doch ihr Sinnen und Streben wurde dadurch nicht geändert. Von Herzen freute sie sich, wenn sich durch ihre Hülfe das Sprüchwort bewährte: „Wo die Noth am größten, da ist Gott am nächsten.“ Als ihr einstens Geld in die Hände kam, übergab sie einem Bekannten 25 Gulden, damit er solche einem frommen, aber in Armuth lebenden Pfarrer einhändigen möge. Dem Pfarrer war gerade ein Kind gestorben und er war in der größten Verlegenheit, da er kein Geld hatte, dasselbe anständig beerdigen zu können. Während der Pfarrer also in doppelter Traurigkeit betete, kam der Bote und überbrachte das Geschenk. Das Jahr 1720 endete ihr gesegnetes, gottseliges Leben.

5. Mystische Verirrungen.

Ueber die bisher erwähnten Beispiele evangelischer Frömmigkeit könnten wir uns nur herzlich freuen; dagegen müssen wir auch einige Erscheinungen erwähnen, welche als beklagenswerthe Ausartungen und Verirrungen zu betrachten sind. Wir müssen daran erinnern, daß während unserer Periode, namentlich bis in's dritte Viertheil derselben, für die Feststellung der lutherischen Lehre gegen die römische Kirche und gegen die Reformirten in Deutschland gekämpft wurde; es war die Zeit der herrschenden Orthodoxie. Auf der andern Seite finden wir auch, besonders in der Mitte und gegen Ende der Periode, bei dem Ringen nach wahrer Herzensfrömmigkeit eine einseitige, übertriebene Verwerfung des Buchstabens, nicht blos der Bekenntnißschriften (Symbole), sondern der heiligen Schrift selbst. Man sagte: Ueber das geschriebene Gotteswort gehe das ewige, das älter sei als die Bibel und immer noch fort-

wirke; daher der Glaube an eine fortdauernde Inspiration bei den Wiedergeborenen, Gleichgültigkeit gegen die Sakramente, ja Geringschätzung und Verwerfung derselben, Feindschaft gegen die bestehende Kirche, insbesondere gegen die Geistlichen. Nicht die Wassertaufe, sondern die Geistestaufe mache den wahren Christen, nicht die Theilnahme am Abendmahl und der Genuß von Brod und Wein, oder von dem Leib und Blut Christi, sondern die Aufnahme Christi selbst in dem Herzen führe zur Seligkeit; nicht der äußere Christus führe zum Heil, sondern der innere. Solche Richtungen gab es schon im Reformationszeitalter, so bei dem in der Geschichte von Katharina Schütz erwähnten Kasper Schwenkfeld und bald darauf bei Valentin Weigel, Pfarrer zu Tschopau im Meißnischen.

Dergleichen Lehren fanden besonders bei innerlich aufgeregten Frauen Anklang. Die früher (Kapitel 3 u. 4) von uns erwähnte Anna Hoyer griff ohne Scheu alle evangelischen Geistlichen an und überschüttete dieselben mit den schmählichsten Beinamen. Bei ihr zeigte sich schon recht deutlich das Bedenkliche der immer wachsenden mystischen Richtung, wie viel Wahres derselben auch zu Grunde lag. Durch die Geringschätzung der heiligen Schrift, als der Richtschnur unseres Glaubens, war der subjektiven Willkür und Schwärmerei Thür und Thor geöffnet und die Geringschätzung der Kirche und deren Gnadenmittel mußte dieselbe allmählich in ihren Grundfesten erschüttern; auch war durch dies Alles dem schwärmerischen Unsinn der Weg gebahnt. Dieses sehen wir schon bei Barbara Stiefel, verheirathete Meth, welche von ihrem Bruder angesteckt worden war. Sie brachte ihren Sohn Ezechiel dahin, daß er sich Gotteswort und Großfürsten Michael nannte; sie selbst nahm deshalb den Namen Maria an

und ging von nun an stets weißgekleidet. Ihr und ihrem Sohne wären die göttlichen Lehren besonders durch Träume eingegeben; sie könnten das Gesetz Gottes vollkommen erfüllen; das Predigtamt sei nicht von Gott u. s. w. Nachdem sie mehrere Verhöre bestanden hatte und bei ihren Behauptungen geblieben war, wurde sie auf die Festung Königstein gebracht, bis sie sich endlich zum Widerrufe verstand.

Die Schwärmerei fand Anhänger und Schutz, letzteren bei der Gräfin Erdmuthe Juliane von Gleichen, einer geborenen Gräfin von Hohnstein, Gemahlin des Grafen Hans Ludwig. Dieselbe wurde von den schwärmerischen Ideen in einer Weise angesteckt, daß alle Ermahnungen, insbesondere auch von Seiten des Superintendenten Weller, ihre Wirkung verfehlten. Sie vertheidigte ihre Schützlinge und deren Lehren nach wie vor. Auch die Ausschließung von dem heiligen Abendmahl bewies keine Sinnesänderung bei ihr. Es kam so weit, daß sie sich von ihrem Manne trennte. Dieser verjagte nun die ganze Sippschaft, welche Unfrieden in seine Familie gebracht hatte. Die Schwärmerei selbst glich aber einer ansteckenden Krankheit; sie fand besonders unter dem weiblichen Geschlechte Verbreitung. Namentlich mehrte sich die Zahl derjenigen, die sich für inspirirt hielten und darum allerlei Weissagungen aussprachen.

1623 verkündigte eine Predigerstochter aus Joachimsthal, Benigna König, daß der Verfolgung der evangelischen Lehre durch die Schweden ein Ende gemacht werden würde. Sophia Lotter aus Großlas bei Eger hatte 1629 wunderbare Gesichte, von deren Wahrheit selbst der dortige protestantische Geistliche überzeugt war. Sie behauptete, ein Engel habe ihr verkündigt, Großlas werde

wieder katholisch werden und nur drei Lutheraner würden dort wohnen bleiben; es werde ein Kriegsheer über Böhmen kommen und das Land verwüsten.

Eine andere böhmische Jungfrau, Christina Poniatowska, eines Pfarrers Tochter von Duchnik, behauptete, da sie eine Zeit lang scheintodt gewesen, habe ihr der Herr in einem weißen Talar den gänzlichen Untergang des Erzhauses Oesterreich und die Rückkehr des Pfalzgrafen Friedrich verkündigt; Fürst Ragoczi werde König von Ungarn werden.

Um dieselbe Zeit (1629) erkrankte die elfjährige Margaretha Heidewetter zu Cottbus; sie sprach viel von Christus und ermahnte die Leute zur Buße und zum Gebete; sie prophezeihte, daß über Deutschland eine große Noth hereinbrechen, daß aber Gott durch den König von Schweden Hülfe senden werde.

Keineswegs waren diese Schwärmereien blos die Folge der Aufregung durch den furchtbaren Krieg. Nachdem schon längst der Friede wieder hergestellt war, mehrten sich sogar die Inspirationen und Visionen. 1669 hatte die 19jährige Katharina Forster in dem Dorfe Hohenthurm bei Magdeburg mancherlei Träume und Erscheinungen. Sie versicherte, Christus sei ihr mehrmals erschienen und habe ihr mitgetheilt, er werde in Hohenthurm Apostel berufen und am Pfingstfeste in alle Theile Deutschlands aussenden, um die unbußfertigen Bewohner zu bekehren.

Noch größeres Aufsehen erregte die Gattin eines schwedischen Obersten, Eva Margaretha Fröhlich; sie lehrte, daß außer ihr keine Seligkeit sei, daß nun die Zeit heran komme, wo das Volk Israel von seiner Gefangenschaft befreit werde, daß Karl XI. und sie berufen seien, die Heiden auszurotten, Jerusalem neu zu erobern und

die Juden zum Christenthume zu bekehren. 1687 gab sie eine Auslegung der Sendschreiben in der Offenbarung Johannis heraus und weissagte, die Franzosen würden 1691 Stockholm erobern; aber schon im folgenden Jahre werde unter Christi Heerführerschaft das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen.

In Ansbach hielt sich Anna Vetter, die Frau des Schloßvogtes, für das A und das O; sie schmähte die Prediger, weil sie ihr keine Kirche überlassen wollten. Die Obrigkeit ließ sie mit einer Kette auf einen Klotz befestigen, da sie die Bauern aufhetzen wollte. Unzählige Andere übergehen wir.

Das Inspirationsfieber dauerte bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein. In Schlesien gab es zahlreiche Haufen Inspirirter. Oefters sah man sogar Kinder von 4 — 14 Jahren bei Hunderten auf einem freien Platze, mitunter selbst mehrmals des Tages betend die Hände zum Himmel erheben. Eins derselben begann ein Lied, in welches die ganze Versammlung einstimmte; dann erfolgte ein Gebet und die Verlesung eines Kapitels aus der heiligen Schrift. Alle Bemühungen, der Bewegung Einhalt zu thun, waren fruchtlos. Eingeschlossene Kinder sprangen zum Fenster hinaus, oder suchten durch die Oefen zu entkommen. Eine Zeit lang fanden die Inspirirten und Separatisten — denn sie schlossen sich aus der Kirchengemeinschaft aus — Aufnahme im Isenburgischen und Wittgensteinischen, wo sich ganze Gemeinden, Männer und Frauen, zusammenfanden. Nur allzuhäufig trat bei ihnen das klare Denken in den Hintergrund, so daß die Phantasie die Alleinherrschaft führte; es konnten darum auch unsittliche Verirrungen nicht fehlen, wie die Skandalgeschichte Einzelner beweist.

Doch, wir würden unrecht thun, wollten wir alle

Sektirer der Art in gleicher Weise be= resp. verurtheilen, was uns schon der Name der uns wohlbekannten Anna Maria von Schürmann verbieten würde. Sie verband sich, wie schon früher angedeutet wurde, mit der Separatisten=gemeinde des Franzosen Johann Labadie (geboren 1610), der vom Katholicismus zu den Reformirten übergetreten war. Er wollte die Leute zum Leben der ersten Christen zurückführen. Durch seine Sittenstrenge, so wie durch allerlei Sonderbarkeiten erregte er vielfachen Anstoß, wohin er kam; er konnte sich weder in Genf, noch zu Middelburg in Holland, in welchen beiden Orten er als Geistlicher wirkte, längere Zeit halten. In Holland wurde die Schür=mann mit ihm bekannt; sie fühlte sich zu ihm hingezogen, da sie seinen religiös=sittlichen Ernst erkannte, und da sie, wie er, den Zustand der Kirche für verderbt erklärte. Auf ihre Vermittelung fand Labadie mit seiner kleinen Gemeinde Aufnahme bei der Aebtissin von Herford. Auch da der=selbe auf Befehl des Reichskammergerichts Herford verlassen und sich nach Altona, später nach Wiewart zurückziehen mußte, folgte ihm seine treue Verehrerin. Sie stimmte den Lehren desselben bei, die wahrhaft Frommen müßten sich von der Masse der verderbten Christen ausscheiden und eine reine Kirche mit strenger Kirchenzucht bilden. Nur in einer solchen könne das Abendmahl würdig gefeiert werden. Die Labadisten verwarfen nicht die Sakramente wie die Quäker; sie wollten aber dieselben vor Profanirung schützen. Die Taufe dürfe nur den Wiedergeborenen ertheilt werden, seien es Erwachsene, oder seien es Kinder. Dem heiligen Geiste, der noch in uns wirke, sei mehr zu glauben als dem Griffel seiner Schreiber. Die göttliche Wahrheit sei unendlich und könne nicht eingeschränkt werden in den Buchstaben, weshalb es noch viele Wahrheiten geben könne,

die nicht in der Schrift enthalten wären. Nicht darum, weil Etwas geschrieben sei, solle man es glauben, sondern weil es von Gott sei.

6. Eleonore Petersen, geborene von Merlau.

Den Uebergang von diesen Verirrungen zu den besseren Erscheinungen des Pietismus bildet Johanna Eleonore von Merlau, Gemahlin des Lüneburger Generalsuperintendenten Joh. Wilhelm Petersen. Dieselbe ist geboren 1644 als die Tochter eines in der Nähe von Frankfurt am Main begüterten Edelmannes. In ihrem neunten Jahre verlor sie ihre vortreffliche Mutter und von jetzt an hatte sie eine Reihe von Leiden zu ertragen, welche nicht ohne Einfluß auf die Bildung des Charakters bleiben konnten. Ihr Vater lebte meistens an einem benachbarten Fürstenhofe und ließ seine Tochter unter der Aufsicht einer Haushälterin auf seinem Landgute zurück. Diese Person behandelte Eleonoren mit fast unmenschlicher Härte, so daß sich diese glücklich fühlte, als sie in ihrem zwölften Jahre bei der Gemahlin des Grafen von Solms-Rödelheim eine Stelle erhielt. Aber sie war aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die Gräfin, bisweilen geistesverwirrt, drohte mehrmals, das junge Mädchen zu ermorden; dasselbe schwebte in steter Todesgefahr. Drei Jahre später kam Eleonore in den Dienst der Herzogin von Holstein, einer geborenen Landgräfin von Hessen. Hier erwarb sie sich eine große Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten und gewöhnte sich einigermaßen an das Hofleben. Doch stellte sie sich dem übrigen Hofgesinde keineswegs in jeder Beziehung gleich. Sie las gern in der Bibel und sonstigen

Andachtsbüchern und besuchte fleißig die Kirche; sie klagte sich selber an, daß sie immer mehr in das weltliche Treiben verstrickt und von der Nachfolge Christi abgehalten werde. Ein junger Edelmann, von Bretzewitz, schenkte ihr seine Liebe und verlobte sich mit ihr. Nach dem Willen seines Vaters mußte derselbe noch eine Zeit lang in der Armee dienen. Nach seiner Rückkehr zeigte er sich kalt gegen seine Braut, und das Verhältniß löste sich ohne Schwierigkeit wieder auf. Nicht lange nachher kam Eleonore auf dem Marktschiff zwischen Frankfurt und Mainz mit Spener zusammen, ohne denselben zu kennen. Sie wurde durch die Unterhaltung auf das Tiefste ergriffen und noch ernster gestimmt als bisher. Oefters dachte sie: „Ach, wäre ich doch eines Hirten Tochter; Niemand würde mich hindern, nach der einfachen Lehre Jesu zu leben." Sie bat um ihre Entlassung und verhehlte nicht den Grund ihrer Bitte. Die Herzogin erwiderte: „Ihr lebt ja als gottselige Jungfrau. Es ist nicht verboten, sich des Lebens zu freuen, wenn man sein Herz nicht daran hängt." Alles Zureden fruchtete wenig. Eleonore blieb zwar vorerst in ihrer Stellung; aber sie zog sich vom Hofleben, so weit als möglich, zurück. Doch war ihr Einfluß nicht unbedeutend. Alle Leute scheuten sich, in ihrer Nähe etwas Unrechtes zu reden oder zu thun; selbst ausgelassene junge Leute hielten sich ehrbar, sobald sie sich zeigte.

Nach einiger Zeit forderte sie der Vater nach Hause, da die Stiefmutter bei der Geburt eines Kindes gestorben war. Es hielt aber schwer, bis sie die Entlassung bekam; sie mußte versprechen, zurückzukehren, wenn sie wieder eine Stelle einnehmen könne. Als sie nach Hause kam, war das Kind gestorben und der Vater wurde Hofmeister beim Fürsten von Philippseck. Eleonore begab sich bei einer

frommen Witwe zu Frankfurt in Kost und Logis und blieb sechs Jahre bei derselben.

Während dieser Zeit lernte sie Petersen kennen; er hielt um ihre Hand an. Der Vater erklärte: Wiewohl er die Tochter nicht gern von sich ab und außer Standes verheirathe, so wüßte er doch nicht, wie er dem Willen Gottes widerstehen solle. Er war selbst in seiner neuen Stellung für den Pietismus gewonnen worden. Die Trauung erfolgte am 7. September 1680.

Petersen war damals Hofprediger des Herzogs von Holstein zu Eutin; er predigte mit Unerschrockenheit Buße und Bekehrung. Doch verfiel er immer mehr in apokalyptische Träumereien. Er studirte die Offenbarung Johannis, und seine Frau ohne Vorbereitung und unabhängig von ihm ebenfalls. Sie glaubten, dieselbe Deutung durch die Eingebung des heiligen Geistes gefunden zu haben. Und so noch öfters; sie lasen in dem prophetischen Buch, jedes für sich, und theilten einander ihre gefundene Deutung mit, die jedesmal übereinstimmend war, so daß sie in ihrer Ueberzeugung, dieses Resultat einer göttlichen Inspiration zuschreiben zu müssen, bestärkt wurden.

Längere Zeit behielten sie ihren Fund für sich, bis sie mit Rosamunde Juliane von Asseburg bekannt wurden, einem adeligen Fräulein aus einer in Thüringen begüterten Familie, geb. 1672. Auch diese behauptete schon frühe, Visionen und Offenbarungen zu haben. Ihr Ruf verbreitete sich, so daß auch Petersen davon Kunde erhielt. Es entstand ein Briefwechsel zwischen beiden, der bald zu persönlicher Bekanntschaft führte. Petersen und seine Gemahlin wurden dadurch in ihren scholastischen Ansichten bestärkt. Sie gaben eine Schrift heraus, in welcher sie lehrten, das tausendjährige Reich werde in nicht ferner

Zeit mit der Wiederkunft Christi beginnen. Es würde dann in tausendjährigen Phasen das Menschengeschlecht zur Seligkeit kommen; die Lutheraner und Reformirten würden vereinigt. Auch der Teufel würde nach 30,000 Jahren in einen Engel verwandelt werden. Von da an sollte allenthalben Freude, Liebe und Herzensgüte sein.

1688 wurde Petersen Generalsuperintendent in Lüneburg. Hier trat er immer offener mit seinen apokalyptischen Ansichten hervor. Deshalb wurde er von seinen Gegnern denuncirt und 1692 seines Amtes entsetzt. Von jetzt an war das Leben beider Ehegatten ein steter Kampf mit den Orthodoxen. Sie fanden Anhänger selbst an Fürstenhöfen, in den Schlössern der Adeligen und bei Stadtbehörden. Zuletzt lebten sie auf einem Gute in der Nähe von Zerbst. Eleonore starb 1724; Petersen 1729.

Zinzendorf verfaßte ein Gedicht auf die Erstere:

Von ihren Meinungen, die sonderlich gewesen,
Hab' ich bis diesen Tag noch keinen Satz gelesen;
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?
Ihr eingekehrter Mensch mit sanftem stillen Geiste,
Damit sie unverrückt die Jesuliebe preiste,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Ueberhaupt urtheilten die Genossen jener Zeit ganz anders wie wir über dergleichen apokalyptische Schwärmereien und Inspirationen. Spener konnte sich nicht dazu verstehen, solche absolut als ungöttlich zu verwerfen; wenn er sie auch nicht ohne Weiteres als göttlich und übernatürlich annehmen wollte. Am wenigsten wollte er sie als betrüglich und satanisch bezeichnen. Selbst Leibnitz nahm Petersen in Schutz und vertheidigte den sittlichen Charakter der Asseburg; er verglich ihre Visionen mit denen der Brigitta

und Hildegard, von denen wir im ersten Theil geredet haben.

7. Pietismus.

Einigermaßen verwandt, aber bei weitem nicht gleich mit diesen mystischen und schmärmerischen Erscheinungen ist der Pietismus, besonders in der Gestalt, wie er von Ph. Jakob Spener und Aug. Hermann Francke ausgegangen ist. Nur darin waren beide einander gleich, daß sie sich von dem orthodoxen Kirchenthum damaliger Zeit nicht befriedigt fanden; doch hat der Pietismus nie eine Scheidung von der Kirche beabsichtigt, noch weniger Feindschaft gegen dieselbe genährt; er wollte nur das Salz werden, die Kirche in rechter Weise zu würzen. Er legte weniger Gewicht auf die Reinheit der Lehre, als auf christliches Leben. In dieser Beziehung war er äußerst strenge, so daß er auch sonst erlaubte Zerstreuungen und Vergnügungen, wie Tanzen, Theaterbesuch, Spiele und ähnliche gesellige Unterhaltungen für verwerflich und sündhaft erklärte. Er ging von der Sündhaftigkeit und Verdorbenheit der menschlichen Natur aus, welche durch den heiligen Geist überwunden werden müsse; nur der Wiedergeborene könne selig werden. Tägliche Andachtsübungen, Gebet, Lesen in der heiligen Schrift wurden als unentbehrlich empfohlen.

Spener wurde 1666 oberster Geistlicher (Senior) zu Frankfurt am Main. Seine Predigt gewann bald einen ausgedehnten Zuhörerkreis; auch die Meßfremden benutzten begierig die Gelegenheit, den frommen Gottesmann zu hören. Um noch nachhaltiger zu wirken, versammelte derselbe erst in seinem Hause, dann in der Kirche die Gleichgesinnten, mit denselben religiöse Unterredungen anzustellen, sowie die Bibel zu lesen und erbaulich zu erklären.

Diese collegia pietatis — die ersten Conventikel — fanden Beifall und Nachahmung; Spener setzte dieselben in Dresden und Berlin, wohin er später berufen wurde, fort. Allenthalben war er ein ernster Bußprediger, der den Leuten die Wahrheit einschärfte: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so könne er das Reich Gottes nicht sehen. Die Sorge für die Seligkeit müsse die erste sein; darum müsse man das Herz losreißen von der Welt."

Diese Lehren fanden besonders unter den Frauen, bei denen die theologischen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten weniger Anklang finden konnten, fruchtbaren Boden. Namentlich fühlten sich die Frauen mehrerer Grafenfamilien der Wetterau zu Spener hingezogen. An der Spitze derselben stand Benigna, Gemahlin des Grafen Joh. Friedrich von Solms-Laubach, eine geborene Gräfin von Promnitz auf Sorau. Diese fromme Frau suchte Spener öfters in Frankfurt auf und beherbergte ihn bisweilen auf ihrem Schlosse zu Laubach. Spener zeigte seine Hochachtung für diese Freundin in der Schrift: „Laubachisches Denkmal oder Lehre vom Wege zum Himmelreich" in Form einer Predigt 1682. Benigna übte durch ihre Persönlichkeit und ihre Verwandtschaft einen ausgedehnten Einfluß auf die deutsche Aristokratie, selbst bis Schlesien, Niedersachsen, Holstein und Ostpreußen aus. Auch am sächsischen Hofe streute eine Freundin und Geistesverwandtin von ihr, Henriette Katharina, geborene von Friesen, Gemahlin des Grafen Nicolaus von Zinzendorf, Großmutter des Stifters der Herrnhuter Gemeinde, den Samen der Frömmigkeit auf empfängliche Gemüther aus.

Eine andere hervorragende Anhängerin Speners war die Fürstin von Stolberg-Gedern, Christina (geb. 1663), eine Tochter des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg-

Güstrow. Spener sagte, daß er 23 Jahre lang mit dieser Frau in gesegneter Connexion gestanden habe.

Auch in den Familien der benachbarten Grafen von Wittgenstein und Ysenburg zeigte sich der Spener'sche Geist.

In Hessen-Darmstadt fand die pietistische Richtung an der Landgräfin Elisabetha Dorothea, einer Tochter von Ernst dem Frommen von Gotha, eine Beschützerin, was um so mehr in die Wagschaale fällt, da in diesem Ländchen früher das strenge Lutherthum mit Entschiedenheit festgehalten wurde. Auch konnte sich der Gemahl der Genannten, der Landgraf Ludwig VI., nicht so leicht von der Tradition seines Hauses losreißen. Er verbot die collegia und entsetzte einige Geistliche und Beamte, die denselben das Wort redeten, ihrer Stellen. Als aber 1678 Elisabetha Dorothea im Namen ihres unmündigen Sohnes Ernst Ludwig die Vormundschaft führte, änderte sich das Verhältniß. Der Pietismus fand an dem Hofe zu Darmstadt und auf der Universität Gießen Vertreter.

In Berlin war es gleichfalls eine Fürstin, welche dem Pietismus Eingang verschaffte, nämlich Sophia Luise, die Tochter des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Grabow, welche Friedrich I. nach dem Tode der philosophischen Königin heirathete.*)

Ueberhaupt nahmen vorzugsweise die Frauen an den Pietistenversammlungen Theil. Im Ganzen ist ein wohlthätiger Einfluß dieser Bewegung auf das weibliche Geschlecht nicht zu verkennen, wobei wir den pietistischen Extravaganzen und Uebertreibungen nicht das Wort reden wollen.

Statt anderer Beispiele hören wir nur die Schilderung,

*) Barthold, die Erweckung im protestantischen Deutschland, in Raumers Hist. Taschenbuch 1852 und 1853.

welche Dr. Joachim Lang, einer der pietistischen Professoren zu Halle, von seiner Gemahlin, der Tochter eines Geistlichen zu Perleberg, gegeben hat: „Wenn sie zu den gewöhnlichen Welteitelkeiten angelockt wurde, ließ sie sich vermöge der in ihr wohnenden Gnade Gottes nicht darin verwickeln. Und wie konnte sie auch an Demjenigen Vergnügen finden, was ihr von der Liebe Jesu immer bitterer gemacht wurde? Dieser lautere Sinn nahm mit den Jahren immer zu und anstatt daß sie ihre Liebe auf das, was der Welt gefällt, gerichtet hätte, ermunterte sie sich in freien und Gott geweihten Stunden durch geistliche Loblieder und Harfenspiel. Weil aber das ganze Wesen des rechtschaffenen Christenthums im Gebete concentrirt, so war sie in ihrem Inneren, angeregt durch den heiligen Geist, allermeist damit beschäftigt. Weil aber Gott das Beten und Arbeiten mit einander verbunden haben will, so war sie auch in häuslichen Geschäften sehr emsig und munter. Ja es war keine Arbeit zu gering und beschwerlich, die sie nicht zu übernehmen bereit gewesen wäre und mit der größten Willigkeit verrichtet hätte. Und da sie bei einer älteren Schwester auf dem Lande Gelegenheit hatte, einer weitläufigen Haushaltung vorzustehen, so erlangte sie hierdurch in ökonomischen Dingen eine Einsicht und Erfahrung, wie sie sonst selten bei Jungfrauen angetroffen wird, die in Städten erzogen werden. Aber mitten in dieser Arbeit verharrte ihr Herz bei dem Einigen und seinem Dienste. — — — In ihrem Herzen hatte sie eine rechte Wehmuth darüber, wenn sie so viele Leute in allerlei theils verborgener, theils offener Armuth sah und dieselben ihrer eigenen häuslichen Umstände wegen nicht, wie sie wünschte, auch mit der That erquicken konnte, und wie in diesem Allem, so war sie auch durch ihre häusliche Geschicklichkeit und Sparsamkeit, ins-

besondere durch die Gabe einer weisen Kinderzucht, da sie vor Allem beflissen war, den Ihrigen den Sinn Christi einzuflößen, ihrem Ehemanne eine beständige Erquickung 2c."

Andere Frauen der Art gab es nicht wenige.

8. Erdmuthe Dorothea von Zinzendorf.

Schließlich geben wir noch ein Beispiel weiblicher Frömmigkeit aus dem Kreise der Herrnhuter und wählen hierzu die Gemahlin Zinzendorfs selbst, deren wir schon unter den geistlichen Liederdichterinnen gedacht haben. Erdmuthe Dorothea war geboren zu Ebersdorf am 7. November 1700; sie war eine Enkelin der vorher erwähnten Gräfin Benigna von Solms-Laubach, und wurde am 7. September 1722 mit dem Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf vermählt. Ausdrücklich erklärte der Graf, als er sich um die Hand der Auserkorenen bewarb, er erwähle vor Allem dazu eine Gemahlin, damit sie ihm, seinen Unterthanen und Anstalten eine Hausmutter sei, während er für seine Person das Zeugniß Jesu, dem er bereits mit Wort und Werk diene, ungehinderter durch die Welt tragen und auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand nehmen und zu den Heiden gehen könne, um denselben den Heiland zu predigen. Würde ihm der Ehestand solches, statt möglich, unmöglich machen, so würde er lieber gar nicht heirathen. Wiewohl die Familie einige Bedenklichkeiten über diese Bedingungen hatte, willigte Erdmuthe mit Uebereinstimmung ihrer Eltern ein, und sie hat treulich gehalten, was sie versprochen. Sie besorgte nicht nur die schwierigen ökonomischen Geschäfte des ausgedehnten und verwickelten Haushaltes mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Sorgfalt, sondern sie war auch ihrem Gemahl

eine Gehülfin in der Seelenpflege der weiblichen Glieder der Gemeinde. Dabei wurde sie Mutter von zwölf Kindern, die freilich meistens frühe wieder starben.

Besonders nahm sie sich der Armen und Hülfsbedürftigen an; sie war eine Almosenpflegerin, welche die dargebotenen Gaben mit freundlichen Worten und gutem Rath begleitete. Wer zu ihr seine Zuflucht nehmen wollte, um Trost oder Hülfe zu suchen, wurde liebevoll aufgenommen und gar Manchem ist sie eine wirksame Fürsprecherin gewesen. Spangenberg, Bischof der Brüdergemeinde und Biograph Zinzendorfs, sagt von ihr: „Sie hatte an Gnade und Gabe etwas Ungemeines und ihre lobenswerthen Eigenschaften blieben bei Allen, die sie kennen gelernt hatten, unvergessen. Sie stammte aus einer Familie, die Gottes Wort in Ehren hielt, und bei der die Kinder Gottes und Diener Jesu, ob sie auch sonst mit Schmach bedeckt waren, lieb und werth gehalten wurden. Sie war in der heiligen Schrift sehr geübt und hatte die Gotteswahrheiten, worauf sich unser Glaube und Wandel gründet, in trefflichem Zusammenhange inne. Auch in anderen Wissenschaften war sie nicht unbekannt. — — — Im Rathgeben war sie besonders glücklich. In kleinen Ausgaben sparsam und wirthschaftlich, war sie, wenn es die Sache des Herrn erforderte, willig und bereit, selbst über Vermögen zu thun. Ihre Gesichtsbildung zeigte vom klarsten Verstande; sie war eine durch und durch „gescheidte“ Frau. So war sie eine Fürstin Gottes unter ihrem Volke, indem sie eine gesegnete Dienerin desselben war, namentlich gegen die Elenden und Nothleidenden mitleidig und mütterlich, und um das Kleinste und Größte besorgt; daher man sie auch nur „Mama“ nannte. Das Köstlichste von Allem aber war immer, daß ihr Herz mit einer innigen Liebe

an Jesu hing und ihre liebsten Stunden in einem kindlich vertrauten Umgange mit ihm zubrachte."

Hiermit verbinden wir das Urtheil Zinzendorfs selbst. „Ich habe," so sagt er, „fünf und zwanzig Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehülfin, die ich habe, die Einzige gewesen, die von allen Enden und Ecken her in meinen Ruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? Wer hätte den Pharisäismus so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister der Zeit so tief eingesehen? Wer hätte meinen ganzen Haushalt so viele Jahre so wirthschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir das Kleinwesen im Hause so ganz abgenommen? Wer hätte so sparsam und doch so anständig gelebt? Wer hätte so rechtzeitig immer niedrig und hoch sein, die Welt ehren und verachten können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin dargestellt, ohne in vornehme Geistlichkeit oder Weltlichkeit zu verfallen? Wer hätte einem Ehegatten solche Reisen und Proben hingehen lassen? Wer hätte unter so mancherlei fast erdrückenden Verhältnissen des Brüdergemeinwesens das Haupt immer empor gehalten und den Stifter der Gemeinde trotz aller Anfechtungen unterstützt?"

Man muß bedenken, daß der Graf die meiste Zeit auf Reisen war und daß in dessen Abwesenheit seine Gemahlin doppelt in Anspruch genommen wurde. Auch war sie öfters vom Hause entfernt. Sie machte im Interesse ihres Gemahls und der Brüdergemeinde Reisen nach Berlin, Petersburg, öfters nach England und Holland.

1738 mußte sie es geschehen lassen, daß ihr Gemahl selbst einige Brüder als Missionäre nach Thomas in Westindien begleitete. Die Gräfin sollte einstweilen in Marien=

born bei Büdingen, wo damals der Hauptsitz der Herrnhuter war, bleiben. Die Reise nach Thomas wurde wegen des ungesunden Klima's damals für überaus gefährlich gehalten, indem man behauptete, daß von hundert Europäern, die dorthin reisten, kaum zehn zurückkehrten. So nahmen denn die beiden Gatten von einander Abschied, als ob Zinzendorf nie wieder zurückkehren werde. Die Gräfin fügte sich mit christlicher Geduld und Ergebung in das Unvermeidliche; sie übergab dem Grafen beim Abschied ein Gedicht, in welchem sie unter Anderem sagte:

Willst du nun Botschaft gehen?
Ist's nun des Herren Wille,
So will ich in der Stille
Derweilen zu ihm flehen,
Daß, weil er dich geheißen
Nach Indien zu reisen,
Er Alles laß geschehen,
Was er dadurch ersehen.

Ich bleibe dann zurück,
Und seh' dir nach mit Beugung,
Doch auch mit Ueberzeugung
Von deinem Zeugenglück.
Hier soll Natur ersterben,
Und gehen ins Verderben,
Weil ich in diesem Stück
Nur auf die Sache blick'.

Ich gebe dir die Hand,
Ich will des Heilands bleiben
Und seine Sache treiben
In meinem schwachen Stand,

Du gehest dann schon weiter
Und bist sein Wegbereiter
Durch Wasser und zu Land;
Sein Will' ist dir bekannt.

Während ihrer letzten Lebensjahre nahmen ihre Kräfte sichtbarlich ab. Ihre Gesundheit war durch viele Sorge, Mühe und Arbeit zerrüttet. Der Tod ihres einzigen noch lebenden Sohnes Renatus trug das Seine dazu bei, ihre Gesundheit vollends zu untergraben. Am 19. Juni 1756 erlöste sie der Tod von ferneren Leiden; sie war noch nicht 56 Jahre alt.

Siebentes Kapitel.

Katholische Frömmigkeit.

Auch auf die katholische Kirche übte die Reformation einen wohlthätigen Einfluß aus. In Beziehung auf die Lehre gab dieselbe nicht das Mindeste nach; ja sie fixirte ihre alten Glaubenssätze im Gegensatz zu denen der neuen Kirche nur um so fester und bestimmter. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß sie in Beziehung auf kirchliches Leben einen neuen Anlauf und Aufschwung nahm; es entstand eine ganze Reihe neuer Orden, deren Aufgabe es war, im Interesse der katholischen Kirche zu wirken, oder christliche Liebesthätigkeit zu beweisen. Die neu entstandenen männlichen Orden, wie den der Jesuiten, übergehen wir, da sie uns für unsere Aufgabe ferne liegen. Wir gedenken nur der weiblichen, welche allerdings alle auf nichtdeutschem Boden entstanden sind, welche aber auch in Deutschland Aufnahme und Verbreitung gefunden haben. Zunächst betrachten wir den Orden der

1. Ursulinerinnen,

welcher von einer Italienerin, Angela Merici, gestiftet wurde. Schon in frühester Jugend verwaist und von einem

Oheim erzogen, zeigte dieses Mädchen einen starken Hang zu einem einsamen, beschaulichen Leben, indem sie mit einer gleichgesinnten Schwester aus dem Hause ihres Oheims entwich und sich in einer, mehrere Stunden entfernten Höhle verbarg, aus welcher man sie erst nach einigen Wochen zurückholen konnte. Nach dem Tode ihrer Schwester trat sie in Gemeinschaft mit einigen anderen gleichgesinnten Frauen und widmete sich besonders dem Unterricht der Mädchen. Sie erwarb sich durch die dabei bewiesene Geschicklichkeit einigen Ruf, so daß man sie als Lehrerin nach Brescia begehrte, wo sie nun ihren Hauptwohnsitz nahm; daher auch Angela von Brescia. Ihr frommer Eifer wurde durch ihre Thätigkeit und durch mehrere Wallfahrten gestärkt, so daß sie sich mit zwölf Gefährtinnen zur Gründung einer dem Dienste christlicher Liebe und kirchlichen Lebens gewidmeten Gemeinschaft frommer Frauen vereinigte. Dies geschah in feierlicher Weise am 25. November 1535 in der Afrakirche zu Brescia. Die Vereinigung wurde der heiligen Ursula*) geweiht; sie forderte kein bindendes Gelübde und sollte nach dem Wunsche der Stifterin eine nicht streng klösterlich geordnete Schwesterschaft bilden, welche sich mit Verrichtung gewisser häuslicher und kirchlicher Andachtsübungen, mit dem Unterricht der weiblichen Jugend, mit der leiblichen und geistlichen Pflege der Kranken zunächst in der Stadt Brescia und deren Umgebung beschäftigen sollte. Das Volk gab anfänglich diesen frommen Schwestern den Namen der „Göttlichen Gesellschaft.“ Die Mitglieder sollten weder durch eine streng vorgeschriebene Kleidung, noch durch gemeinsame Wohnung, oder durch besonders zeitraubende Andachtsübungen dem Verkehr

*) Band I S. 56.

mit der Welt ganz und gar entzogen werden. Bald verbreitete sich diese Verbindung über andere Gegenden und wurde vier Jahre nach dem Tode der Stifterin 1542 vom Papste bestätigt.

In Frankreich entstanden Ursuliner-Klosterfrauen, welche nach St. Augustins Tage feierliche Gelübde ablegten, auch vom Papste und Könige 1612 bestätigt wurden. Als besonderer Beschützer der Ursulinerinnen zeigte sich der bekannte Kardinal und Erzbischof Karl Borromeo, so daß sie bald nach dessen Tode 1584 schon an 600 Jungfrauen in 18 Häusern zählten. Später verbreitete sich der Orden besonders in Frankreich, aber auch in Deutschland; er hatte Klöster zu Erfurt, Duderstadt, Breslau, Bremen, Graz, Innsbruck und vielen andern deutschen Städten. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe, nach 1700, zählte der Orden 350 Klöster mit 20,000 Nonnen. Neben diesen klösterlich eingerichteten Ursulinerinnen blieben auch, namentlich in Italien und in der Schweiz, solche, die nach dem Willen der ersten Stifterin in freier Verbindung lebten. Sie haben alle Jahre acht Tage lang die geistlichen Uebungen Loyola's zu treiben, jeden Tag kleine Mädchen zu unterrichten, am Sonntage auch Erwachsene zu katechisiren, Kranke zu besuchen, Almosen zu spenden u. s. w.

Ein anderer weiblicher Orden aus der nachreformatorischen Zeit sind die

2. Visitantinnen,

gestiftet 1610 durch den frommen Bischof von Genf, Franz von Sales, in Verbindung mit einer frommen Witwe, der Baronesse von Chantal, zu Ehren der Heimsuchung Maria's, der Visitation. Es sollte diese Gemeinschaft so wenig wie möglich ein klösterliches Gepräge haben, daher

keine feierlichen Gelübde, keine Clausur, keine besondere Ordenstracht. Die Kleidung war von gewöhnlichem Schnitt, aber durchgängig von schwarzer Farbe; den Kopf bedeckte ein schwarzer Schleier. Es wurden auch keine besonderen Kasteiungen vorgeschrieben. Alles sollte auf innere Abtödtung hinzielen. Es sollte auch andern Frauen zu ihrer Geistesstärkung der Aufenthalt in den Häusern des Vereins gestattet sein. Dagegen wurde es den Schwestern zur Pflicht gemacht, nach dem Vorbild der Mutter Jesu, welche Elisabeth heimsuchte, Kranke und Arme zu besuchen. Die fromme Lebensweise und das Ansehen des Bischofs von Sales führte dem Verein eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern zu. Um Unordnung zu verhüten, mußte derselbe bald strengere Ordensregeln annehmen. Es wurde die Clausur eingeführt und damit der Besuch der Armen und Kranken so gut wie ausgeschlossen. Dagegen wurde als Regel festgesetzt, daß sich die Ordensschwestern des Unterrichts der weiblichen Jugend annehmen sollten. Es verbreitete sich dieser Orden über Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland, Oesterreich, bis nach Amerika.

3. Englische Fräulein.

Maria Ward gründete zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (1609) in ihrem 22. Lebensjahre zunächst für Engländerinnen einen geistlichen Verein, bestimmt zur Erziehung der Jugend. Das erste Kloster wurde zu St. Omer in Frankreich gestiftet; bald entstanden solche in Rom und andern Städten Italiens, auch in Deutschland, z. B. in München. Zweifel an der Reinheit des katholischen Glaubens bei der Stifterin führten die Aufhebung des Ordens 1630 herbei. Doch dauerte derselbe im Geheimen

fort und wurde 1703 von dem Papst Clemens XI. bestätigt. Außer dem Jugendunterricht widmet sich derselbe auch der Krankenpflege. Der Verein besteht aus drei Klassen: adelige Fräulein, bürgerliche Jungfrauen und dienende Schwestern; die Kleidung ist bei allen dieselbe. Die Oberin muß von gutem Adel sein und heißt „Gnädige Frau."

Wichtiger noch für unsere Betrachtungen sind die von Vincenz von Paula gestifteten

4. Barmherzigen Schwestern.*)

Dieser vortreffliche katholische Geistliche richtete sein ganzes Bestreben darauf, helfend einzugreifen, wo leibliche oder geistliche Noth besondere Hülfe erheischte. So stiftete er den Orden der Lazaristen, oder der Priester der Mission, deren Glieder überall, wo eine außerordentliche Seelsorgerthätigkeit nothwendig war, eintreten sollten, namentlich wenn sie von den betreffenden Geistlichen gerufen wurden. Den Orden der barmherzigen Schwestern gründete er 1634 in Verbindung mit einer menschenfreundlich gesinnten Frau, Louise de Gras. Die Aufgabe dieses Ordens hat Vincenz in seiner Instruktion bezeichnet: „Euere Klöster sind die Häuser der Kranken, euere Zellen gemiethete Stuben, euere Corridore die Häuser der Stadt und die Säle der Hospitäler, euere Einsamkeit ist der Gehorsam, euer Sprachgitter die Gottesfurcht, und euer einziger Schleier eine strenge und heilige Bescheidenheit."

Der Orden verlangt nicht strenges Fasten, Vigilien und Kasteiungen. Winters und Sommers wird um 4 Uhr

---

*) Vgl. Clemens Brentano, die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege, Mainz, 1852. Kavanagh, Frauen der Christenheit. Klemm IV, 269.

Morgens aufgestanden; zwei Mal des Tages wird gebetet; die Kost ist sehr einfach, Wein wird nur als Arzenei genossen. Die Hauptaufgabe besteht in Pflege der Kranken, auch der ekelhaftesten und gefährlichsten, in Nachtwachen an Kranken- und Sterbebetten mit Hintansetzung aller Furcht vor Ansteckung, Strapazen und vor dem Tod. Die Eintretenden werden strengen Proben unterworfen, bis sie nach fünf Jahren, wenn sie alle Proben bestanden, nirgends Furcht und Ekel gezeigt und auch die härtesten Arbeiten verrichtet haben, als Schwestern aufgenommen werden. Die Gelübde sind nicht für immer bindend und es ist allen Schwestern die Möglichkeit gelassen, wieder in die Welt und zu ihrer Familie zurückzukehren. Doch ist dieser Fall bei denen, die nach bestandener Probezeit das Ordensgelübde abgelegt haben, kaum jemals vorgekommen.

Gar bald erfreute sich der Orden allgemeiner Anerkennung und Hochachtung. Bald schlossen sich Frauen aus den vornehmsten und angesehensten Familien dem Orden an. Auch in Deutschland erwarb er sich große Gunst; in den meisten größeren katholischen Städten fanden sich Anstalten desselben.

Die Novizen erhalten einen sehr gründlichen und ausführlichen Religionsunterricht, daß ihnen der christliche Glaube eine kräftige Stütze auf ihrer schweren Laufbahn sei und daß sie auch den Kranken Trost und Muth einsprechen, dieselben aber auch zurechtweisen können mit sanftmüthigem Geiste. Im Hintergrunde liegt allerdings, daß sie auch im Stande sind, Ketzer zu bekehren. Auch werden sie angeleitet, die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, weil unter Umständen auch das Schulehalten zu ihrer Aufgabe gehört. Weiter werden sie unterwiesen in allen Arbeiten, welche bei einer Haushaltung von mehreren hundert Personen jeglichen Geschlechts und

Alters vorkommen können; Gartenbau, Küchenwirthschaft, Leinwandbereitung, das Nähen vom einfachen Hemde bis zur zierlichen Altardecke, vom Lumpenflicken bis zum Sticken des Kirchenornats. Hierzu kommt die beschwerliche Wäsche und die Aufsicht über die Leinwandkammer, die nöthigen Kenntnisse zum Einkauf der Hausbedürfnisse und der für die Krankenpflege erforderlichen Gegenstände.

Ein hervorragendes Beispiel katholischer Frömmigkeit war

5. Renata von Lothringen, Gemahlin des Herzogs Wilhelm V. von Bayern.*)

Damals war, wie Zschokke berichtet, in Bayern vielleicht der Palast des Herzogs das einzige Haus, wo sittsames Wesen und Gottesfurcht in höchster Reinheit erblickt wurde. Hier blieb Trunk, Spiel und jeder Ausbruch roher Leidenschaft fremd. 1598 übergab der Herzog die Regierung seinem Sohn Maximilian; er zog sich mit seiner Gemahlin in den Privatstand zurück und führte fast ein klösterliches Leben. Beide erlauchte Personen waren, wie ihr Hofgesinde, immer schwarz gekleidet und aßen nur von irdenem Geschirr, auch wenn fürstliche Personen bei ihnen zu Gaste waren. Häufiger aber als solche Personen aßen unvermögende Leute an der herzoglichen Tafel. Täglich wurden Arme gespeist, welche der Herzog und seine Gemahlin selbst bediente. Im Pilgerhause zu München wurde jeder Wallfahrer drei Tage lang beherbergt. Besonders war Renata ein schönes Muster liebevoller Sanftmuth und treuer Gottergebenheit; es war ihre größte Freude, Werke der Barmherzigkeit zu üben; ungeachtet ihres hohen Standes

---

*) Ueber die Hochzeit derselben siehe Kapitel 5.

besuchte sie die ärmsten Hütten. Wer Hülfe brauchte, ging zur „guten Herzogin," die mütterlich wo möglich jede Bitte erhörte und jede Thräne trocknete. Sie verwendete fast ihr ganzes Einkommen auf Almosen und wohlthätige Stiftungen.

Renata hatte sich als regierende Frau an eine strenge Tagesordnung gewöhnt; alle Stunden waren genau vertheilt, die meisten aber gehörten den Andachtsübungen, wenige irdischen Geschäften. Täglich wohnte sie drei Mal der Messe bei, Mittags und Abends stellte sie eine ernste Selbstprüfung an. Jede Woche legte sie dem Priester das Bekenntniß ihrer Sünden ab und feierte das heilige Abendmahl. Mit ihrer Hände Arbeit verband sie immer eine religiöse Lektüre; besonders gern nahm sie das Buch von Thomas a Kempis über die Nachfolge Christi zur Hand. Mit besonderer Liebe nahm sie sich der Waisen an; sie sorgte für deren Unterkunft und Erziehung; sie gründete mit 20,000 Gulden ein Krankenhaus. Ohne Murren und Klagen ertrug sie jedes Ungemach und Mißgeschick, selbst jede Krankheit; gegen ihre Untergebenen war sie eine sanfte Herrin; auch gegen die Fehlenden war sie eine warnende Mutter. Sie trug einen Bußgürtel und geiselte sich öfters, was jedoch erst bei ihrem Tode bekannt wurde. Sie starb am 23. Mai 1602, umgeben vom ganzen Hofe und vielen Jesuiten.

Die Herzogin scheint ihren nahenden Tod voraus geahnt zu haben; denn als sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Ebersberg zu den Jesuiten machte, begab sie sich auch nach Alt-Oettingen, um, wie sie sagte, ihrer Mutter den letzten Gruß zu bringen.*)

*) Vgl. Schreiber, Herzog Wilhelm.

6. Margaretha von Oesterreich

war eine Tochter Ferdinands I., des Bruders von Karl V.; sie wurde schon als Wiegenkind von ihrer Erzieherin, Bianca Torre, in die Messe getragen und demgemäß im strengsten Katholicismus erzogen; sie lernte Lateinisch und Italienisch, übte sich in künstlichen Näharbeiten und wurde in strengster Zucht von ihrer Mutter zu Innsbruck gehalten. Als ihre Mutter starb, mußte sie deren Stelle bei ihren Geschwistern vertreten; sie betete fleißig, besuchte gern die Wallfahrtsorte in ihrer Nähe, sah auf die Andacht des Hofgesindes; sie war mäßig im Essen und Trinken, höchst einfach in der Kleidung, behandelte die Dienerschaft ohne Stolz, mit Liebe und Milde, und belohnte sie gut. Die Fasten- und andere kirchlichen Gebote beobachtete sie streng und gewissenhaft. Die Werbung des Herzogs von Piemont wies sie zurück, da sie ehelos bleiben wollte. Doch wollte ihr Vater ihren Wunsch, in ein Kloster zu gehen, nicht genehmigen. Margaretha aber beharrte bei diesem Entschlusse und brachte es dahin, daß sie die gewünschte und öfters erbetene Einwilligung erhielt. Zwei Schwestern schlossen sich ihr an. Am Lätare-Sonntag 1564 wurden die drei kaiserlichen Prinzessinnen als Nonnen eingekleidet. Es wurde ihnen das Münzhaus zu Hall angewiesen. Sechs andere Frauen folgten dem gegebenen Beispiel. Margaretha übernahm das Küchenamt und verwaltete es, als ob sie von Jugend an für dergleichen Arbeiten erzogen worden wäre; sie bediente das Vieh, pflegte die kranken Schwestern und entzog sich keiner Arbeit, welche ihre jetzige Stellung mit sich brachte. Natürlich war sie in der Erfüllung ihrer Andachtsübungen und sonstiger kirchlichen Gebote nicht minder gewissenhaft, ja die Strenge derselben genügte ihr

noch nicht. Jeden Freitag fastete sie bei Wasser und Brod; während der Fastenzeit lebte sie nur von Pflanzennahrung, indem sie auch den Genuß von Fischen und Eiern verschmähte; sie trug ein rauhes härenes Hemd. Am Charfreitag betete sie den ganzen Tag die Psalmen Davids und den Rosenkranz, und lag auf einem auf dem Erdboden ausgebreiteten Teppich. Sie zeigte sich den Armen als unermüdliche Wohlthäterin und sorgte ganz besonders für die Erziehung armer verwaister Kinder.*) Gefallenen Mädchen bot sie liebevoll die Hand, um sie von dem Irrthum des Wegs zu bekehren und vor dem Rückfall zu bewahren. Gegen Nichtkatholiken bewies sie aber nur Liebe, wenn sie hoffen durfte, dieselben für die katholische Kirche zu gewinnen. So würdigte sie einen nichtkatholischen Diener am kaiserlichen Hofe keines Wortes und keines Grußes und brachte es wirklich dahin, daß derselbe katholisch wurde. Einen nichtkatholischen Geistlichen wollte sie, so weit ihr Einfluß reichte, nirgends dulden. Sie bemerkte, sie wolle lieber hundert Mal sterben, als einen solchen Mann in seinem Amte lassen.

Eine andere fromme Prinzessin aus dem Hause Oesterreich war

7. Elisabeth,

die Tochter Kaiser Maximilians II., also eine Nichte der Vorigen, geboren 1554; sie war die Gemahlin Karls IX. von Frankreich, Schwiegertochter der berüchtigten Katharina von Medicis. Der erhaltenen Erziehung gemäß hielt sie, wie die anderen weiblichen Glieder ihrer Familie, streng an den Gebräuchen und Andachtsübungen der katholischen

*) Klemm IV, 230. Gans, Oesterreichisches Frauenzimmer.

Kirche, doch war sie frei von dem bigotten Fanatismus des französischen Königshofes. Der rücksichtslosen Untreue ihres Gemahls setzte sie unerschütterliche Geduld entgegen. In die Angelegenheiten des Staates mischte sie sich um so weniger, je mehr ihre Schwiegermutter die Hände im Spiel hatte. Darum hatte sie auch keine Ahnung von den Greueln der Bartholomäusnacht, und als man ihr von dem Geschehenen erzählte, rief sie ein tief empfundenes Wehe aus. Sie fragte weiter, ob auch ihr Gemahl von diesen Mordscenen wisse? Da sie erfuhr, daß derselbe den Befehl zum Blutbad gegeben habe, fiel sie, bittere Thränen vergießend, auf die Kniee, um für denselben zu beten. Der König siechte, von Krankheit und Gewissensbissen geplagt, bald sichtbarlich dahin. Das treue Weib stand ihm als besorgte und sorgsame Pflegerin zur Seite, bis ihn am 31. Mai 1574 der Tod von seinem elenden Leben erlöste. Als auch ihr einziges Kind, eine Tochter, gestorben war, ging Elisabeth nach Wien zurück. Sie erbaute das Kloster der heiligen Klara, in welchem sie, ohne selbst den Schleier zu nehmen, ihre Andachtsübungen hielt. Alle Anträge zu einer zweiten Heirath wies sie mit Entschiedenheit zurück; sie feierte alljährlich den Tag, wo ihr Vater erklärt hatte, „er werde sie aus ihrem Witwenstand nicht heraus reißen,“ mit Fasten. Schon in ihrer Jugend ließ sie sich durch ihre Dienerinnen fast in jeder Nacht zum Gebete wecken, und da diesen verboten wurde, auf ihr Zimmer zu gehen und sie im Schlafe zu stören, machte sie ein kleines Loch durch eine bretterne Scheidewand, band ein Seil an ihre Füße und befahl den Dienerinnen, an demselben zu einer bestimmten Zeit zu ziehen, damit sie sich zum Gebete sammeln könne. Sie konnte versichern, daß keine ihrer Jungfern auf ihr Zimmer gekommen wäre. Sie nahm

nicht selten von der Tafel Stücke Braten und andere gute Speisen weg, um solche den Armen zuzuwerfen. Ebenso warf sie Geld aus dem Palaste den Armen auf der Straße zu, und wenn ihr solches mangelte, so verkaufte sie die goldenen und silbernen Knöpfe von ihren Kleidern und behauptete, sie habe solche verloren. Am ersten Tage eines jeden Monats kleidete sie einen armen Menschen von Kopf bis zu Fuß, namentlich versah sie arme Schüler mit Kleidern und Speise. Zu Ehren der Jungfrau Maria kleidete sie an dem derselben gewidmeten Tage neun Frauen; am Feste der Verkündigung Maria's und am grünen Donnerstag wusch sie einer Anzahl Armer die Füße. In ähnlicher Weise feierte sie auch andere christliche Festtage. So speiste sie auf das Pfingstfest viele Männer und Frauen; sie besuchte die Spitäler u. s. w. Täglich brachte sie mehrere Stunden im Gebete und in der Lektüre religiöser Schriften zu.

Als sie von Frankreich zurück reiste, schrie das Volk: „Unser Heil reist von uns, wie wird es unserem Lande ergehen!“ Sie starb am 22. Juni 1592.

Auch die fünfte Tochter Kaiser Maximilians II.,

8. Margaretha,

verdient unter den frommen katholischen Frauen genannt zu werden; sie war geboren 1567. Schon von Jugend auf wollte sie sich dem geistlichen Stande widmen. Sie baute Altäre, trug härene Gewänder, und als man dies verhinderte, rieb sie sich mit goldenen Armringen die Haut blutig. Was sie hatte, gab sie den Armen; sie scheute sich nicht, für solche zu betteln. Den Rosenkranz hatte sie fast beständig in der Hand. Ihre Geduld und Ergebenheit legte sie

besonders bei einer überaus schmerzlichen Operation an dem Tag. Sie bekam nämlich ein Uebel an einem Fuß, und die Aerzte erklärten, ohne Schwierigkeit könne dasselbe nicht geheilt werden. Sie erwiderte: „Wenn es des Vaters Wille ist, so thut, was Euch nöthig erscheint.“ Die Kaiserin-Mutter konnte der Operation nicht beiwohnen; nur der Kaiser sah zu, wie man den Fuß mit eisernen Schrauben zog und streckte. Als einige Anwesende ihr zuflüsterten, sie möchte doch die Aerzte bitten, daß sie ihr weniger Schmerzen verursachten, antwortete sie: „Was der himmlische Vater geschaffen hat, dabei mag es verbleiben; er hat mir befohlen, demselben zu gehorchen.“ Nach dem Tode ihres Vaters begab sie sich nach Spanien. In Montferrat gelobte sie sich Christo und es wird erzählt, das Madonnabild habe durch Neigung des Hauptes die Annahme des Gelübdes zu erkennen gegeben. Auch zu Lissabon, wohin sie sich mit ihren Hofdamen begab, führte sie ein klösterliches Leben, selbst im königlichen Palaste. Sie betete mit ihrer Dienerschaft die Psalmen. Da den Armen der Eintritt in den Palast verboten war, ließ sie von dem Balkon desselben Brod und andere Gaben durch Stricke herab. Der König Philipp II. von Spanien bot ihr die Hand; sie aber verweigerte die Annahme, wiewohl der Papst schon im Voraus Dispensation wegen Verwandtschaft ertheilt hatte. Man stellte ihr vor, wie diese Heirath für sie selbst und ihre Familie vortheilhaft wäre. Hierauf erwiderte sie, sie wolle lieber als arme Klosterfrau leben und sterben, denn die mächtigste Königin der Welt sein. 1584 wurde sie förmlich und feierlich in den Klarenorden aufgenommen, mit ihr viele andere adelige Fräulein. Bei dieser Handlung war sie noch einmal prächtig mit Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt. Dieser weltliche Schmuck wurde

ihr von vier Klosterjungfrauen abgenommen; sie legte dann das abgeschnittene Haar der heiligen Klara zu Füßen. Von nun an lebte sie mit der größten Strenge nach den Regeln des Ordens. Sie bedauerte es sehr, daß der König ihr nicht gestatten wollte, den Titel „Infantin“ gänzlich bei Seite zu legen und sich in jeder Beziehung den andern Klosterjungfrauen gleich zu stellen. Die Aebtissin stellte sie vielfach auf die Probe, strafte sie bisweilen mit angenommenem Ernste, auch wenn sie solches nicht verdient hatte. Hierauf antwortete Margaretha mit tiefster Demuth, bat um Verzeihung und gelobte Besserung. Sie mußte die niedrigsten Dienste verrichten, Wasser holen, Geschirr reinigen etc. etc.; mit der größten Bereitwilligkeit unterwarf sie sich diesen und andern Befehlen. Dagegen waren alle Versuche und selbst die Befehle ihres Vaters, wieder aus dem Kloster heraus zu gehen, ohne Erfolg. Später wurde sie des Augenlichtes beraubt; sie dankte dem himmlischen Vater für diese Heimsuchung und ertrug dieselbe mit der größten Geduld; sie starb am 5. Juli 1633.

Eine Zeitgenossin der Genannten war

9. Maria Christina,

Tochter des Erzherzogs Karl (geboren 1574), erzogen am Hofe des streng katholischen Herzogs Albrecht von Bayern; sie war eine gelehrte Dame, die auch die lateinische Sprache verstand. Am 6. August 1595 wurde sie mit dem Fürsten Sigismund Bathory von Siebenbürgen vermählt. Die Ehe war keine glückliche und mußte bald wieder gelöst werden. Maria wollte in den Klarenorden eintreten, allein sie ging in das Stift von Hall, in welches sie mit ihrer Schwester nach

vollendetem Probejahr 1608 aufgenommen wurde. Sie war und blieb eine Wohlthäterin der Armen.*)

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war

10. Eleonore Magdalena Theresia,

geborene Prinzessin von Pfalz-Neuburg, Gemahlin des Kaisers Leopold I., eine überaus fromme und zu geistlichen Uebungen geneigte Dame. Sie wäre am liebsten in ein Kloster gegangen und als sie vernahm, daß sie mit dem Kaiser vermählt werden sollte, setzte sie sich absichtlich der Sonne, sowie Wind und Wetter aus, damit sie durch ihre braune Farbe denselben erschrecke. Sie unterwarf sich den strengsten Bußübungen, trug Armbänder mit Eisenspitzen, ging während der Prozessionen barfuß und las während der Opern statt des Textes die Psalmen. Sie gebar ihrem Gemahl die beiden künftigen Kaiser Joseph I. und Karl VI. Ihr ascetischer Sinn hielt sie von wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht ab; man konnte sie mit Fug und Recht eine gelehrte Dame nennen; sie studirte theologische Schriften und gab sich mit Musik ab. Auch war sie eine Meisterin in feinen weiblichen Arbeiten. Nach dem Tode ihres Gemahls unterstützte sie ihren Sohn Joseph I. mit ihrem Rath. Nachdem auch dieser 1711 gestorben war, leitete sie selbstständig die Staatsgeschäfte. Ihr anderer Sohn, Karl, übertrug ihr während seiner Abwesenheit die Regierung an seiner Stelle. Sie starb 1720.**)

---

*) Klemm IV, 235. Gans, a. a. O. S. 315, 397.
**) Klemm III, 290.

Achtes Kapitel.

Schattenseiten.

Ueber den Lichtseiten dürfen wir die Schattenseiten des weiblichen Lebens während unserer Periode nicht aus den Augen verlieren. Dieselben treten gegen Ende derselben besonders bemerkbar hervor, zunächst und zumeist allerdings an den Fürstenhöfen, an welchen die lockeren Sitten des französischen Königshofes Nachahmung fanden. Die Verletzung der ehelichen Liebe und Treue wurde bei den durchlauchtigsten Herren immer gewöhnlicher, so daß sich das Volk allmählich an diese Unsitte gewöhnte und immer weniger Anstoß daran nahm. Wir haben schon im Vorübergehen der in der Geschichte Würtembergs berüchtigt gewordenen Grävenitz gedacht, welche den Herzog Eberhard Ludwig wie mit einem Zaubernetz umgarnt hatte. Man nannte sie nur die „Landverderberin;" denn um für sich und die Ihrigen Schätze zu sammeln, ruinirte sie Würtemberg auf das ruchloseste. Was sie wollte, geschah; Niemand wagte, ihr zu widerstehen, da ein solcher Frevel nicht ungeahndet blieb. Es war ausdrücklich im Lande bei schwerer Strafe verboten, übel von ihr zu reden. Nur der wackere Hof=

prediger Osiander hatte den Muth, als sie verlangte, in's Kirchengebet eingeschlossen zu werden, ihr in's Angesicht zu sagen: „Wir thun das schon lange in der Bitte: Herr, erlöse uns von dem Uebel.“ Ihr Hauptbestreben war darauf gerichtet, sich und den Ihrigen Geld zu machen; darum verkaufte sie ihre Gunstbezeugungen so theuer als möglich. Wer ein Amt haben wollte, mußte den Geldbeutel öffnen und zwar mitunter sehr weit; selbst das Recht mußte erkauft werden, vielmehr noch Privilegien und Handelsmonopole; alle Strafen wurden in Geldstrafen verwandelt. Der Rahm von dem Allen floß in die Kasse der allmächtigen Dame, während die herzogliche Kasse meistens Ebbe hatte. Da war denn der Herzog öfters genöthigt, bei der Dame zu borgen, die ihn nach ihren Launen beherrschte und die jeder Verantwortlichkeit überhoben war. Einmal confiscirte sie ohne weitere Umschweife und ohne irgend einen Rechtsgrund zu haben, eine Menge englischer Waaren, um ihre Garderobe damit zu bereichern. Ein anderes Mal bot ihr Jemand 5000 Gulden für das Recht, eine Apotheke in Stuttgart zu errichten. Sie nahm das Geld, quittirte es, schickte aber das Patent nicht; der Herr kam wieder und brachte sein Gesuch in Erinnerung. Die Gräfin will sich der Sache nicht mehr erinnern, muß sich aber durch die vorgehaltene Quittung überführen lassen; sie nimmt die Quittung, entfernt sich und kommt nicht wieder. Der Geprellte bekam nimmer das Geld zurück, eben so wenig das Patent für die Apotheke. Das Volk mußte schweigen; doch wuchs die Unzufriedenheit und sie konnte dem Herzog nicht ganz verborgen bleiben. Namentlich gab sich dieselbe in Stuttgart zu erkennen; deshalb beschloß der Herzog, seine Residenz zu verlegen; er erbaute mit ungeheueren Kosten die neue Residenzstadt Ludwigsburg

und das dasige prachtvolle Schloß. Bei der Grundsteinlegung ließ er so viel Brod unter das Volk austheilen, daß Mancher beinahe zu Tode geworfen wurde. Zuletzt bewährte sich auch bei der Gräfin das Wort: Hochmuth kommt vor dem Falle. Ihr eigener Bruder gesellte sich zu ihren Feinden. Der Herzog schenkte einer anderen Geliebten seine Gunst; er ließ die bisherige verhaften und beraubte sie eines Theils ihrer Besitzungen. Nach dem Tode des Herzogs wurde ihr noch mehr abgenommen.

Einen besseren Namen unter den fürstlichen Geliebten jener Zeit hat Aurora von Königsmark, eine geborene Schwedin aus der Familie, welche auch im dreißigjährigen Kriege einen Feldherrn nach Deutschland schickte, hinterlassen. Sie hatte in ihrer Jugend eine ausgezeichnete Bildung empfangen; außer ihrer Muttersprache, der schwedischen, sprach sie Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch mit ungewöhnlicher Reinheit und Eleganz. Auch in den klassischen Sprachen, besonders im Lateinischen, war sie nicht unbewandert; sie besaß ausgezeichnete historische und geographische Kenntnisse, sie war geübt im Gesang und im Lautenspiel, durch ihre Unterhaltungsgabe, ihren Scharfsinn und Witz eine gern gesehene Gesellschafterin. Voltaire nannte sie die liebenswürdigste Frau Europa's. Wie hätte der Kurfürst August der Starke von Sachsen, der in seinen Gunstbezeugungen überaus verschwenderisch und unbeständig war, diese auch durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Dame sehen können, ohne daß die Begierde in ihm erwacht wäre, sie zu besitzen? Aurora kam nach Dresden, um die Vermittelung des Kurfürsten, da ihr Bruder auf unerklärliche Weise im Schlosse zu Hannover verschwunden war, in Anspruch zu nehmen. August rief auf der Stelle: „O, wie schön ist diese junge Schwedin!“

Er hatte von diesem Augenblick an keine Ruhe mehr, bis es ihm gelang, Auroren seine Liebe zu erklären und ewige Treue zu geloben — freilich, um sie wieder zu brechen, wie er es im Leben so oft gethan hat. Es wurden nun zu Ehren der kurfürstlichen Geliebten die kostbarsten Feste veranstaltet. An dauernden Widerstand war nicht zu denken. Etwa zehn Jahre erhielt sich Aurora in der Gunst des Kurfürsten, der zugleich König von Polen war; sie wurde die Mutter des Grafen Moritz von Sachsen, der unter dem Namen „Marschall von Sachsen" den Franzosen gegen Deutschland diente. Lobend muß anerkannt werden, daß Aurora ihren Einfluß bei August nicht in ähnlicher Weise, wie die Grävenitz, mißbraucht hat; sie verlangte ausdrücklich, daß der Kurfürst seiner Gemahlin und seiner Mutter die gebührende Achtung und Liebe beweise. Auch sorgte sie dafür, daß sie sich zur rechten Zeit zurückziehen konnte, indem sie sich eine Stellung in dem reichsunmittelbaren Stift Quedlinburg verschaffte. Noch einmal trat sie dem Kurfürsten näher, als dieser von Karl XII. von Schweden der polnischen Königskrone beraubt und in seinem deutschen Erbstaate bedroht wurde. Sie übernahm es, zu dem unerbittlichen Sieger zu gehen, um durch ihre Fürbitte dessen Herz zu erweichen. Karl aber ließ sich durch ihre immer noch nicht verwelkte Schönheit nicht bethören und bestechen, er verweigerte ihr standhaft jede Audienz, und da sie es einzurichten wußte, daß er ihr in einem Hohlwege begegnete, ritt er kalt und gleichgültig vorüber, ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen.

Die letzten Jahre verlebte Aurora zu Quedlinburg, ohne Aebtissin zu sein, auf ziemlich glänzendem Fuße; sie sah öfters Gesellschaften um sich, mußte aber zuletzt noch mit Mangel und Noth kämpfen; sie starb 1728,

obschon sie das fünfzigste Jahr noch nicht zurückgelegt hatte.*)

Viel theuerer als die Königsmark kamen einige ihrer Nachfolgerinnen dem Sachsenland zu stehen, z. B. die Gräfin Cosel, welche dem Kurfürsten nach und nach 20 Millionen Thaler abgelockt haben soll.

An andern Fürstenhöfen, selbst an geistlichen, finden wir dieselbe Hintansetzung göttlicher und menschlicher Gesetze; es schien, als ob für die hohen Herren solche gar nicht vorhanden wären. Auch verloren dergleichen Verbindungen nicht blos in den Augen der ungebildeten Menge, sondern auch bei den höheren Ständen den Charakter der Schande und Ehrlosigkeit. Viele adelige Familien, selbst gräfliche, sahen es nicht ungern, wenn die Augen eines Fürsten auf ihre Töchter gerichtet wurden, und wenn diese dem an sie ergangenen Rufe Folge leisteten. Man freute sich des dadurch zu erlangenden und später wirklich erlangten Gewinnes; manche Familie hat sich auf diese Weise große Reichthümer erworben.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß sich die meisten Fürstenfrauen großentheils höchst ehrenwerth unter den für sie drückenden Verhältnissen benahmen; sie ertrugen das Unvermeidliche mit der größten Selbstverleugnung und vergaßen nur in einzelnen Ausnahmsfällen, was sie ihrer Ehre und ihrer Stellung schuldig waren; eine besonders ehrenwerthe Erwähnung in dieser Beziehung verdienen die Gemahlinnen Augusts des Starken und Eberhardt Ludwigs

---

*) Sternberg berühmte Frauen des 18. Jahrh., Ramshorn a. a. O.

von Würtemberg. Nur in einzelnen, nicht durchweg verbürgten Fällen unterlagen die Fürstinnen dem Mißmuth über die erfahrene Zurücksetzung und den dadurch herbeigeführten Versuchungen.

Vielfach Gegenstand historischer Untersuchungen und dichterischer Darstellungen ist der Verkehr der unglücklichen Sophia Dorothea, Gemahlin des Kurprinzen Georg von Hannover, späteren Königs von England, mit dem jungen Grafen von Königsmark*) geworden. Beide hatten heimliche Flucht verabredet. Da verschwand der Graf auf Nimmerwiedersehen — wahrscheinlich wurde er meuchlings ermordet; die Prinzessin wurde auf das entfernte Schloß Ahlden gebracht, wo sie viele Jahre (von 1694—1726) festgehalten wurde. Sie ist bekannt geworden unter dem Namen der Herzogin von Ahlden.**)

Um so mehr hatte das Volk unter den Ausschweifungen seiner Fürsten zu leiden, da dieselben zu grenzenlosem Aufwand verleitet wurden. Das Leben in diesen Kreisen glich einem ewigen Rausche. Schon der alltägliche Lauf der Dinge bot einen steten Wechsel von Lustbarkeiten und Zerstreuungen durch Bälle, Concerte, Spielgesellschaften. Maskeraden folgten sich an vielen Höfen Tag für Tag, nur etwa unterbrochen je nach der Jahreszeit durch Jagdpartien, Schlitten- oder Gondelfahrten, den Besuch der verschiedenen Lustschlösser und allerhand Festlichkeiten im Freien. Am Mittag vereinigte gewöhnlich eine reichbesetzte

---

*) Dem Bruder Aurorens.

**) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, Band II, S. 98. Palmblad, Briefwechsel des Grafen K. und der Prinzessin Sophia Dorothea von Celle, 1847. Die Herzogin von Ahlden, 1852.

Tafel — an den größeren Höfen bis zu 90 und 100 Couverts täglich — die fürstliche Familie mit den fremden Cavalieren (welche oft auch im Residenzschlosse selbst Wohnung erhielten), den Hofchargen und sonstigen Eingeladenen zu einem reichen und meistens ausgedehnten Mahle, und am Abend fand sich die glänzende Gesellschaft in der französischen Comödie oder der italienischen Oper wieder zusammen, wo nach damaliger Sitte die ganze vornehme Welt freien Eintritt hatte. — — Dazu kamen endlich die vielen außergewöhnlichen Feste, zu denen der Geburts- oder Namenstag des Fürsten oder seiner Geliebten oder auch wohl irgend eine willkürlich herbeigeführte Gelegenheit Anlaß gab.*) Die Vorbereitungen dazu nahmen Wochen, ja Monate, in Anspruch. Das Lustlager bei Mühlberg, welches August der Starke veranlaßte, kostete 5 Millionen Thaler. Dazu die ungeheuren Prachtbauten, welche in fürstlichen Residenzen oder Nebenresidenzen aufgeführt wurden; der japanische Palast in Dresden enthielt allein für 1 Million Thaler echtes japanesisches Porzellan; die prachtvollen Tapeten waren aus natürlichen Federn zusammengesetzt; das sogenannte grüne Gewölbe kostete zahllose Summen.

Solche Ausschreitungen konnten nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das ganze Volksleben bleiben. Am nächsten und meisten angesteckt wurden die mit den Fürstenhöfen in steter Berührung stehenden adeligen Familien; sie wurden in das zügellose, ausgelassene Hofleben hineingezogen und ahmten dasselbe nach ihrer Weise nach. Was sie an den deutschen Höfen nicht lernten, lernten sie in Paris, wohin

---

*) Biedermann II, 108.

die Junker sich für kürzere oder längere Zeit der Unterhaltung und Bildung wegen begaben.

Doch waren die lockeren Sitten nicht in allen Theilen Deutschlands in gleicher Weise verbreitet; besonders gilt dies von verschiedenen deutschen Städten. Wien war schon in früherer Zeit durch seine lockeren Sitten berüchtigt und hat sich diesen Ruf bis zu Ende unserer Periode erhalten. Ueber Hamburg dagegen besitzen wir noch günstige Zeugnisse aus dem Jahre 1725 und später, daß die dortigen Frauen in ehrbarer Zurückgezogenheit gelebt hätten, daß sie fast nur in Begleitung ihrer Männer oder Eltern ausgegangen und selbst in den Häusern nicht leicht zugänglich gewesen wären. Ueberhaupt hielt sich ein nicht geringer Theil des Bürgerstandes noch strenger in väterlicher Zucht und Sitte, während die höheren Stände schon längst diese Schranken durchbrochen hatten. Doch wich man auch in den bürgerlichen Lebenskreisen immer mehr von der früheren Einfachheit und Zucht ab. Die Trunksucht nahm immer mehr zu und es ist auch von trunkenen Frauen vielfach die Rede. Hazardspiele waren an Höfen und in adeligen Schlössern ganz an der Tagesordnung, und es wurden namhafte Summen dieser Spielwuth geopfert; Herren und — Damen waren dabei betheiligt.

Der Aufwand wurde immer allgemeiner. In Nürnberg und Augsburg, wo noch der jugendliche Leibnitz durch die wohlthuenden Spuren eines echt bürgerlichen, an der altväterlichen Sitte getreulich festhaltenden und darum in sicherem Wohlstande beharrenden Gemeinwesens erfreut worden war, hatte sich im Laufe eines halben Jahrhunderts dieser glückliche Zustand der Dinge vielfach zum Schlimmeren gekehrt. Der allgemeine Taumel der Mode hatte auch sie ergriffen. Ein Reisender, welcher Augsburg, Ulm und

andere süddeutsche Reichsstädte um das Jahr 1730 besuchte, glaubte wahrzunehmen, daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostspieligen Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des Ganzen wie der Einzelnen rückwärts gehe, und daß man weder um die eigene Zukunft, noch um das eigene Wohl sich sonderlich kümmere.*)

Auch in Hamburg wird allmählich über die Pracht, Ueppigkeit und Selbstüberhebung der Bewohner geklagt; selbst der Bürgermeister tadelt die immer mehr einreißende Sitte des Verschwendens und die in Folge davon sich häufende Zahl der Bankerotte.

Die Ansichten über das eheliche Leben wurden leichtfertiger und laxer. Man discutirte schon damals darüber, ob nicht ein freieres Verhältniß der Liebe dem strengen, unauflöslichen Bund der Ehe vorzuziehen sei.

Auch die Literatur trug dazu bei, den sittlichen Ernst zu untergraben; zweideutige Späße waren etwas ganz Gewöhnliches.

In anderer Beziehung hielt man immer noch fest an den väterlichen Gewohnheiten und Sitten und dieser Umstand war ein schützender Damm gegen die überfluthenden Wogen einer neuen Zeit. So war das förmliche Anhalten um eine Braut auch im Bürger- und Gelehrtenstande noch allgemein im Gebrauche. Gottsched hatte schon vier Jahre mit seiner Braut in vertraulichem Briefwechsel gestanden. so daß er ihrer wie ihrer Mutter Einwilligung längst versichert war; dennoch hielt er durch eine Mittelsperson

---

*) Biedermann II, 524.

förmlich um ihre Hand an, wobei er bemerkte, es sei dies ein Zoll, den man der Gewohnheit bringen müsse. Ohne in aller Form Rechtens abgefaßte Ehepakten wurde nicht leicht eine Ehe geschlossen.

In kleineren und mittleren, mitunter auch größeren Städten, namentlich solchen, die von den Residenzen und dem Weltverkehr mehr entfernt lagen, lebten die Frauen noch mehr zurückgezogen, mit dem Hauswesen und den weiblichen Arbeiten beschäftigt; darum war auch ihr geistiger Gesichtskreis in der Regel ein beschränkter.

Im Allgemeinen konnte man über den Zustand weiblicher Bildung noch wohlbegründete Klage führen, wie in der That eine weibliche Feder solche ausgesprochen hat: „Man steht in dem Gedanken, es sei zu unserem Unterrichte genug, wenn man uns die Buchstaben zusammensetzen und dieselben, zuweilen schlecht genug, nachmalen lehrt. Darauf hält man uns eine Französin, um eine fremde Sprache in's Gedächtniß zu fassen, da wir doch die Muttersprache nicht recht verstehen. Unser Verstand wird durch keine Wissenschaft geübt, und man bringet uns, außer einigen oft übel genug an einander gehängten Grundlehren der Religion, Nichts bei; ja auch diese werden meistentheils mehr dem Gedächtnisse, als dem Verstande eingeprägt. Wenn man die Schule verläßt, so verläßt man, wofern ich etwa ein Gebetbuch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder, wenn man ja Etwas liest, so ist es ein läppischer oder närrischer Roman, wodurch die vorhin eitlen Personen unseres Geschlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit bestärkt werden. Die Schriften, die zur Verbesserung des Verstandes und Willens Etwas beitragen könnten, dünken uns zu schwer, zu unverständlich, zu trocken, zu ernsthaft. Und da man unsere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt

hat, so wird es uns sauer, solche Bücher, die mit Ueberlegung gelesen sein wollen, zu verstehen, so daß wir sie wieder von uns werfen, wenn wir sie kaum in die Hände genommen haben."*)

Das Schlimmste aber für das weibliche Geschlecht oder unzählige Glieder desselben war der damals noch fast allgemein verbreitete Hexenglaube. Wir haben im fünften Kapitel ein Opfer dieses Wahns, die Apothekertochter Sidonie Borke, erwähnt. Ein anderes charakteristisches Beispiel ist Metta von Zehren, die Tochter eines wohlhabenden pommerschen Gutsbesitzers, von einem ernsten, finsteren Charakter. Sie lernte einen in der Nachbarschaft wohnenden jungen Edelmann, Otto von Geltingen, kennen; es dauerte nicht lange, so erklärten sich Beide ihre gegenseitige Liebe, freilich ohne daß sie den Vater um dessen Einwilligung gebeten hätten. Dieser verweigerte solche hartnäckig. Metta gehorchte und das Verhältniß löste sich wieder auf. Bald nachher gerieth der alte von Zehren mit einigen Grenznachbarn in Streit und wurde von denselben mißhandelt; er würde vielleicht getödtet worden sein, wenn Otto nicht hinzugekommen wäre und denselben den Händen seiner Feinde entrissen hätte. Der Gerettete war gerührt über die edele That und gab jetzt sein Jawort zu der Verlobung. Die Hochzeit wurde festgesetzt und die Verlobten waren fröhlich in Hoffnung. Doch ein unglückliches Ereigniß sollte diese zunichte machen. Geltingen tödtete einen Gegner in einem Duell und sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Er kümmerte sich nicht weiter um seine Braut, die auch von den Eltern verstoßen wurde, da diese einen übereilten Fehltritt nicht verzeihen wollten. Die

*) Biedermann II, 518.

Unglückliche irrte hülflos umher, bis sich ein Förster ihrer erbarmte und sie in sein Haus aufnahm. Metta vergalt diese Barmherzigkeit mit solcher Dienstfertigkeit und Freundschaft, daß sie von der ganzen Familie geliebt und geachtet wurde. Aber der Förster verlor während des Krieges Hab und Gut und mußte als ein Bettler von dannen ziehen. Metta sah sich genöthigt, als Dienstmagd ein anderes Unterkommen zu suchen. Fortwährendes Unglück schien sie zu verfolgen; sie mußte das Haus verlassen, weil die Frau eifersüchtig wurde, ebenso einen andern Dienst, da sie unschuldiger Weise in den Verdacht der Unehrlichkeit kam. Endlich gelang es ihr, bei einer Bauernfamilie zu finden, was sie bedurfte, Herzen, die sich ihrer erbarmten. Sie bemühte sich, den Leuten durch Gegenliebe und Fleiß ihre Dankbarkeit zu beweisen. Ein neuer Unstern schien über sie aufzugehen. Die Frau des Bauern starb und Metta mußte fürchten, daß sie abermals den Wanderstab ergreifen müsse. Doch es kam anders. Der Bauer erkannte, was ihm die Magd, deren Stand ihm unbekannt geblieben war, geleistet hatte und leistete. Er bot ihr darum nach einiger Zeit seine Hand. Sein ganzes Hauswesen gedieh unter der Leitung der neuen Hausfrau; sein Wohlstand wuchs, so daß er darüber beneidet wurde. Aber nun fragte man, woher die Frau wäre, und gab allerlei Vermuthungen Raum, da man nichts Gewisses erfahren konnte. Um dieselbe Zeit wurde eine andere Frau des Dorfes beschuldigt, daß sie einem Kinde eine Krankheit angezaubert habe. Die Frau wurde gefänglich eingezogen und auf die Folter gebracht; sie gestand nun unter den furchtbarsten Qualen, was man von ihr wissen wollte, und gab zuletzt Metta als ihre Mitschuldige an. Auch diese wurde ergriffen und in Untersuchung gezogen. Sie vertheidigte sich im Be=

wußtsein ihrer Unschuld mit Ruhe und Würde. Was half's? Man unterwarf sie den schmerzlichsten Martern, ohne sie zum Geständniß bringen zu können. Da entdeckte man an ihrer Schulter eine Narbe, die man für ein Wahrzeichen des Teufels hielt; sie wurde verurtheilt, verbrannt zu werden. In der folgenden Nacht unterlag sie ihren Qualen. Ihr Körper wurde unter dem Hochgericht begraben. Das geschah 1667.

Nicht so traurig endete die Anklage gegen Katharina Guldenmann, die Mutter des Astronomen J. Keppler. Ihre Ehe mit Heinrich Keppler war eine friedlose und unglückliche; ihr Mann trieb sich lieber draußen bei den Kriegsleuten herum, als daß er in rechter Weise für Weib und Kind gesorgt hätte; auch kann nicht geleugnet werden, daß Katharina wenig geeignet war, denselben an das Daheim zu fesseln. Verschiedene Versuche, z. B. durch Pachtung einer Wirthschaft ein geordnetes Hauswesen zu gründen, schlugen fehl. Zuletzt verließ Keppler seine Familie ganz und gar, um unter die Oesterreicher zu gehen. Wenigstens kehrte er nicht wieder zurück. Katharina sah sich in eine traurige Lage versetzt, da sie allein für sich und ihre vier Kinder zu sorgen hatte. Zudem wurde sie beschuldigt, sie sei hauptsächlich Ursache davon, daß ihr Mann seine Familie verlassen habe. Man lispelte sich in die Ohren, er müsse noch Anderes gefunden haben, was er Niemandem anvertrauen wolle. Sie wurde durch solche Reden als der Hexerei verdächtig bezeichnet. Auch war ihr Aeußeres, so wie ihre ganze Persönlichkeit wenig geeignet, ihr die Herzen anderer Leute zu gewinnen. Sie hatte mindestens eben so viel Männliches als Weibliches in ihrem Wesen. Sie beharrte hartnäckig auf ihren Ansichten und fürchtete sich nicht vor dem Disputiren und Streiten. Uebrigens war sie eine

ehrsame, charakterfeste Frau, welche sich alle Mühe gab, ihr Hauswesen in Ordnung zu bringen. Auch brachte sie es dahin, daß alle ihre Kinder einen Hausstand gründeten, und erlebte es, daß ihr Sohn Johannes als kaiserlicher Hofastronom einen berühmten Namen erhielt. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, sie in den Verdacht der Hexerei zu bringen. Sie war lebhaften Geistes und ging darum gerne unter die Leute, sich Unterhaltung zu verschaffen; sie ging sogar in fremde Häuser, in denen sie Nichts zu thun hatte, und mischte sich in die Angelegenheiten der Bewohner, welche sie gar nicht berührten. Schon dieser Umstand bestärkte die Leute in dem Argwohn, daß es nicht ganz richtig bei ihr stehe. Einzelne Thatsachen trugen noch weiter dazu bei, in den Augen des Volks jeden Zweifel an der Gewißheit dieses Argwohns zu entfernen. Katharina besaß einige medizinische Kenntnisse. Einstens kam sie zufällig dazu, als ein Barbier den kranken Fuß einer Frau verband. Sie befühlte denselben und schickte der Patientin eine Salbe. Der Fuß wurde schlimmer und verursachte der Frau heftige Schmerzen. Grund genug zu glauben, das Betasten und die Salbe der Keppler seien Zaubermittel gewesen. Selbst der Schullehrer des Städtchens vermehrte den Verdacht. Er war ein Schulgenosse des Astronomen und verkehrte öfters mit der alten Mutter. Auch trank er wohl bisweilen ein Glas Wein bei derselben. Eines Tages wurde der Herr von einer Krankheit überfallen. Niemand wußte zu helfen oder zu sagen, woher die Krankheit rühre. Zuletzt überredete sich der Lehrer, seine Krankheit könne nur von einem Tranke herrühren, den er von der Keppler empfangen habe. Man schrieb sogar den Tod einer auszehrenden Tagelöhnerin, so wie das Kopfweh und Erbrechen eines Barbiergesellen

ihren Zauberkünsten zu. Es kam zur Klage und zur Untersuchung. Diese würde ohne Zweifel Folter und Verurtheilung herbeigeführt haben, wenn nicht ihr Sohn seinen ganzen Einfluß geltend gemacht hätte, die drohende Gefahr von dem Haupte seiner Mutter abzuwenden. Schon war der Scharfrichter beauftragt, der Angeklagten einige Marterwerkzeuge vor das Gesicht zu halten und ihr umständlich zu erklären, wie jedes angewendet werde und welche Martern es verursache. Katharina vertheidigte sich mit Ruhe und Würde; sie schloß mit den Worten: „Ich sterbe darauf, daß ich mit der Hexerei nichts zu thun gehabt habe. Gott, dem ich Alles anheim stelle, wird die Wahrheit nach meinem Tode offenbaren, wird mein Beistand sein und seinen heiligen Geist nicht von mir nehmen.“ Hierauf fiel sie auf die Kniee und betete mit lauter Stimme ein Vaterunser. Jedermann erwartete weitere Exekution und Verurtheilung. Aber auf höheren Befehl wurde die Angeklagte und Jahre lang Verfolgte freigesprochen und sollte, wenn die Ihrigen wegen der Kosten Sicherheit geleistet hätten, entlassen werden (1621 den 4. November).

Diese beiden Erzählungen, denen wir unzählige andere hinzufügen könnten, zeigen, wie leicht es war, in den Verdacht der Hexerei zu kommen und wie schwer es den Angeschuldigten gelang, sich ein günstiges Urtheil zu verschaffen. Den Verdacht rief das Größte wie das Kleinste, das Ernsteste wie das Lächerlichste hervor; ungewöhnliche Schönheit und ungewöhnliche Häßlichkeit, besonders triefende Augen, außerordentliche Einfalt und hervorragender Verstand, Armuth und Reichthum, Krankheit und Gesundheit, ein unbesonnenes Wort, so wie eine unbedachtsame Geberde, Alles konnte unter Umständen als Anzeichen der Hexerei dienen; wer solche leugnete, erschien verdächtig, so wie der, welcher

ihr das Wort redete. Grassirende Krankheiten unter Menschen und Vieh, Mißrathen von Frucht oder Futter, Hagel, Wassers- und Feuersnoth, alles dies schrieb man der Teufelskunst eines Mannes oder einer Frau zu. Hatte eine Frau Liebe zu einer Katze oder bewies eine solche ihr Anhänglichkeit, sah man sie bei einer Kröte, bei Knochen und dergl. stehen, so galt dies schon als halber Beweis. Hatte eine Frau einen Feind, so gab er sie als Hexe an, und ihr Verderben war gewiß. Wer sich am besten vertheidigte, dem hatte der Teufel geholfen, und wer schwieg, that es im Bewußtsein seiner Schuld. Alle Rechtsformen wurden gegen die Angeklagten mit Füßen getreten; die Marterwerkzeuge, welche gebraucht wurden, um ein Geständniß zu erpressen, waren der Art, daß es uns nicht wundern kann, wenn die meisten Angeschuldigten bejahten, was man wollte.

In der kleinen Reichsstadt Nördlingen wurden von 1590—1594 32 Hexen und Zauberer hingerichtet; in Braunschweig wurden von 1590—1600 so viele Hexen verbrannt, daß die Brandpfähle vor dem Thor so dicht wie die Bäume in einem Walde standen. In der Grafschaft Henneberg erlitten 1612 in dem einen Jahre 22 Personen und von 1597—1676 im Ganzen 197 Personen den Tod wegen Zauberei. Im Dorfe Lindheim in der Wetterau, welches 540 Einwohner zählte, wurden von 1661—1664 30 Personen dem Scheiterhaufen übergeben; im Bisthum Bamberg von 1627—1630 bei einer Bevölkerung von 100,000 Köpfen 285, im Bisthum Würzburg von 1627—1629 über 200, Leute jedes Standes und jedes Geschlechtes.

Dank den Ehrenmännern, die gegen solchen Unfug geschrieben und geeifert haben: Der Arzt Johann Weier

und der Priester Cornelius Loos in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der Jesuit, Graf Friedrich von Spee 1631, der Niederländer Balthasar Becker in seinem Buche „Die bezauberte Welt“ 1691, der Professor Christian Thomasius zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Die letzte Hexe im deutschen Reiche wurde 1749 zu Würzburg verbrannt, Maria Renate Sengerin, eine Nonne von 70 Jahren. Zu Glarus in der Schweiz fand noch 1782 eine Hexenhinrichtung statt; in Polen und Ungarn florirten die Hexenprozesse noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

Inhaltsverzeichniß.

